





<36602223110019

Ueber

Goethe.

Literarische und artistische Nachrichten.

Herausgegeben

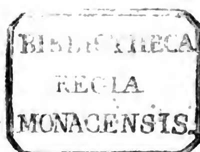
von

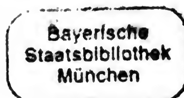
A. Nicolovius.

Erster Theil.

Mit zwei Schattenrissen.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Leich.
1828.


MONACENSIS.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Indem ich eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten Goethe'schen Literatur und des darauf Bezüglichen dem Publikum hierdurch anzukündigen wage, stelle ich mir eine äußerst mühevolle Aufgabe, welche indeß allen Freunden des gefeierten Dichter's, denen ich sie vorgelegt, gleich viel Schwierigkeit zu einer genügenden Ausführung als etwas Wahres zu enthalten scheint.

Möge mir hier das freie Bekenntniß gestattet sein, daß ich — so weit sich mir aus der Beschäftigung mit diesem Gegenstande ein Urtheil darbietet — eine Uebersicht der sämmtlichen Urtheile über Goethe, seit seinem Auftreten bis auf unsere Tage, besonders da eine solche die kritisch beleuchtete Geschichte derselben in sich enthält, für eine zweckmäßigere und nützlichere Unternehmung erachte, als irgend ein neues Urtheil selbst über ihn zu wagen. Goethe mag allerdings gering achten, was Andere über ihn von jeher gemeint haben, weil er dadurch in seinem productiven Thun nicht gefördert werden konnte. Allein in so fern die-

ses Meinen für Andere zu der von ihm möglicher Weise auf sie ausgehenden Bildung geführt hat, ist es nicht unwichtig. Sollten Sonne und Planeten wohl über die ersten kindlichen, ja kindischen Vorstellungen des menschlichen Geistes, ihre Bewegung betreffend, gelächelt haben? Sollte das Universum die ptolomäische Lehre über dasselbe verachtet haben, weil diese einen Irrthum enthielt? Ich glaube nicht! Denn jener Irrthum führte nach und nach zur Entdeckung der Wahrheit für den menschlichen Geist, obschon durch das copernikanische System die richtige Bewegung von Sonne, Mond und allen Sternen selbst weder eingeleitet noch überhaupt gefördert werden konnte. Der geneigte Leser wird sich alsbald selbst weitere Anwendung und Folgerungen dieses Gleichnisses in Beziehung auf meinen Gegenstand ergänzen.

Wenn es sich nun gleich nicht läugnen läßt, daß eine geschickte Zusammenstellung der mannigfaltigen Urtheile über einen bedeutenden und höchst einflußreichen lebenden Schriftsteller, für die Mit- und Nachwelt so interessant als wichtig ist; so gestehe ich für mein Theil dennoch unbefangen, daß auch mir die Hochzeit zu Kanaan immer um Vieles besser behagt hat, als hundert der schönsten Predigten darüber.

Die Art und Weise, wie man in den letzten Jahren größtentheils in Deutschland über Goethe geurtheilt und geschrieben hat, ist wohl in mancher Hinsicht tadelswerth

und unwürdig zu nennen. Die vielen faden und sinnlosen Phrasen, welche mit völligem Rechte ein so häufiges Geschrei über die sogenannten Goethocoraxe herbeigeführt haben, lassen auf eine entnervte und welke Urtheilskraft schließen, welche in ihrem öffentlichen Erscheinen weder zu beschönigen, noch zu entschuldigen ist. Ueber Goethe, der gleich kraft- als lebenvoll da steht, entnervte und welke Urtheile! Und dazu kommen noch die Schaaren der lauten Schreier, die ohne Aufhören ihre Verwunderung bekannt machen darüber, daß der Greis nicht in derselben Art, wie der Jüngling, der acht und siebenzig jährige Goethe nicht gerade so, wie der achtzehn jährige Goethe dichtet und schreibt. Diesen reihen sich die Nachahmer an, denen es durchaus ungerecht scheint, wenn man ihnen eben nachsagt, daß sie nachlallen und selbst ohne alle Productivität sein; um nicht hier auch deren zu gedenken, welche wie sie im bürgerlichen Leben berüchtigt und bescholten sind, so auch in der literarischen Welt sich bewiesen und hervorgethan haben. Wenn wir in unserer Zeit eine gewisse Unlust an der Satire bei den Deutschen mehr wahrnehmen, als in der letzteren Vergangenheit; so dürfte die Ursache davon wohl in den häufigen, meist auf Persönlichkeiten beruhenden, gehässigen Angriffen und den dadurch veranlaßten Gegenerklärungen zu suchen sein, welche selten ein wahres und gerechtes Interesse erregen, den ein=

zelnen Individuen in der Regel nicht zur Ehre gereichen und in der Kritik der National-Literatur eine besondere Züchtigung erheischen.

Die Sonne nur mit ihren Flecken anzuschauen, ist wahrlich die gewöhnlichste Art; sich aber an ihrem Glanze, uneingedenk der Flecken, zu ergötzen, ist edler und somit auch seltener. Freilich darf die herzliche Freude, aufrichtige Verehrung und innige Liebe, welche mit mir Unzählige für unseren Dichterfürsten im Innern empfinden, keineswegs der prüfenden Vorsicht entbehren, wodurch sie sonst leicht in eine nur für den Augenblick befriedigende und bequeme Andacht übergehen.

Ein Werk fand ich vor, welches meinen Zweck zu theilen schien: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden; herausgegeben von dem Hrn. von Varnhagen van Ense. Erste Sammlung. **1823.**" Dieß Werk ist wenig gelesen und sehr bald vergessen worden, weil es weniger ein Lesebuch, als vielmehr ein Leitfaden für den unverdrossen forschenden Literator ist. Nachdem ich mich von der Unmöglichkeit einer gleichartigen Fortsetzung überzeugt und zu dem Aufbau eines gänzlich neuen Gebäudes entschlossen hatte, wandte ich mich an Hrn. von Varnhagen selbst, dessen zuvorkommende Freundlichkeit und treulichst-mitwirkende Theil-

nahme an meinem Goethe-Buche ich in der That nicht genug zu loben und dankbarlichst zu erwidern weiß.

Wie ein gleichgesinntes Wirken und Begegnen auf der Bahn gleichen Strebens stets erfreulich und angenehm ist; so mußte auch mich das Erscheinen einer Sammlung sämmtlicher an Goethe gerichteten Gedichte, welche Hr. J. B. Rousseau in Hamm unlängst herausgegeben hat, unaussprechlich erfreuen, zumal da der geehrte Hr. Verfasser, mit dem ich sogleich in ein näheres Verhältniß getreten bin, von meinem Unternehmen durchaus keine Kenntniß hatte.

Da sich Goethe's Schaffen und Wirken weit über ein halbes Jahrhundert zurück erstreckt und der flüchtigste Blick auf unsere deutsche Literatur den Umfang seines Einflusses darthut; so kann ich denn auch nur durch theilnehmendes Mitwirken anderer Kräfte zu dem Ziele, welches ich vor Augen habe und zu erstreben eifrigst bemüht bin, gelangen. Deshalb ich denn zu Beiträgen und Zusätzen aller Art jeden Freund und kritischen Verehrer der Goethe'schen Schriften hierdurch ergebenst und herzlichst einlade und anmahne, damit die ganze Sammlung, nach und nach ergänzt und vervollkommnet, endlich aufs Neue geordnet, auf eine dem Ganzen angemessene Vollständigkeit Anspruch machen könne.

Goethe, dem ich dieß Werk sogleich nach der Vollendung des Druckes übersandte, würdigte dasselbe seiner Auf-

merksamkeit und versicherte mich in einer Zuschrift, daß es ein nicht unbedeutender Beitrag zur deutschen Literarcritik sei, indem der Character der verschiedenen Beurtheiler in demselben an's Licht gestellt werde. In Betreff meiner Aeußerung jedoch, daß ich keiner Stimme den Eingang zu wehren Willens sei, erwiderte Goethe: „Die Menschen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankommt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, so ist, eben so gut als das pro, auch das contra nöthig."

Nach welchem Plane ich dieß Unternehmen auszuführen geneigt bin, läßt sich aus dem vorliegenden ersten Theile hinlänglich ersehen. Ob aber meine Anordnung gelungen und dem Ganzen angemessen zu nennen, darüber bescheide ich mich jedes Urtheils.

Dieser Theil wird mit sehr werthen und interessanten Vermächtnissen von Goethe's Eltern sowohl eröffnet als auch beschlossen. Die beiden Silhouetten, deren Aehnlichkeit der gefeierte Sohn verbürgt, gewähren so manche Betrachtung. Im Gesichtsumrisse des Vaters erkennt man leicht den sinnigen Ernst des Dichters, der wohl unseren berühmten Archäologen Hirt vorzüglich veranlaßte, den schönen Kopf Goethe's mit der Vatikanischen Colossal-Büste des Kaisers Hadrian zu vergleichen. Im Bilde der Mutter scheint

sich dagegen ein ausgezeichneter Character gleichsam schalkhaft bemerkbar zu machen, der sich in schlichter und einfältiger Hülle verbirgt. Die beiden zuletzt mitgetheilten Briefe an Schönborn, aus dessen Nachlasse wir noch eine höchst interessante Auswahl seiner Papiere zu erwarten haben, werden wegen ihrer characteristischen Schönheit unstreitig überall Wohlgefallen erwecken.

Die Sternchen, deren ich mich in den ersten beiden Abschnitten bisweilen bedient habe, deuten die Unrechtmäßigkeit der Ausgaben an. Weil in Preußen der Bücher-Nachdruck gänzlich verboten ist, so sind mir leider nur sehr wenige Ausgaben der Art bekannt geworden. Indeß wird auch hiervon späterhin mehr anzuführen sein.

Was den dritten Abschnitt anbelangt, so bedarf er besonders in Hinsicht auf die Anführung der beurtheilenden Anzeigen einer großen Vervollständigung. Die Autor-Namen der anonym erschienenen Schriften habe ich, so weit sie mir bekannt worden, kurz andeuten, mich sonst aber aller anderweitigen Anmerkungen, seien sie kritischen oder polemischen Inhaltes, so viel als möglich enthalten wollen, um desto sicherer dem Zwecke zu entsprechen. Da es nun aber ein unermüdliches und anhaltend ausdauerndes Nachforschen und Bemühen kostet, jener älteren und ältesten Schriften ansichtig zu werden und ich ferner eine Sammlung alles

dessen, was von Goethe und auf ihn bezüglich ist, seit mehreren Jahren angelegt habe, so darf ich hier wohl den Besitzern der ersten Ausgaben Goethe'scher Werke und solcher Schriften über ihn, deren Umfang ich nicht anzugeben im Stande war, angelegentlichst den Wunsch äußern: mir dieselben durch die Verlags-Buchhandlung abzulassen, oder doch wenigstens deren Ansicht geneigtest zu vergönnen.

Die zur Erweiterung und Ausführung dieses gesammten Planes bestimmten Beiträge bitte ich meinem Herrn Verleger auf dem Wege des Buchhandels gütigst zukommen zu lassen, der mir jedwede Sendung baldmöglichst mitzutheilen die Güte haben wird.

Möge sich dieß Werk, das ich als eine Frucht meiner Pietät für den unsterblichen Dichter, dessen Erscheinung voller unwiderstehlichen Zaubers ist, in die Welt sende, einer lebendigen Theilnahme und wohlwollenden Aufnahme in derselben erfreuen.

Berlin, am **13**ten Januar **1828**.

Alfred Nicolovius.

Inhalt des ersten Theiles.

Ausgaben der gesammelten Goetheschen Schriften.

D. Goethens Schriften. Mit Kupfern. Berlin, bei Christian Friedrich Himburg, 1775. Zwei Theile. kl. 8.

Inhalt. 1ster Theil: Leiden Werthers. Götter, Helden und Wieland.

2ter Theil: Götz von Berlichingen. Clavigo. Erwin und Elmire.

J. W. Goethens Schriften. Mit Kupfern. Zweite Auflage. Berlin, bei demselben, 1777. Drei Bände. kl. 8.

Inhalt. 1ster Band: Leiden Werthers. Erwin und Elmire.

2ter Band: Götz von Berlichingen. Clavigo.

3ter Band: Stella. Claudine von Villa Bella. Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel.

J. W. Goethens Schriften. Mit Kupfern. Dritte Auflage. Berlin, bei demselben, 1779. Vier Bände. kl. 8.

Der Inhalt der ersten drei Bände ist mit der vorstehenden Ausgabe übereinstimmend. Der 4te Band enthält: Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen. Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeistlichen in Schwaben. Denkmal Ulrichs von Hutten. Von deutscher Baukunst. 1773. Fragmente. Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt. Gießen 1774. Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Hans Sachs. Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. Vermischte Gedichte.

Sämmtliche von Himburg veranstaltete Ausgaben der Goetheschen Schriften sind unrechtmäßig, aber zuverlässig. Nur der Aufsatz: „Denkmal Ulrichs von Hutten," welcher von Joh. Gottfried von Herder ist, gehört nicht dahin. Herder theilte denselben zuerst im Deutschen Merkur 1776 (Julius S. 1—34,) mit, späterhin auch in der fünften Sammlung seiner Zerstreuten Blätter. Ein Nachdruck der Ausgabe in vier Bänden erschien (ohne Kupfer) unter dem Titel: J. W. Göthens Schriften. 8. Carlsruhe, bei Christian Gottlieb Schmieder. 1787, 87, 78, 80. Der Inhalt ist auf gleiche Weise vertheilt.

Goethe's Schriften. Mit Kupfern. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen. 1787—90. Acht Bände. 8.

1ster Band: Zueignung. Leiden des jungen Werthers.

2ter Band: Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen.

3ter Band: Iphigenie auf Tauris. Clavigo. Die Geschwister.

4ter Band: Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel.

5ter Band: Egmont. Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire.

6ter Band: Torquato Tasso. Lila.

7ter Band: Faust. Jery und Bätely. Scherz, List und Rache.

8ter Band: Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes. Vermischte Gedichte. Künstlers Erdewallen. Künstlers Apotheose. Die Geheimnisse.

Goethe's Schriften. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen. 1787—91. Vier Bände. 8.

1ster Band: Zueignung. Leiden des jungen Werthers. Götz.

2ter Band: Die Mitschuldigen. Iphigenie auf Tauris. Clavigo. Die Geschwister. Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel, nach dem Aristophanes.

3ter Band: Egmont. Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Torquato Tasso.

4ter Band: Faust. Jery und Bätely. Scherz, List und Rache. Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes. Vermischte Gedichte. Künstlers Erdewallen. Drama. Künstlers Apotheose. Drama. Die Geheimnisse. Ein Fragment.

Goethe's neue Schriften. Mit Kupfern. Berlin, bei Johann Friedrich Unger. 1792—1800. Sieben Bände. 8.

1ster Band: Der Groß-Cophta. Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro Stammbaum. Das römische Carneval.

2ter Band: Reinecke Fuchs.

3ter bis 6ter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre.

7ter Band: Lieder, Balladen und Romanzen. Elegieen, Epigramme. Theaterreden.

Goethe's Werke. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchh. 1806—1810. Dreizehn Bände. gr. 8.

1ster Band: Lieder. Vermischte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Episteln. Epigramme.

2ter und 3ter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre.

4ter Band: Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet, nach

Voltaire. Tancred, nach Voltaire. Elpenor, ein Trauerspiel (Fragment).

5ter Band: Götz von Berlichingen. Egmont. Stella. Clavigo.

6ter Band: Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter.

7ter Band: Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Jery und Bätely. Lila. Die Fischerinn. Scherz, List und Rache. Der Zauberflöte zweiter Theil (Fragment).

8ter Band: Faust. Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Auf Miedings Tod. Künstlers Erdewallen. Künstlers Apotheose. Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimnisse.

9ter Band: Der Groß-Cophta. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel. Der Bürgergeneral. Gelegenheitsgedichte.

10ter Band: Reinecke Fuchs. Herrmann und Dorothea. Achilleis.

11ter Band: Leiden des jungen Werthers. Briefe aus der Schweiz.

12ter Band: Das römische Carneval. Ueber Italien, Fragmente eines Reisejournals. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Cagliostro's Stammbaum. Das Mährchen.

13ter Band: Die Wahlverwandtschaften.

Goethe's Werke. Stuttgard und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1815—19. Zwanzig Bände. gr. 8.

1ster Band: Zueignung. Lieder. Gesellige Lieder. Balladen. Elegien. Episteln. Epigramme. Weissagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten.

2ter Band: Sonette. Cantaten. Vermischte Gedichte. Aus Wilhelm Meister. Antiker Form

sich nähernd. An Personen. Kunst. Parabolisch. Gott, Gemüth und Welt. Sprichwörtlich. Epigrammatisch.

3ter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erstes bis viertes Buch.

4ter Band: Desselben fünftes Buch bis Schluß.

5ter Band: Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Paläophron und Neoterpe. Vorspiel. 1807. Was wir bringen. Lauchstädt. Was wir bringen. Fortsetzung, Halle. Theaterreden.

6ster Band: Götz von Berlichingen. Egmont. Stella. Clavigo.

7ter Band: Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. Elpenor.

8ter Band: Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Jery und Bätely. Lila. Die Fischerinn. Scherz, List und Rache. Der Zauberflöte zweiter Theil. Maskenzüge. Carlsbader Gedichte. Des Epimenides Erwachen.

9ter Band: Faust. Puppenspiel. Fastnachtsspiel. Pater Brey. Satyros. Bahrdt. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Mieding. Künstlers Erdewallen. Künstlers Apotheose. Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimnisse.

10ter Band: Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel. Der Groß-Cophta. Der Bürgergeneral. Die Aufgeregten.

11ter Band: Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Pandora.

12ter Band: Leiden des jungen Werther. Briefe aus der Schweiz.

13ter Band: Das römische Carneval. Fragmente über Italien. Cagliostro's Stammbaum. Die guten Weiber. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

14ter Band: Die Wahlverwandtschaften.
15ter Band: Benvenuto Cellini. Erster Theil.
16ter Band: Dessen zweiter Theil.
17ter bis 19ter Band: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster, zweiter und dritter Theil.
20ster Band: Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Diderots Versuch über die Mahlerei. Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke; Ein Gespräch. Der Sammler und die Seinigen. Summarische Jahresfolge Goethescher Schriften.

Goethe's Werke. Original-Ausgabe. (M. Kpfrn.) Wien, bei Chr. Kaulfuß und C. Armbruster und Stuttgart, in der J. G. Cotta'schen Buchh. Sechs und zwanzig Bände. fl. 8.
1ster Band: Gedichte.
2ter Band: Gedichte.
3ter und 4ter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre.
5ter Band: Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Palaeophron und Neoterpe. Vorspiel, 1807. Was wir bringen. Lauchstädt. Was wir bringen. Fortsetzung, Halle. Theaterreden.
6ter Band: Götz von Berlichingen. Egmont. Stella. Clavigo.
7ter Band: Iphigenie. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. Elpenor.
8ter Band: Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Jery und Bätely. Lila. Die Fischerinn. Scherz, List und Rache. Der Zauberflöte zweiter Theil. Maskenzüge. Carlsbader Gedichte. Des Epimenides Erwachen.
9ter Band: Faust. Puppenspiel. Fastnachtsspiel. Bahrdt. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Mieding. Künstlers Erdenwallen; Apotheose.

Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimnisse.

10ter Band: Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel. Der Groß-Cophta. Der Bürgergeneral. Die Aufgeregten.

11ter Band: Reinecke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Pandora.

12ter Band: Werthers Leiden. Briefe aus der Schweiz.

13ter Band: Das römische Carneval. Ueber Italien. Cagliostro's Stammbaum. Die guten Weiber. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

14ter Band: Die Wahlverwandtschaften.

15ter und 16ter Band: Benvenuto Cellini.

17ter 18ter und 19ter Band: Aus meinem Leben. 1ster, 2ter und 3ter Band.

20ster Band: Rameau's Neffe. Diderots Versuch über die Mahlerei. Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Der Sammler und die Seinigen. Summarische Jahresfolge Goethe'scher Werke.

21ster Band: West-östlicher Divan.

22ster Band: Winkelmann und sein Jahrhundert.

23ster Band: Aus meinem Leben. 2te Abth. 1ster Theil.

24ster Band: Desgleichen. 2te Abth. 2ter Theil.

25ster Band: Desgleichen. 2te Abth. 3ter Theil.

26ster Band: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Theil.

Mit der größten freudevollen Erwartung sehen wir jetzt einer vollständigen Ausgabe von Goethe's Werken entgegen, welche der Dichter selbst angeordnet und unlängst öffentlich angekündiget hat. Ich will — in der bestimmten Hoffnung, daß dieß so höchst erfreuliche Unternehmen recht bald ins Leben treten werde — den Inhalt derselben, nach Goethe's Angabe, mittheilen:

Goethe's sämmtliche Werke,

vollständige Ausgabe letzter Hand.

Unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien.

1ster Band: Gedichte. Erste Sammlung: Zueignung, Lieder, gesellige Lieder, Balladen, Elegien, Epigramme, Weissagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten.

2ter Band: Gedichte. Zweite Sammlung: Sonette, Cantaten, Vermischte Gedichte, Aus Wilhelm Meister, Antiker Form sich nähernd, An Personen, Kunst, Parabolisch, Gott, Gemüth und Welt, Sprüchwörtlich, Epigrammatisch.

3ter Band: Gedichte. Dritte Sammlung: Lyrisches, Loge, Gott und Welt, Kunst, Epigrammatisch, Parabolisch, Aus fremden Sprachen, Zahme Xenien, erste Hälfte.

4ter Band: Gedichte. Vierte Sammlung: Festgedichte, Inschriften, Denk- und Sendeblätter, Dramatisches, Zahme Xenien, zweite Hälfte.

5ter Band: West-östlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Hafis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuths, der Sprüche, des Timur, Suleika's, des Schenken, des Parsen, der Parabeln, des Paradieses. Anmerkungen zu besserem Verständniß.

6ter Band: Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister, Mahomet, Tancred, Paläophron und Neoterpe, Vorspiel 1807, Was wir bringen, Lauchstädt, Was wir bringen, Halle. Theaterreden.

7ter Band: Götz von Berlichingen, Egmont, Stella, Clavigo.

8ter Band: Iphigenia in Tauris, Torquato Tasso, die natürliche Tochter, Elpenor.

9ter Band: Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmire, Jery und Bätely, Lila, die Fischerin, Scherz, List und Rache, der Zauberflöte zweiter

Theil; Maskenzüge, Carlsbader Gedichte, des Epimenides Erwachen.

10ter Band: Faust, Puppenspiel, Fastnachtsspiel, Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachs, Mieding, Künstlers Erdenwallen, Künstlers Apotheose, Epilog zu Schillers Glocke, die Geheimnisse.

11ter Band: Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel, der Groß-Cophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Unterhaltung der Ausgewanderten.

12ter Band: Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora.

13ter Band: Leiden des jungen Werther, Schweizerbriefe, Schweizerreise.

14ter Band: Die Wahlverwandtschaften.

15ter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Band.

16ter Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Band.

17ter Band: Desselben Wanderjahre. Erster Band.

18ter Band: Desselben Wanderjahre. Zweiter Band.

19ter Band: Aus meinem Leben. Erster Theil.

20ster Band: Desgleichen. Zweiter Theil.

21ster Band: Desgleichen. Dritter Theil.

22ster Band: Desgleichen, fragmentarisch bis in den November 1775.

23ster Band: Desgleichen bis in den September 1786.

24ster Band: Italiänische Reise. Erster Band. Bis Rom.

25ster Band: Italiänische Reise. Zweiter Band. Bis Sicilien.

26ster Band: Italiänische Reise. Dritter Band. Zweiter Aufenthalt in Rom, Römisches Carneval, Cagliostro, Rückreise, Wirkung und Folge dieser Fahrt; zweite Reise nach Venedig, Campagne in Schlesien von 1791.

27ster Band: Campagne von 1792 und Belagerung von Maynz.

28ster Band: Annalen meines Lebens. Erster Band.

29ster Band: Annalen meines Lebens. Forsetzung. Zweiter Band.

30 bis 33ster Band: Biographisch-literarische Mittheilungen, Frankfurter Recensionen, literarisch-kritische Mittheilungen aus verschiedenen Tagesblättern und Heften, Jenaische Recensionen, Einzelnheiten historischer, biographischer, rednerischer Art.

34ster Band: Benvenuto Cellini. Erster Theil.

35ster Band: Benvenuto Cellini. Zweiter Theil.

36ster Band: Philipp Hackert.

37ster Band: Winckelmann und sein Kunstjahrhundert.

38ster Band: Rameaus Neffe von Diderot und sonstige Französische, Englische, Italiänische Literatur in Bezug auf des Verfassers Verhältnisse zu Dichtern und Literatoren jener Länder.

39ster und 40ster Band: Diese zwei letzten Bände werden theils durch ernöthigte Spaltung einiger vorhergehender, theils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe hinlänglich zu füllen seyn.

Was für Naturwissenschaft geleistet worden, soll in einigen Supplementbänden nachgebracht und besonders darauf gesehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im Allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete und sodann auch was aus und mit demselben, im Besondern gewirkt worden, sich nach seinem Werth und Einfluß darlege.

Ausgaben der einzelnen Goethe'schen Schriften; mit einem Anhange.

Parodie auf Clodius Medon. Leipzig, 1767. (Siehe: Versuche aus der Literatur und Moral (von C. A. Clodius) Leipzig, bei Bernh. Christph. Breitkopf, 1767. S. 265—368 Medon oder die Rache des Weisen. Ein Lustspiel in drei Aufzügen.)

Brief des Pastors zu*** an den neuen Pastor zu***, aus dem Französischen. 1773.

Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal richtig beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. 1773.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Hamburg, 1773.

Dasselbe. Zwote Auflage. Frankf. am Mayn, bei den Eichenbergischen Erben. 1774.

* Dasselbe. Zwote Auflage. Frankf. und Leipzig, 1774.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1774.

Dasselbe. Zweite ächte Auflage. Leipzig, ebendas., 1775.

* Dasselbe. Freystadt, 1775.

* Dasselbe. Zweite Auflage. Freystadt, 1775.

* Dasselbe. Wahlheim, 1777.

Clavigo. Ein Trauerspiel von Göthe. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1774.

* Dasselbe. Frankfurt und Leipzig, 1775.

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. 1774.

Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Gießen, 1774.

Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang. Frankf. am Main, 1775.

* Dasselbe. Frankf. und Leipzig, 1775.

Stella. Ein Schauspiel für Liebende von J. W. Göthe. Berlin, bei August Mylius, 1776.

* Dasselbe. Hamburg und Bremen, 1776.

Claudine von Villa Bella; ein Schauspiel mit Gesang. Berlin, 1776.

Georg Joachim Göschen hat die in der von ihm veranstalteten Ausgabe in acht Bänden enthaltenen Schriften, mit Ausnahme der Stella, Lila, des Puppenspiels und des Prologs, sämmtlich einzeln edirt und zwar:

Werthers Leiden, Götz von Berlichingen, die Mitschuldigen, Iphigenie, Clavigo, die Geschwister, der Triumph der Empfindsamkeit und die Vögel im Jahr 1787;

Egmont, Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmire im Jahr 1788;

Torquato Tasso, Faust, Jery und Bätely und Scherz, List und Rache im Jahr 1790.

Das römische Carneval von Goethe. Weimar und Gotha, 1789. 4. Mit 20 illuminirten Kupfertafeln.

J. W. von Goethe, Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha, bei Carl Wilh. Ettinger. 1790. gr. 8.

J. W. von Goethe, Beiträge zur Optik. 1stes Stück mit 27 Tafeln. Weimar, 1791. 2tes Stück mit einer großen colorirten Tafel und einem Kupfer. Weimar, 1792.

Der Groß-Copta. Ein Lustspiel von Goethe. Berlin, bei Joh. Friedr. Unger. 1792.

Der Bürgergeneral. Ein Lustspiel. Zweite Fortsetzung der beiden Billets. Berlin, bei J. F. Unger. 1793.

Reinecke Fuchs, in zwölf Gesängen von Goethe. Berlin, bei demselb., 1794.

Hermann und Dorothea von J. W. von Göthe; Taschen-

buch für 1798. m. Kupfrn. und einem Kalender. Berlin, 1798.

Hermann und Dorothea von J. W. von Göthe. Neue Ausgabe mit zehn Kpfrn. Berlin, bei J. F. Unger, 1799.

Dasselbe. Neue Ausgabe. Ebendas., 1803.

—— Ebendas., 1804.

—— Neue Ausgabe mit einem Titelkupfer; (eine Lyra darstellend). Ebendas., 1805. Duodez.

Dasselbe. Ebendas., 1807. Ebenso.

—— Ebendas., 1811. ——

—— Ebendas., 1814. ——

—— Stuttg. und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1814. Ebenso.

Dasselbe. Mit neun Vignetten (die neun Musen darstellend). Braunschweig, bei Fr. Vieweg. 1820. Ebenso.

Dasselbe. Ausgabe zum Besten der durch die Wasserfluthen Verunglückten. Ebendas. 1825. Ebenso. (Voran steht ein Gedicht in drei Strophen: „Dem Leser der Herausgeber.")

Dieselbe Ausgabe mit Hinweglassung des eingeschalteten Gedichtes. 1826.

Leben des Benvenuto Cellini, Florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben; übersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe. Mit Cellini's Bildniß. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlg. Zwei Theile in gr. 8. 1803.

Dasselbe. Neue Auflage. Ebenso und ebendaselbst. 1817.

Dasselbe ist früher aus Fr. Schillers Horen, 1796 und 97 ohne Goethe's Vorwissen abgedruckt und unter dem Titel erschienen: Benvenuto Cellini. Eine Geschichte des 16ten Jahrhunderts. Nach dem Italien'schen von J. W. von Goethe. M. Kpfrn. Braunschweig, bei J. Bauer. 1798. Drei Theile in kl. 8.

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1798—1800. Drei Bände in gr. 8.

Mahomet, ein Trauerspiel nach Voltaire, von Göthe. Tübingen, ebendas., 1802.

Tankred, Trauerspiel nach Voltaire, von Goethe. Tübinbingen, ebendas., 1802.

Was wir bringen. Vorspiel von Göthe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1802.

Taschenbuch auf das Jahr 1304. Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe. Tübingen, ebendas., 1804. 12.

Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe. Tübingen, ebendas., 1804. 12.

Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, ebendas., 1805 in gr. 8.

Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Goethe. Leipzig, bei G. J. Göschen, 1805.

Faust, eine Tragödie von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlg, 1807.

Dasselbe. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, ebendas., 1821. Duodezformat.

Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe. Karlsbad, 1807.

Pandora von Göthe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. (Mit Kupfern.) Wien und Triest, in der Geistinger'schen Buchhandlg. kl. 8.

Die Wahlverwandtschaften, ein Roman von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1810. gr. 8.

Zur Farbenlehre von Göthe. Mit 16 Kupfern. Tübingen, ebendas., 1810. Zwei Bände. gr. 8.

Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe. Tübingen, ebendas., 1811. gr. 8.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Tübingen, ebendas., 1811—1822. Sechs Theile. (Bei den drei letzten ist der Zusatz: Dichtung und Wahrheit fortgefallen.)

Goethe's Gedichte. Tübingen, ebendas., in gr. 8. Ausgaben von 1812, 1814, 1815, 1816 und 1821.

* Goethe's Gedichte. Köln, in der W. Spitzschen Buchhandlg. 1814. Vier Theile in 12.

Gedächtniß-Rede auf Wieland, in der Loge Amalia zu Weimar am 18ten Februar 1813 gehalten von Goethe (Freimaurer-Analekten. Zweites Heft.)

Die Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen von Goethe. Mit einem Tableau. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1813. gr. Fol.

Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel von Göthe. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1815.

Torquato Tasso. Ein Schauspiel von Goethe. Neue Aufl. Leipzig, bei G. J. Göschen, 1816.

Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Von Goethe. Stuttg. und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlg. 1817—24. Erster Band bis zweiten Bandes zweites Heft. gr. 8. (M. Kpfrn.)

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart, ebendas., 1818—26. Fünf Bände mit einigen Kupfern; Jeder Band besteht aus drei Heften.

West-östlicher Divan von Goethe. Stuttg. ebendas., 1819.

Festgedichte zum Maskenzuge in Weimar am 18. Dezember 1818. Stuttg., ebendas., 1819. gr. 8.

Wilhelm Meister's Wanderjahre. Erster Theil. Stuttg., ebendas., 1821.

Die Leiden des jungen Werthers. Neue Ausgabe, von dem Dichter selbst eingeleitet. (Mit Goethes Bildniß von Schule) Leipzig, Weygandsche Buchhandlung. 1825. Duodez.

Iphigenie von Goethe. Abdruck zur Feier des 7. November 1825. Weimar. 4. (Voran steht ein: „Prolog zu Goethe's Iphigenie am 7. Nov. 1825 von Friedrich von Müller.")

Anhang.

Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhange aus Goethes Brieftasche. Leipzig, bei Schwickert, 1776. (S. ..)

Der Anhang enthält: 1) Nach Falkonet und über Falkonet. 2) Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe. 3) bis 7) Gedichte. 8) Guter Rath auf ein Reisbrett oder Schreibtisch.

Allgemein. Deutsche Bibliothek. Berlin und Stettin, bei Friedr. Nicolai, 1778. Bd. 34. Stck. 2. S. 496—498.

Willkommen! Weimar, 1814.

Eine Sammlung von zwei und dreißig Gedichten der damals insgesammt zu Weimar lebenden Dichter: Bertuch, Danz, v. Einsiedel, Gerhard, v. Gerstenbergk, v. Goethe, Göttling, Hand, v. Knebel, Meyer, v. Müller, Peucer, Pistorius, Riedel, Schnauß, Sondershausen, Vulpius und Weichardt; zum Empfange des aus dem Felde zurückkehrenden Großherzogs Karl August, herausgegeben von Goethe.

Der deutsche Gilblas, eingeführt von Göthe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachse's, eines Thüringers. Von ihm selbst verfaßt. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1822.

(Vorwort. S. 14. Text S. 290.) Siehe „Ueber Kunst und Alterthum" von Goethe. 3ten Bandes 1stes Heft. S. 90—94 und 4ten Bandes 3tes Heft. S. 86—90.

Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des Spanisch-Portugiesischen Kriegs von 1806—1816. Eingeführt durch J. W. von Göthe. Leipzig, bei Friedr. Fleischer. 1826. Drei Bändchen,

von denen das erste und 3te (S. 10 und S. 8.) ein Vorwort von Goethe haben. Siehe „Ueber Kunst und Alterthum" von Goethe. 5ten Bandes 1stes Heft S. 161—169.

Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von C. A. Schwerdgeburth. Weimar. Fol. (1822.)

Siehe „Ueber Kunst und Alterthum“ von Goethe. 3ten Bandes 3tes Heft. S. 142—150.

Da die neueren Recensionen von Goethe meist bekannt, die ältesten jedoch, welche jetzt auf's Neue mitgetheilt werden, höchst selten geworden sind, so wird die Anführung derjenigen Schriften, über welche Goethe in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen, vom Jahr 1772 und 1773. Frankfurt am Main, bei den Eichenbergischen Erben“ geurtheilt hat, hier am rechten Orte und vielleicht vielen Lesern willkommen seyn.

Aus dem Jahr 1772.

Allgemeine Theorie der schönen Künste von Sulzer.
Ueber den Werth einiger deutscher Dichter.
Schreiben über den Homer vom Professor Seybold.
Franken zur griechischen Litteratur.
Die schönen Künste in ihrem Ursprunge, ihrer wahren Natur und besten Anwendung dargestellt von Sulzer.
Empfindsame Reisen durch Deutschland.
Die Jägerinn, ein Gedicht.
Lyrische Gedichte von Blum.
Brauns Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen.
Gedichte von einem polnischen Juden.
Cymbelline, ein Trauerspiel nach einem von Shakspeare erfundenen Stoff.
Neue Schauspiele der Theater zu Wien.
Zwei schöne neue Märlein in Reimen verfaßt.
Geschichte des Fräuleins von Sternheim.
Der goldene Spiegel von Wieland.
Göttinger Musenalmanach auf 1773 von Boie.
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung.
Betrachtungen über das Paradies und die darin vorgefallenen Begebenheiten.
Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann von Lavater.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen.

Ueber die Liebe des Vaterlandes von J. von Sonnenfels.

Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen; aus dem Englischen.

Die erleuchteten Zeiten, oder Betrachtnng über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland.

Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens, entworfen von C. R. Hausen.

Lobrede auf Herrn Friedrich Carl Casimir von Kreuz.

Gedanken über eine alte Aufschrift.

Aus dem Jahr 1773.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Wittenberg, 1773.

Beiträge zur deutschen Lektüre für Leser und Leserinnen. Leipzig.

Theateralmanach für das Jahr 1773, verfasset von einigen Liebhabern der deutschen Schaubühne. Wien.

Joh. Jakob Moser's neueste kleine Staatsschriften. Frankfurt und Leipzig, 1772.

Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers, aus dem Engl. Frankf. am Main.

Predigten über das Buch Jonas von Joh. Caspar Lavater. Die erste Hälfte.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Enewold Brandts 2c. von Jörge Hee; 1773.

Die Lieder Sineds des Barden von M. Denis. 1773.

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wetzel. Bern.

Die durch Goethe und seine Werke veranlaßten Schriften

Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramaturgische Abhandhandlung. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1774. (S. 96.)

Der im Jahr 1801 verstorbene Regierungsrath und Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst zu Gießen, Christian Heinrich Schmid, ist Verfasser dieser Schrift.

Allgemeine deutsche Bibliothek. Des 27sten Bandes 2tes Stück. Berlin und Stettin, verlegt's Friedr. Nicolai, 1776. S. 363—68.

Magazin der deutschen Critik. Herausgegeben von Schirach. Des vierten Bandes erster Theil. Halle, bei J. J. Gebauer 1775. S. 219—23.

Gotha'er gelehrte Zeitung. 1774. Stück 95. S. 753 f.

Die wahre Geschichte des Clavigo. Aus dem Französischen der Memoiren des Herrn von Beaumarchais übersetzt. Hamburg, bei Herold. 1774. (4 Bogen.)

Allgemeine deutsche Bibliothek. Des 27sten Bandes 2tes Stück. Berlin rc. S. 374.

Bevor diese Uebersetzung herausgekommen, hat der deutsche Merkur 1774. August. S. 153—213 ein Bruchstück derselben unter der Ueberschrift: Fragment einer Reise nach Spanien, mitgetheilt.

Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers. Frankfurt und Leipzig, 1775. (S. 16.)

Allg. deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berlin und Stettin, 1775. S. 102.

Briefe an eine Freundinn über die Leiden des jungen Werthers. Carlsruhe, bei Michael Macklot. 1775. (S. 60.)

Von Schlettwein.

Allgemeine deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berl. und Stettin, 1775. S. 106.

Des jungen Werthers Zuruf aus der Ewigkeit an die noch lebende Menschen auf der Erde. Carlsruhe, ebendaselbst 1775. (S. 80.) Ebenfalls von Schlettwein.

Ueber die Leiden des jungen Werthers. Gespräche. Berlin, bei George Jacob Decker. 1775. (S. 76.)

Ein gewisser Unterofficier Ribbe, der damals in Berlin lebte, wird als Verf. dieser Gespräche angegeben.

Allg. deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berl. und Stettin, 1775. S. 106.

Werther an seinen Freund Wilhelm, aus dem Reiche der Todten. Berlin, 1775. (S. 46.)

Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin, bei Friedrich Nicolai (der zugleich der Verfasser ist.) 1775. (S. 60.)

Goethe's Leben. Band 3. Buch 13.

Allgemeine deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berl. und Stettin, 1775.

Mag. der deutschen Critik. Herausgeg. von Schirach. Des vierten Bandes erster Theil. Halle, 1775. S. 68—72.

Etwas über die Leiden des jungen Werthers, und über die Freuden des jungen Werthers. (Dresden) 1775. (S. 38.)

Von dem zu Berlin lebenden Geheimen Kriegsrath, Hrn. Christian August Bertram, geboren 1751.

Allg. deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berl. und Stettin, 1775. S. 104.

Mag. der deutschen Critik von Schirach. 4ten Bandes 2ter Theil. Halle, 1776. S. 76.

Eine trostreiche und wunderbare Historia, betittult: Die Leiden und Freuden Werthers des Mannes; zur Erbauung der lieben Christenheit in Reime gebracht, und fast lieblich zu lesen und zu singen. Im Thon: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigener Melodei. Gedruckt allhier in diesem Jahr, da all's über'n armen Werther herwar. (S. 16.)

Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21sten December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu, ihr lieben Christen. 1776.

Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Recension derselben, und über verschiedene nachher erfolgte und dazu gehörige Aufsätze; von J. M. Goeze. Hamburg, bei Schröders Wittwe, 1775. (S...)

Derselbe Joh. Melchior Goeze, welcher den berühmten Streit gegen Lessing geführt, tritt hier gegen Goethe auf.

Allg. deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berlin u. Stettin, 1775. S. 107.

Schwacher, jedoch wohlgemeinter Tritt vor den Riß, neben oder hinter Herrn Pastor Goeze gegen die Leiden des jungen Werther und dessen ruchlose Anhänger. Hamburg, 1775. (S. 32.)

Die Leiden der jungen Wertherinn. Eisenach, in der Griesbachischen Buchhandlung. 1775. (S. 144.) N. Aufl. 1776.

Von August Cornelius Stockmann.

Magazin der deutschen Critik. Herausgegeben von Schirach. Vierten Bandes zweyter Theil. Halle, 1776. S. 69—76.

Werther in der Hölle. Holla, 1775. (S. 96.)

Enthält: Kurze Einleitung. Sendschreiben eines Rechtgläubigen an den Erzpriester der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Hamburg, unterzeichnet Hans Michel Schlegelbauer. Die in Carlsruhe erschienenen Briefe Goezens Erinnerungen.

Pätus und Arria; eine Künstler-Romanze. Freistadt am Bodensee, 1775. (S. 15).

Diese Romanze ist eine Anspielung auf Werthers Leiden und ein in Leipzig ergangenes Verbot, sie zu verkaufen.

Pätus und Arria; eine Künstler-Romanze. Und Lotte bey Werther's Grab; eine Elegie. Leipzig und Wahlheim, 1775. (Mit einer Musik-Beilage.)

Die Elegie steht auch auch im Deutschen Merkur. 1775. Jun. S. 193.

Allg. deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berlin u. Stettin, 1775. S. 207.

Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurth und Leipzig, 1775. (S. 158.)

Von August Friedrich von Goue.

Magazin der deutschen Critik. Herausgegeben von Schirach. 4ten Bdes 2ter Thl. Halle, 1776. S. 225—236.

Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Voran ein Prologus und zuletzt in Epilogus. Göttingen, 1775. (S. 28.)

Von Heinrich Leopold Wagner. S. Goethe's Leben. Band 3. Buch 15.

Allg. deutsche Bibliothek. Des 26sten Bandes 1stes Stück. Berl. u. Stettin. 1775. S. 206.

Mag. rc. herausgegeben von Schirach, 4ten Bds 1ster Thl. Halle, 1775. S. 293.

Menschen, Thiere und Goethe; eine Farce. Voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor. 1775. (S. 24.)

Ist für Nicolai, gegen Goethe.

Die Leiden des jungen Werthers, ein Trauerspiel in drey Aufzügen fürs deutsche Theater, ganz aus dem Original gezogen. Bern, bey Jeremias Walthard, 1776. (S. 62.)

Ernest, oder die unglücklichen Folgen der Liebe; ein Drama in drei Aufzügen. In einer freien Uebersetzung aus dem Französischen nach den Leiden des jungen Werthers gearbeitet. Berlin, 1776. (S. 61.)

Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familienstück. Nieder-Deutschland, 1776. (S. 230.)

Von Ernst August Anton von Göchhausen.

Mordgeschichte des jungen Werthers, Romanze. 1776. (S. ..)

Versuch einer Poesie über einen wichtigen Brief des jungen Werthers, von einem Liebhaber der Dichtkunst G. A. S. Schwabach, 1776. (S. ..)

Die Leiden des jungen Franken, eines Genies. Minden, 1777. (S. ..)

Werther. Ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa und drey Akten. Frankf. und Leipzig, 1778 (S. 160.)

Und er erschoß sich — nicht. Leipzig, 1778. (S. ..)

Man denkt verschieden bei Werthers Leiden, ein Schauspiel in drei Aufzügen. 1779. (S. ..)

Des jungen Werthers Freuden in einer bessern Welt. Ein Traum, vielleicht aber voll süßer Hoffnung für liebende Herzen, von dem Verfasser der Lieblingsstunden. Berl. und Leipzig, bei Christian Ludw. Stahlbaum, 1780. (S. 100.)

Kronholm, oder: Gleich ist Werther fertig. Schauspiel von Schmieder. Leipzig, bey Christian Gottlieb Hilschern. 1783. (S. 93.)

Narciße, eine englische Wertheriade. Leipzig, in der Weygandschen Bchhdlg. 1793. (S. ..)

N. allg. d. B. Kiel, bei Carl Ernst Bohn, 1794. Bd. 11. St. 2. S. 382—85.

Ueber belletristische Schriftstellerei, mit einer Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Allen belletristischen Schriftstellern und Lesern ihrer Schriften gewidmet, Strasburg, in der Akademischen Buchhandlung. 1788.

Von Christoph Albr. Kayser.

Oberdeutsche allgem. Literatur Zeitung. 1789. Bd. 1. S. 541. Nürnberger gelehrte Zeit. 1789. S. 127.

Der neue Werther, oder Gefühl und Liebe. Von *** (Nürnberg) 1804. (S. 180.)

Lottens Briefe an eine Freundin, während ihrer Bekanntschaft mit Werthern. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einem

Kupfer: C. Henne del. et fec.) Zwey Theile. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. 1788. (S. 160.)

Lottens Geständnisse in Briefen, an eine vertraute Freundin, vor und nach Werthers Tode, geschrieben. Aus dem Englischen, nach der fünften amerikanischen Ausgabe. Mit Lottens höchst ähnlichem Bildnisse, nach einem Familien-Gemälde und einem Fac simile ihrer Handschrift, aus einem Erinnerungsbuche. 12. Trier bei F. A. Gall, 1825. (S. 241.)

Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung. 1826. Num. 83. S. 578.

Kurze Notiz im: Literarisches Beiblatt. No. 8. zu dem Journal für Luxus, Kunst, Literatur und Mode. Redigirt von Stephan Schütze. 1826.

Des Amtmanns Tochter von Lüde. Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. M. Kpfrn. Bremen, bey Friedr. Wilmans. 1797. (S. 272.)

Aemil und Julie oder die Unzertrennlichen. Ein Seitenstück zu Werther's Leiden von K. Albrecht. Mit einem Titelkupfer: Carlo Dolci pinx. F. Ramberg sc. 96. Berlin, bei C. G. Schöne, 1800. (S. 217.)

Die Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geschichte. Hierinn sämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden sind. Berlin, bei Ernst Littfas. 17.. (S. 52.)

Die Leiden Werthers. Eine wahre Geschichte. Nebst den zur Geschichte gehörigen Liedern. Berlin, bei dems., 18.. (S. ...)

Im Grunde dieselbe Umarbeitung des Werther für das Volk, als die voranstehende, nur mit einigen, der Zeit angemessenen Veränderungen.

Praxede, oder der französische Werther. Uebersetzt von Saul Ascher. Berlin, bey Duncker und Humblot. 1809. (S. 301.)

Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Leipzig, in der Dyck'schen Buchhdlg. 1809. Bd. 6. Stück 1. S. 182.

Die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italiänischen

herausgegeben von Heinrich Luden. Göttingen, bei Justus Friedr. Dankwerts, 1807. (S. 350.)

Diese wahrscheinlich aus Begeisterung über Werther's Leiden hervorgegangenen Briefe haben den Italiäner Hugo Foscolo zum Verfasser.

Letzte Briefe des Jacopo Ortis, nach der fünfzehnten, der ersten allein gleichförmigen und mit bibliographischen Zusätzen vermehrten Ausgabe. Aus dem Italienischen. London (Zürich) 1817. (S. 383.)

Die bibliogr. Zusätze enthalten auch eine Vergleichung zwischen Werther und Ortis, (S. 277 — 325.) welche im zweiten Theile dieses Handbuches mitgetheilt werden wird.

Eine komische Oper ohne Titel in einem halben Aufzug; Frankfurt a. Main, 1775.

Eine Satire von Faber auf die Goethe'sche Operette: Erwin und Elmire. Allgem. Deutsche Biblioth. Band 31. S. 205.

Stella, Numer Zwei. Oder Fortsetzung des Goethe'schen Schauspiels: Stella, in fünf Akten. Frankf. und Leipzig, 1776. (S. 96.)

Allgem. deutsche Bibliothek. Band 31. Stück 2. S. 496.

Stella, ein Schauspiel für Liebende, von J. W. Goethe. Sechster Akt.

Fährt in der Seitenzahl der ersten Ausgabe fort. S. 117 — 148. Friedrich Nicolai lehnt die Autorschaft ab: Neue Berlin. Monatsschrift. 1799. (Junius S. 470.) Allgem. deutsche Bibliothek. Band 31. Stück 2. S. 496.

Die beiden Billets. Lustspiel in Einem Akt von Anton Wall. Nach Florian. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. (S. 47.)

Anton Wall's wahrer Nahme ist C. L. Heine.

Der Stammbaum. Erste Fortsetzung der beyden Billets von Anton Wall. Leipzig, ebendas., 1791. (S. 56.)

S. Goethes Lustspiel: Der Bürgergeneral.

Taschenbuch der alten und neuen Masken. 1793. (Auch mit dem Titel: Taschenbuch für das Carnaval. Frankf. und Leipzig.) 16. (S. 118.)

Dieß Büchlein enthält Goethe's: Das Römische Carneval, nebst 18 illuminirten Kupfertafeln, welche nach der Ausgabe in Quartformat angefertigt sind. Voran steht ein 54 S. langer Aufsatz: „Ueber die Masken," wozu einige wenige schwarze Kupfer gehören.

Ueber die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten von Meisters Lehrjahren; oder über das, wodurch dieser Roman ein Werk von Goethens Hand ist. Ein ästhetisch-moralischer Versuch von D. Jenisch. Berlin, bei Joh. Georg Langhoff, 1797. (S. 224.)

Litterarische Spießruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. Weimar, Jena und Leipzig. (S. 184.)

Als Anhang ist „Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach 1797." mitgetheilt.

Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachel-Rosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. 1797. (S. 70.)

Allgemeiner litterar. Anzeiger. Leipzig. 1797. Num. 56. S. 597 ff.

Aeakus. Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Von Joh. Adolph Rebenstock. Deutschland, 1797. (S. 124.)

Allgemeiner litterar. Anzeiger. 1797. Num. 57. S. 604—607.

Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797. Von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin. S. 217.)

Allg. litter. Anzeiger, 1797. Num. 60. S. 635—640.

Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. (S. 37.)

Allg. litter. Anzeiger. 1797. Num. 56. S. 599—600.

Dornenstücke. Nebst einem memento mori für die Verfasser der Xenien. 12. Mannheim, 1797. (S. 101.)

Allg. litter. Anzeiger. 1797. Num. 57. S. 601—604,

Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. (Leipzig) 1797. (S. 31.)

Joh. Caspar Friedr. Manso, der als Rektor des Magdalenen-Gymnasii in Breslau, im Junius des Jahres 1826 gestorben, ist Verf.

Allgemeiner litterarischer Anzeiger. 1797. Num. 56. S. 594 ff. Oberteutsche allgem. Liter. Zeitung, 1797. Stück 155. S. 1253 ff.

Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen (Matthias Claudius.) Hamburg, 1797. (S. 24.)

Allg. litter. Anzeiger. 1797. Num. 58. S. 609—627.

Urians Nachricht, nebst Antwort. Germanien, 1797. (S. ..)

Mükkenalmanach für das Jahr 1797. Pest. (Auch unter dem Titel: Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahr 1797.) (S. 163.)

Allg. litter. Anzeiger. 1797. Num. 59. S. 630—635.

Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, 1797. (S. 62). Nebst einem satyrischen Titelkupfer.

Allg. litter. Anzeiger. 1797. Num. 59. S. 628—630.

Kraft und Schnelle des alten Peleus. Halberstadt. 1797. (S. 29.)

Von Johann Wilhelm Ludewig Gleim.

Allgem. litterar. Anzeiger. 1797. Num. 59. S. 628.

An die Xeniphoren. Ein kleines Meßpräsent. 1797.

Die Ochsiade, oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe, mit einigen ihrer Herrn Kollegen. Von A. F. Cranz. (Altona) 1797.

Ein Paar Worte zur Ehrenrettung unserer deutschen Martiale. 1797. (S. ..)

Schillers, Goethes, Lichtenbergs, und der vorzüglichsten deutschen Classiker zerstreute Aufsätze. Gesammelt aus den neuesten Zeitschriften. Hamburg, 1798. (S. 208.)

Dieses mit einem trügerischen Titel versehene Buch enthält durchaus nichts von Goethe's Hand.

Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche. Erster Theil. Ueber Goethe's Herrmann und Dorothea. Braunschweig, bei Friedr. Vieweg, 1799. (S. 358.)

Goethe's Herrmann und Dorothea, travestirt vom Verfasser der Gigantomachie. Berlin, 1801. (S. ..)

Bekenntnisse einer schönen Seele. Von ihr selbst geschrieben. Berlin, bei Joh. Friedr. Unger. 1806. (S. 384.)

Von dem zu Berlin lebenden Professor Friedrich Buchholz. Neue Leipziger Lit. Zeitung. 1807. Band 1. Stück 37. S. 577—583.

Saat von Goethe gesäet, dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aesthetiker und junge Schauspieler. Weimar und Leipzig, 1808. (S. 248.)

Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Leipzig, 1807. Band 4. S. 397—398.

Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Erster Theil. Berlin und Leipzig, 1808. (S. 406.)

Diese erste Nachahmung von Wilhelm Meister's Lehrjahren rührt von mehreren rühmlichst bekannten Schriftstellern her.

Oswald und Luise, Gedicht in drey Gesängen, als Seitenstück zu Goethes Herrmann und Dorothea und Vossens Luise. Hamburg, bey G. Vollmer (1809.) (S. 215.)

Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Band 6. Stück 1. S. 180—182.

Des Epimenides Urtheil. Ein Festspiel in einem Akt von K. Lewezow. Zur Feier des Sieges bei la belle Alliance und des Einzuges der Preußen in Paris. Berlin, 1815. (S. 46.)

Dieß Festspiel bildet den Schluß zu dem Goethe'schen: des Epimenides Erwachen, welches der Verf. sich zum Urbild und Muster genommen zu haben bekennt.

Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Goethe gesagt hat, und noch Etwas, das Luther gesagt hat.

Zur Nachfeier des Reformations-Jubiläums vom Professor Krug. Leipzig, im November 1817. (S. 36.)

Derselben kleinen Schrift: Zweite verbesserte und mit einer Rechtsdeduktion vermehrte Auflage. Leipzig, bei Wilh. Rein 1817. (S. 56.)

Hrn. A. Müller's Schrift: „Etwas, das Göthe gesagt hat, beleuchtet von Adam Müller, am 31sten October 1817" konnte das Imprimatur nicht ertheilt werden. Sie kam demungeachtet Hrrn. Prof. Krug zur Hand, dessen „Etwas" nun isolirt dasteht.

Zur Beurtheilung Goethe's. Von Schubarth. Breslau bei Josef Max, 1818. (S. 140.)

Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst. Von Schubarth. Zweyte, vermehrte Auflage. Breslau bei Josef Max, 1820. Zwei Bände. (B. I. S. 365. B. II. S. 522.)

Jahrbücher der Literatur. Wien, bey Carl Gerold. 1822. Bd. 18. S. 247 — 280.

Goethe, aus seinen Schriften. Von Clemens vorgetragen im Museum zu Frankfurt am Main am 27. August 1819, zur Vorfeier von Goethe's 70. Geburtsfeste. Frankfurt, 1819. (S. . .)

Ueber Goethe's Harzreise im Winter, als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Einladungsschrift von K. L. Kannegießer, Dr. der Philosophie und Rektor des Gymnasiums. Prenzlau, 1820. (S. 20.)

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Stuttg. 1822. 3ten Bandes 2tes Heft. S. 43.

Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt von J. St. Zauper, Professor am Pilsner Gymnasium. Wien, bei Geistinger. 1821. (S. 134.)

Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik aus Goethe. Von J. St. Zauper. Wien. ebendas., 1822. (S. 127.)

Herrmann und Dorothea. (Nach Goethe.) Leipzig, 1822. (S. 160.)

Das Gedicht erscheint hier in der Gestalt eines Romans.

Goethe's Herrmann und Dorothea. Aus den Versen in Prosa umgebildet von Carl Theodor Kersten. Mit zehn Holzschnitten. London und Leipzig, 1823. (S. 169.)

Fragment aus Platons und Goethe's Pädagogik von D. A. B. Kayßler, Professor der Philosophie und Director des paedagogischen Seminars und Friedrichs-Gymnasiums. Einladungs-Schrift zu der Prüfung der Schüler des Königl. Friedrichs-Gymnasiums. Breslau, 1821. (S. 40.)

Goethe's Denkmal, allen Subscribenten zu demselben, wie allen Verehrern des Dichters und der Kunst gewidmet und mit einem am Schluß beigefügten Plane zu einem ächtkünstlerischen National-Denkmale begleitet von C. W. L. Fischer. Leipzig, bei Chr. Ernst Kollmann. 1821. (S. 65.)

Der Hr. Verfasser ist Justiz-Commissär zu Rheidt bei Crefeld und ein Schwager von Fr. Pustkuchen.

Wilhelm Meisters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig, bei Gottfr. Basse. 1821. Drei Theile. (Th. I. S. 272. Th. II. S. 256. Th. III. S. 260.) Neue verbesserte Auflage: 1823.

Von dem Hrn. Prediger Dr. Friedrich Pustkuchen zu Lieme bei Lemgo. Jen. Allgem. Lit. Zeitung. 1823. Ergänzungsbl. Num. 54 ff. Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1823. Band 23. S. 1 — 67. (von F. E. Benecke.)

Wilhelm Meisters Tagebuch. Vom Verfasser der Wanderjahre. (Als erste Beilage zu denselben.) Ebendas., 1822. (S. 198.)

Gedanken einer frommen Gräfin. Vom Verfasser der Wanderjahre. (Als zweite Beilage zu denselben.) Ebendas., 1822. (S. 238.)

Wilhelm Meisters Meisterjahre. Ebendas., 1824. Zwei Theile. (Th. I. S. 234. Th. II. S. 251.)

Goethe und Pustkuchen: oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meister's und ihre Verfasser. Ein Beitrag zur Ge-

schichte der deutschen Poesie und Poetik; herausgegeben vom Professor Schütz in Halle. Halle, bei Eduard Anton, 1823. (S. 460.)

Schreiben einer Dame über die neueste Schrift des Herrn Professor Schütz in Halle: Goethe und Pustkuchen. (von Fräulein Therese von Jacob.) Liter., Convers.-Blatt. 1823. Num. 26.

Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beilagen von Karl Immermann. Münster, 1823. (S. 38.)

Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht gezogen durch Karl Immermann. Gedruckt in diesem Jahr. Münster. (S. 20.)

Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beilage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken. Erste Sammlung. Berlin, bei Ferd. Dümmler, 1823. (S. 396.)

Hamburg. Correspondent. 1823. Num. 138. (von Friedrich August Wolf.)

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. 4ten Bandes 3tes Heft. Stuttg. 1824. S. 157—158.

Palaeophron und Neoterpe. Herausgeg. von K. E. Schubarth. 2tes Stück. 1stes Heft. Berlin, 1824. S. 186—187.

Gedichte zu Goethe's Geburtsfeste. Weimar, den 28. August 1823, 24, 25, 26. von St. Schütze, Riemer, Friedrich von Müller, Hase, Schmidt, Eckermann, Weichardt, Peucer.

Fortsetzung des Faust von Goethe. Der Tragödie zweiter Theil von C. C. L. Schöne. 12. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, 1823. (S. 379.)

Ueber Göthe's Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann, 1824. (S. 324.)

Der Oberlandesgerichts-Rath Göschel in Naumburg, ist Verf.

Aesthetische Vorlesungen über Goethe's Faust, als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurtheilung herausgegeben

von Dr. H. F. W. Hinrichs, Prof. der Philosophie. Halle, im Verlag der Wittwe Bathe, 1825. (S. 240.)

Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover, Königlich-englischen Obristlieutenant und Generalintendant der brittischen Marine in den westindischen Gewässern, mehrerer Orden Ritter, Doktor der Philosophie u. s. w. Halberstadt, in der Vogler'schen Buchhandlung, 1824. (S. 195.)

Beyträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe, von J. P. Eckermann. Stuttgard, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1824, (S. 305.)

Palaeophron und Neoterpe. Herausgeg. von K. E. Schubarth. 2tes Stück. 1stes Heft. Berlin, 1824. S. 188.

Aus der Mittwochs-Gesellschaft in Berlin zum Goethe-Feste den 28sten August 1825. Zur Erinnerung als Manuscript für die Mitglieder und Gäste abgedruckt. Mit Starckeschen Schriften. (S. 16.)

Das Goethe-Fest in Berlin. Gefeiert von der Mittwochs-Gesellschaft am 28. August 1826. Berlin, bei A. W. Hayn. (S. 38.)

Goethe's Philosophie. Eine vollständige, systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunst und Natur, aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken. Herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet, von Friedrich Karl Julius Schütz, Dr. und Prof. der Philosophie. 12. Hamburg, bei Friedr. Herrm. Nestler. 1825—1826. Sechs Bände. (B. I. S. 238. B. II. S. 269. B. III. S. 360. B. IV. S. 320. B. V. S. 372. B. VI. S. 377.)

Goethes goldner Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des Gefeierten Bildniß, seinen Schriftzügen, und einer Abbildung des Festsaales. Weimar, bei Wilh. Hoffmann. 1826. (S. 156.)

Von dem Großherzogl. Weimar'schen Kanzler Hrn. von Müller verfaßt.

Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. Weimar, 1826. Fünftes literarisches Beiblatt. S. 33—34.

Goethes Ehrentag. Ein Festspiel zum 28. August 1826. Von Dr. F. Wagener, Regisseur des Großherzogl. Hoftheaters zu Weimar. (Vorgetragen und ausgeführt in der, zu Ehren dieses Tages in Weimar bestehenden Gesellschaft.) 12. Weimar, bei Wilh. Hoffmann. (S. 14.)

Zwei Balladen von Goethe, verglichen mit den griechischen Quellen, woraus sie geschöpft sind. Eine in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene Vorlesung vom Director Struve. Königsberg, bei Bornträger, und Leipzig, bei Heinr. Eduard Gräfe. 1826. (S. 56.)

Schillers und Goethes Leben, nebst kritischer Würdigung ihrer Schriften. Supplement zu deren sämmtlichen Werken von Viana. Dinkelsbühl, bei Friedr. Walthr. (1826.) (B. I. S. 264. B. II. S. 232.)

Der zweite Band enthält: Goethes Leben und Schriften.

Goethe in lateinischer Sprache.

Hermann und Dorothea von Goethe. Ins Lateinische übersetzt von M. Benjamin Gottlob Fischer, Professor am K. Seminar zu Schönthal. 12. Stuttgart, in der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. 1822. (Auch unter dem Titel: Arminius et Theodora auctore Goethe.)

Hermann und Dorothea von Goethe. Ins Lateinische übersetzt von Joseph, Grafen von Berlichingen. Jagsthausen, 1825.

Goethei elegiae XXIII, et Schilleri campana, latine, servata archetypi forma, redditae a T. D. Fuss. Adhaerent epigrammata nonnulla, nec non odae tres, et de Goethe elegiis, deque Lydo ademto ad amicum epistola. Leodii, 1824. (S. 62.)

Goethe in griechischer Sprache.

Χενια πολυγλωττα. περι ὧν, ἐπιτρεπουσης της ὑπατης των φιλοσοφων εν Γοττινγαι βουλης, προς το ἐξειναι αὐτοι δημοσιως διδασκειν, ἑλληνιστι ἠτοι ῥωμαιστι διαλεξεται Βιλιελμος Μυννιχ, της φιλοσοφιας και των αγαθων τεχνων διδασκαλος. Ἐν τη βιβλιοθηκη ουανδενοικιω-ῥουπρεχτιη. 4. *Εν Γοττινγαι*, 1815. (S. 12.)

Diese Schrift enthält nächst einer Einleitung an Goethe in griechischer Sprache, Goethe's Gedicht: das Heidenröslein, in zehn Sprachen übertragen.

Ιφιγενεια ἡ ἐν Ταυροις. Τραγῳδια εἰς πεντε πραξεις. Μεταφρασθεισα ἐκ του Γερμανικου ὑπο Ἰωαννου Παπαδοπουλου. Ἐν Ἰενῃ, 1818.

Diese Uebersetzung ist in Prosa abgefaßt; voran steht die Dedication an Goethe und ein Vorwort an die Griechen. Der Verfasser studirte damals die Humaniora auf der Universität in Jena. Bald nachher ist er auf der Rückreise nach seinem Vaterlande in Italien gestorben.

Metrische Griechische Uebersetzung des ersten Gesanges von Goethes Hermann und Dorothea, mit beigefügtem Original und lateinischer Uebersetzung von Fischer. Einladungsschrift von Dr. Heinr. Arnold Wilh. Winkler, Lehrer am academ. Pädagogio. 4. Giessen, 1823. (S. 31.)

Μεταφρασεις. Sammlung von Uebersetzungen ins Griechische; herausgegeben von Dr. Franz Göller, Professor (am Jesuiten=Gymnasium) in Köln. Köln am Rhein, 1825. (S. 65.)

Der Herausgeber liefert von Goethe'schen Poesien folgende: An die Nymphen. An die Nachtigall; übersetzt von Fr. Jacobs. Alexis und Dora; übersetzt von dem Herausgeber.

Urtheile über Goethe.

Ungenannt.

Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (aus dem Französischen) 1773. 8. 26 Seiten.

Aus dem Französischen! — Das wäre ewig schade, wenn dieser Brief nicht aus einer deutschen Feder geflossen wäre. Aber, warum tritt der liebenswürdige Herr Pastor hinter den drey Sternchen nicht hervor? Was hindert ihn, der sich gewiß den Beyfall aller Friedliebenden versprechen kann, sich öffentlich zu nennen? Sollte er die Geißel der Verfolgung scheuen? Nein, das kann er nicht. Ein Mann, ein Prediger, der so denkt, so lehrt, so lebt, wie ihn dieser Brief schildert, ein solcher Mann hat Gott vor sich; wer könnte, wer wollte wohl wider ihn seyn? Es war uns lieb zu sehen, daß dem Herrn Pastor etwas Menschliches mit entwischt ist, sonst würden wir ihn für einen Engel gehalten haben. Unsre Leser sollen ihn erst loben, und dann auch tadlen. Wir wollen ihn auszugsweise selbst reden lassen, wiewohl es schwer hält, so vollhaltige Blätter noch enger zusammen zu drängen. Der ehrwürdige Mann, der seiner Beschreibung nach, schon im Lehramte auf dem Lande grau geworden, hatte das Unglück, einen Collegen in der Nachbarschaft zu haben, der ein Controversist war, und niemand dulden konnte, der nicht dachte wie er. Der Tod nahm ihn endlich weg. An seine Stelle kommt ein friedfertiger junger Mann. Der liebe Alte, darüber höchsterfreut, schreibt ihm vorliegenden Brief, klagt ihm froh seine überstandene Noth, sucht ihn in den friedfertigen Gesinnungen durch sein Beyspiel zu befestigen, und redet deßwegen von den seinigen so plan und ungekünstelt, daß man glaubt, man sehe ihm so mitten ins Herz. Er siehet es freylich nicht als einen Vortheil für die Heerde

an, wenn der Schäfer selbst ein Schaaf ist. Aber deßwegen braucht er kein Freund von Controversen zu seyn. Er findet keinen Trost für die Christen darinn, wenn alle Heiden ewig gebraten würden, und eilt deswegen über die Verdammung der Heiden weg, wie über ein glühendes Eisen. Gott und Liebe hält er aus Erfahrung für Synonymen. Zwischen Tolerant- und Indifferentseyn, ist nach seinem Gefühle ein weiter Abstand. „So wenig „die ewige Quelle der Wahrheit indifferent seyn kann, so tolerant „ist sie auch; so wenig kann ein Herz, daß sich seiner Seeligkeit „versichern will, von der Gleichgültigkeit Profeßion machen. Die „Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte Zeitlebens „auf dem Meere von Stürmen getrieben werden? Unsre Seele ist „einfach und zur Ruhe geboren: so lang sie zwischen Gegenständen ge„theilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß, wer zweifelt."

„Also, lieber Bruder", fährt der ehrwürdige Alte fort, „danke „ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; „denn, darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze, und keine Se„ligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes „mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte, und „auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich ge„macht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich „an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube. Es war eine „Zeit, da ich Saulus war. Gottlob! daß ich Paulus geworden „bin. Gewiß, ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr läugnen „konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick ist „entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich „vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent. „Darf ich deßwegen nicht tolerant seyn? Um wie viel Millionen „Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grän„zen bestimmen wollte, der würde sich noch mehr verrechnen. Weiß „ich, wie mancherley seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich „auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, „daß er andern auch auf dem ihrigen hinein helfen wird." Wir überschlagen viele Seiten, um nicht ganz abzuschreiben. Mit den Philosophen ist er bald fertig. Er empfiehlt sie dem Mitleiden Gottes. Man hält, sagt er, einen Aal am Schwanz fester, als

einen Lacher mit Gründen. Ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweisen kann, der sie nicht fühlt, weiß er nicht; aber er hält es für unnöthig. Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann, der mag so was herrliches niemanden aufdringen. Verflucht sey der, der einen Dienst Abgötterey nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Luther hat die Schwärmerey zu Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verstand. Die Trennung war unvermeidlich; und daß sie politisch geworden, lag in den Umständen. Wie könnte ich böse seyn, daß ein andrer nicht empfinden kann, wie ich. Von der Gnadenwahl verstehn wir ja alle nichts, und so ists mit tausend Dingen.

„Ach es ist unwidersprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre „uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unsern Stolz zu „erniedrigen weiß. Und welche Lehre ists, die auf Demuth baut, „als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten, und „recht im Herzen fühlten, was das sey, Religion, und jeden auch „fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe un„ter alle Sekten und Parteyen träten, wie würde es uns freuen, „den göttlichen Saamen auf so vielerley Weise Frucht bringen zu „sehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob! daß das Reich „Gottes auch zu finden ist, wo ichs nicht suchte."

„Unser lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr kosten sollte, die„ses Reich auszubreiten. Er wuste, daß damit nichts ausgerichtet „wäre. Er wollte anklopfen an der Thüre, und sie nicht einschmeißen."

„Ich habe in meinem Amte Jesum so laut gepredigt, daß sich „die Widerchristen geschieden haben, und weiter brauchts keine „Scheidung. Wer Jesum einen Herrn heißt, der sey uns will„kommen. Können die andre auf ihre eigne Hand leben und ster„ben, wohl bekomm es ihnen! Laßt uns Friede halten, lieber „Herr Amtsbruder. Ich weiß nicht, wie ein Pastor sich unterste„hen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo „nur Liebe erschallen sollte." Bis S. 24 haben wir die herzliche Sprache des lieben unterrichtenden Pastors verschlungen. Er sey für diese Nahrung gesegnet! Warum aber der gute Herr Pastor an Salomons Discursen keinen Geschmack hat finden können, wissen wir nicht. Trocken konnte er sie für seinen Gaum halten,

aber sind sie es deßwegen für andere? und kann sein Herz nicht noch in die Lage kommen, worinn er den Werth der Lehre des weisen Königes zu genießen bekommt? Was der ehrwürdige Mann gegen die Liederverbesserungen erinnert, hat noch weniger Grund. Die alten Lieder, die gut sind, und die man billig beybehalten sollte, sind so wenig ohne Mühe gemacht worden, als die neuen, oder die Verbesserungen der alten, die die Verfeinerung des Geschmacks in der Sprache und Poesie doch einmal nothwendig gemacht haben.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 8.

Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linné's staunen, und ungewiß seyn werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drey Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten. —

Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Glück oder Unglück haben wird, mehr solche schwache Leser anzutreffen, als wir aufrichtig gestehen, daß wir gewesen sind. Wir hatten dies Schauspiel, wie der Verfasser es nennt. schon mehrmalen gelesen, und glaubten, daß wir durch diese so kurz hinter einander wiederholte Lektür unsere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgestimmt hätten, der nöthig ist, um allen den angenehmen sowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lektür nachzuspüren, und ruhig über unsere Vergnügungen raisonniren zu können. Aber diese ersten Versuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung. und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, verschwanden wie Schattenbilder, vor dieser kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrhaftig denjenigen würden wir sehr bedauern, der Muße genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung dieses inter-

essanten Stücks zu bemerken, daß der Verfasser fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündiget: uns war dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verfasser uns in einer so fortdauernden Täuschung, und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. — — Wir würden Feinde unsers eigenen Vergnügens seyn, wann wir ein kühnes Genie, das die Schranken der Dichtkunst so sehr erweitern, und so viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Absicht hat, gleich im Anfange abschrecken wollten. — —

— Aber alle diese kleine Mängel werden durch den unvergleichlichen nirgends ermatteten Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakespear durch die kleinsten unbeträchtlichsten Umstände den Leser in gewaltsame, hinreißende Empfindungen zu versetzen, endlich durch die meisterhafte, den Personen und Situationen stets angemessene Sprache, und den allenthalben herrschenden, niemahls prahlenden philosophischen Geist unmerklich gemacht. — Selten unterwirft sich der Verfasser dem Zwange der klügelnden Kritik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens desto getreuer. — Allenthalben ein so warmer, innigst beschäftigender Dialog, der, fast möchten wir es sagen, Erzählung selbst in Aktion verwandelt! — Gewiß so sehr als Shakespear, hat der Verfasser die Sprache seines Dialogs nach den herrschenden Empfindungen einer jeden handelnden Person zu stimmen, und noch mehr als der Engländer sich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Deklamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama ist ein Beweis dieses so seltenen Talents: nirgends aber hat der Verfasser es in einem größern Lichte gezeigt, als in der Scene, wo Maria den sterbenden Weislingen besucht. —

Von Shakespear's hohem Genius geleitet, findet der Verfasser in den gleichgültigsten Handlungen reichen dramatischen Stoff und schafft sie mit bildender Hand in die hinreißendsten Auftritte um. Man lese die Scene S. 134. und besonders die darauf folgende, wo Götz bei einem Heldenmahle mit dem fröhlichsten und lebhaftesten Muthe, weder durch das ausgestandene Ungemach,

noch durch die traurigen Aussichten geschwächter Empfindungen der Freiheit, seinen letzten Wein eintröpfelt. Nie ist eine so rührende Gesundheit ausgebracht worden: und der müßte in der That verstockte Drüsen haben, der nicht erst seine Augen auszutrocknen nöthig hätte, bevor er weiter lesen könnte.

— Neue aus dem Innersten der menschlichen Seele hergeholte, und nachlässig hingeworfene Beobachtungen wird man sehr häufig finden. — Selbst die dem Verfasser eigenthümliche Laune ist mit tief eindringender Philosophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bachanalisches Lachen. —

Der teutsche Merkur. 1773. Bd. III. S. 267—287.

Christoph Martin Wieland.

Ueber das Schauspiel Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

— Ferne sey es von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird,

betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug seyn sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

— Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berlichingen!

Immerhin sey dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihm nicht leicht eine andre Lektüre (immer nehme ich Emilie Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: warum er sein Drama gerade in fünf Akte getheilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragi-

komischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre: möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!

Die Recension meint: die Karaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierin, glaube ich, hat sie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und das Glück gewiß nichts, gethan haben — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Karaktergemählden, Shakespear selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Mahlerei als unser Dichter in seinen Gemählden von Maria, Elisabeth und Adelheid. — Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist, in der Scene zu Jaxthausen, wo Götz, da es nun mit ihm bis auf's Aeußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeths Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir. „Bis in den Tod," antwortet Elisabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige „bis in den Tod" so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Portien, und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. — —

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 321. ff.

Christoph Martin Wieland.

Die Leiden des jungen Werthers, zwey Theile 1774.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten auszustehen hatten, sondern ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studiert

hat. Gresset ist, so viel ich weiß, der einzige dramatische Schriftsteller, welcher den Selbstmord nicht zur Pointe, sondern zum Thema eines Stücks gmacht hat. Hier ist es aber nicht um kalte moralische Discussionen, sondern darum zu thun, die Wahrscheinlichkeit zu zeigen, wie ein vernünftiger und sonst schätzbarer Mann bis zu einem solchem Schritte gebracht werden kann. Im Drama muß es noch immer eine rasche That scheinen, so wie man bey aller Mühe des Dichters die Ermordung der Emilia Galotti durch ihren Vater doch unwahrscheinlich genannt hat. Hier aber in einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter desselben nach allen seinen kleinen Bestimmnngen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beyspiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben. Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bei diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troste empfiehlt, die aus Geschick oder eigner Schuld keinen bessern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften, und daher sympathisirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz jeden anstecken müssen. Außer der Kunst des Verfassers, die Nüancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchgewürzt hat. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen seyn, und hundert solche Maximen, die aus Werthers nicht misanthropischem sondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unsrer täglichen Romane.

Der teutsche Merkur. Weimar, bey Carl Ludolf Hoffmann. 1774. Bd. 8. Stck. 3. S. 241 ff.

Christoph Martin Wieland.

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subscription gedruckt. Leipzig 1774. 8.

Der Herr D. Goethe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespear seyn könnte, wenn er wollte: hat uns in dieser heroisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wollte, auch Aristophanes seyn könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrekekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglischen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 351.

— Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen. — Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugehen. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte

über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsteu Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter, und einzelne Personen karakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßer als irgend ein französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Iphigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun,

und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Briefe an einen jungen Dichter. 1784.

Ungenannt.

Göz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel. S. 206. 8. kostet im gelehrten Zeitungscomptoir 36 Kr.

Der Titel: Schauspiel, schreckte uns Anfangs, weil er uns eine von den langweiligen Zwittergeburten zu versprechen schien. Gleich auf den ersten Seiten sahen wir, daß es darinnen ziemlich bunt hergehen werde, aber wir vergassen unsern Aristoteles und weideten uns trefflich. Die Menge frostiger Trauerspiele, die wir nach dem gewöhnlichen Leisten haben, hat seit einiger Zeit den Gedanken erweckt, obs nicht besser wäre den Leisten ganz wegzuwerfen. Aber wer wollte das Kind mit dem Bade ausschütten? Nur noch ein halb Dutzend Emilia Galotti, und der Leisten soll schon wieder zu Ehren kommen! Aber eben so unrecht thaten die, welche den Poeten an das Brettergerüste binden, welche ihm untersagen wollten, in einem großen System von Gesprächen das geistige Auge zu weiden, ohne daran zu denken, ob es auch das körperliche werde genießen können. So lange die Shakespearianer ihre Gattung nur nicht ausschließungsweise die einzige nennen, so laßt uns an ihnen den Grundsatz ausüben, den jeder wahre Kritiker hegt, jeden in seiner Art zu schätzen! Die Philosophie hat dem Trauerspiel schon die Verse abdisputirt, sie hat die epischen Helden heraus demonstrirt, wird sie es nun auch gar von der Bühne jagen? Nein! Galotti ist auch ein Shakespearisch Trauerspiel, im wesentlichen. Hier thut jemand noch Shakespearsform dazu. Form sey Form, und hätte der V. in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbar-

keiten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsche, das man in den deutschen Schauspielen verschlucken muß; als die Zusammenstoppelungen des Wiener Theaters u. s. w. Nennt dies Poem wie ihr wollt — von Götzens Belagerung an wird euch's warm ums Herz werden, ihr werdet im Thurme, unter den Bauern und Zigeunergeschmeiße für ihn zittern, ihr werdet die Sonne anweinen, die den Sterbenden erquickt, und ihm sein: Freyheit, Freyheit! nachrufen. Götzens offnes Herz wird jeden für den ehrlichen Verbrecher einnehmen, wenn die Wellen der Trübsal über ihn zusammenschlagen. Sein junger Georg, ein Milchbruder des Knaben in der Hermannsschlacht, verdient, mit ihm im Tode vereint, verdient eine Thräne. Auch fehlts hier nicht am Schauderhaften! Adelheid, die Verführerin, die Ehebrecherin, die Betrügerin, die Mörderin! wenn uns das heimliche Gericht nicht beruhigte, sie würde unser Innerstes empören. Wir hassen sie doppelt, sobald wir Weislingen reden hören, dem es nur an Entschließung fehlt gut zu seyn, und den sie zum heuchlerischen Bösewichte macht. Diese Charaktere sind dem V. so vortrefflich gelungen, daß wir sie in Leßingischer Form noch weiter ausgeführt lesen möchten. Ihr Liebhaber der Liebesepisoden, sehet hier die Liebe zwischen Marien und Weislingen, voll wahren Ausdrucks. Für die Scene zwischen Marien und dem vergifteten Weislingen, gäben wir ein Dutzend französischer Trauerspiele. Unter den episodischen Scenen, wähle sich jeder nach Belieben, es sind ihrer zur Wahl genug. Die Träger der Lorenzodosen werden sich den Bruder Martin, die Freunde der Kinderscenen den jungen Karl wählen: Wir begnügen uns mit dem Dokter Juris an der Bischoffstafel. Unsterblicher Dank sey V. für sein Studium der alten deutschen Sitten. Man hat sie bisher immer nur in Hermannswäldern gesucht, aber hier sind wir auf ächtem deutschem Grund und Boden. Schon durch die Neuheit dieses Versuches sollte das Stück sein Glück machen. Die Reichshistorie der mittlern Zeiten ist freylich ein Ding, das wenige unsrer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hierher, wenn ihr Helden, Deutsche, nicht aus der Luft gegriffene, Helden haben wollt. — Dieser V. hat sie, wie von Todten, wieder auferweckt. Er wählte sich keinen Kaiser (Maximilian ist hier die unbeträchtlichste Neben-

figur) um nicht den gewöhnlichen Kothurn zu besteigen. — Auch die Sprache, ächtes Deutsch, kurz und nicht der Parenthyrsus des Ugolino, nicht die poetische Prose der Hermannsschlacht, natürlich und doch gedankenschwer. Nebst H. Engel kennen wir keinen angehenden Poeten, von dem der dramatische Dialog mehr hoffen könnte. Liebetrauts Bonmots und Franzens Schwärmereien kündigen an, was er auch in der Komödie leisten würde. (Nur in den ersten sechs Zeilen S. 57. haben wir gesuchte Wendungen gespürt.) Nicht Einfälle und Reden des Dichters, sondern Sprache der Natur findet man hier. Einige gehäufte Brachylogien, das Arschlecken u. d. können wir blos deswegen nicht leiden, weil sie zum Manierten gehören. Die Wegwerfung des Artikels ist oft affectirt. Die häufigen Apokopen sind wohl angebracht, weil die Scene in den Reichsländern liegt. Wir getrauten uns, mit geringer Mühe die Schauplatzveränderungen so zu reduciren, daß sich das Schauspiel aufführen ließe. — Dem sey aber wie ihm wolle! Nil Germanis arduum!

Frankfurter gelehrte Anzeigen. 1773. S. 169 ff. 553 ff.

Johann Georg Hamann.

Königsberg, den 19. August 1773.

(An Herder.) — Die fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst haben mich, wider alle meine gegenwärtige Gewohnheit, eine halbe Nacht gekostet. Etwas nur von Ihnen darin? Ich meine, das Meiste wäre von Ihrer Hand. Melden Sie mir doch, was Ihnen und jedem darin gehört. Das Stück von deutscher Bauart schien mir auch ganz in Ihrem Styl zu seyn.

Königsberg, den 31. Mai 1774.

— Ich habe zufällig ein Probestück der neuen Frankfurter Zeitung gelesen. Können Sie mir Etwas von den gegenwärtigen

Arbeitern melden? Goethe ist doch noch Ihr Freund? Der Name seines Götzen wird wohl ein Omen für unsern theatralischen Geschmack seyn, oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie. —

Königsberg, den 14. März 1775.

— Wer sind denn Ihre Feinde? und was ist es eigentlich, das Sie von ihnen befürchten? Ist nicht alles ein Blendwerk eines innern Feindes und ein blauer Dunst gleich den Leiden des lieben Werthers? —

Königsberg, den 14. August 1775.

— Goethe's Harlekins-Peitsche ist nicht ganz nach meinem Geschmack, wiewohl sie vielleicht das beste Mittel bei gegenwärtiger Barbarei zu seyn scheint. —

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin, bei G. Reimer, 1824. Theil. V. S. 40. 83. u. s. w.

(Johann Gottfried von Herder.)

Bückeburg, den 14. November 1774.

—Goethe's Clavigo und Leiden des jungen Werthers werden Sie nicht übersehen; das letzte kenne ich noch nicht, so wenig als seine Anmerkungen über das Theater nebst übersetztem Shakspearischen Stücke. Im Göttinger Musenalmanache sind zwei Stücke „W.“ von ihm, die Sie lesen müssen, und die den ganzen Almanach aufwiegen. Er hat einen Liefländer, Lenz, der jetzt Hofmeister in Straßburg ist, zum Nebenbuhler seiner Laufbahn, den Verfasser des „Hofmeisters“ und des „neuen Menoza,“ welchen letzteren ich auch noch nicht kenne. Dünkt Ihnen nicht auch, daß die Stücke dieser Art tiefer als der ganze berlinische Litteratur-Geschmack reichen? —

Im Mai 1775.

— Claudius krankt, und Goethe geht mit Heirathsgedanken, Sie sind, nebst Lavater und etwa Zimmermann, die einzigen, an die ich, auch sehr lässig, schreibe. Es ist, als ob die Bande welk wären, um sich vielleicht einmal desto mehr zu krümmen und fortzustreben. Wenigstens der Geschichte

des großen Nicolai
und des Todfeinds Mardochai,
dieser hat ein Gefolge gleich dem Großvezier,
jener blieb kaum noch ein Unteroffizier,

ihretwegen müssen Sie Prometheus lesen. Er ist rüstig wie der Prolog zu Bahrdts Offenbarungen, und die Götter, Helden und Wieland.

Bückeburg, Pfingstmonat 1775.

— Ihre Prolegomena sind an Moser und Lavater abgegangen. Von mir hat Goethe ein Exemplar bekommen, der Sie stumm, aber desto stärker hochhält. Ich höre nur manchmal von ihm ein Wort, und wie das auch falle, ist's ein Kerl von Geist und Leben. Er will nichts seyn, was er nicht von Herzen und mit der Faust seyn kann. —

Bückeburg, den 24. August 1776.

Lieber Freund und Gevatter Hamann, eben am Tauftage meines August Wolfgang Siegmund kam Ihr Brief, der beiden Aeltern herzliche Freude machte. Am Sonntage mit der Morgenröthe war der Knabe da. Die Mutter ist ganz gesund, ein Weinstock mit seiner Rebe. Der Kleine, dünkt uns, trägt ganz Ihr Bild, wie der erste das meinige haben soll. Ihnen, dem ersten männlichen Gevatter, mit zu Ehren, und unser aller Geburtsmonat zu verewigen, ward ihm der erste Name August bestimmt. Die andern Pathen sind die Frau von Bescheser (unsere treue Nachbarin, Mutter und mehr als Mutter, die wir nie wieder finden), Claudius, Siegmund Flachsland (der Mutter Bruder), und Goethe, von dem er den Namen Wolfgang führt. So seyd

Ihr denn gepaart, Genies aus aller Welt Ende, und der Junge müßte kraft seiner Pathen ein Tollkopf werden, wenn nicht, wie ich hoffe, die Bildung der Mutter ihn vor solchem Unwesen gütig bewahrt. —

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin, 1824. Theil V. S. 106. 141. rc.

Johann Gottfried von Herder.

— Ein andrer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charaktere, Goethe. Sein Berlichingen ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutsche Reich ist; aber voll Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner späteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein Clavigo, seine Stella, sein Egmont, Tasso und jene schöne griechische Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er den Sophocles wie Euripides überwunden. Auch aus dem Reiche der Unformen rief er Formen hervor, wie sein Faust, sein Kophtha; auch andre Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Produktionen, auch in Uebersetzungen aus fremden Sprachen, die Poesie der Deutschen formlos nennen will, der zeige mir unter Italienern, Spaniern, Franzosen und Engländern bessere Formen. —

Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste. In Briefen 1794—1796. Nr. 54.

Gotthold Ephraim Lessing.

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilnng des Goethischen Romans gemacht haben.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Socrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τόλμᾶν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlichschätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser! —

— Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast du Goethe's Farce wider Wielanden gesehen? —

— Ich liefe wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich, fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz seinem Genie, anzubinden.

Lessings Briefe, vom Jahre 1774.

Matthias Claudius.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, 1774. 8.

Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; 's läßt sich nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange d'ran herum, bis er kaput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach seyn kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich drauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweinet hast, sanfter, guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast, so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! Denn es giebt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn, aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.

Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Erster und zweiter Theil. Wandsbeck, 1774. 8. S. 51. 52.

Wilhelm Heinse.

Düsseldorf, den 13. September 1774.

— Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft

und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo — und mit ihm Lavater und nicht weit davon Basedow; wovon sich viel erzählen ließ, wenn ich so glücklich wäre, euch Briefe nach eurem Gefallen schreiben zu können. —

Düsseldorf, den 13. Oktober 1774.

— Von Goethen soll und muß nunmehr schon ein Roman die Presse verlassen haben: „Die Leiden des jungen Werthers," welcher, nach dem was ich davon gehört habe, ein Meisterstück ist.

Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt alles mit sich fort, und seine „Götter, Helden und Wieland" — ein Werk von herkulischer Stärke, wenn man's recht, und Zeile vor Zeile, durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört.

Düsseldorf, den 28. März 1775.

— Daß Goethe Götterkraft hat in seinem Wesen, weiß Jedermann; und auch darauf bin ich stolz, daß er von mir sagte, als er meine Laidion gelesen: „Das ist ein Mann — dergleichen Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt; man muß ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern" — ohne noch meinen Namen zu wissen, ohne zu wissen, wo ich existirte — und dann in Beiseyn Lavaters sagte: „Ich glaubte nicht, daß so was in der deutschen Sprache möglich wäre" ꝛc. Nur bitt' ich Sie, nicht mehr zu glauben, daß er das Ding gemacht: „Prometheus und Deukalion" ꝛc. Ich bin von dem Gegentheil überzeugt, wie von meinem Leben. Mein liebster unter meinen jungen Freunden, Diehl, der sich zu Frankfurt aufhält, kennt den Menschen, Wagner, der es gemacht hat, und auch zu Frankfurt lebt, und weiß gewiß, daß der es gemacht hat. — Und dann ist selbst in dem Stücke kaum Goethens Manier in Knittelversen, geschweige sein Geist. — Künftigen Frühling wird Freude die Fülle und lieblich

Wesen in Düsseldorf seyn, ohne Fehl besuchen uns Goethe und Klopstock. —

Düsseldorf, den 8. September 1775.

— Ich habe von Goethe eine Ode: „Prometheus," gelesen; da ist Prometheus was anders, als der Wagner'sche; dessen ganze Allegorie überhaupt abgeschmackt und wahrer Unsinn ist. Goethens „Götter, Helden und Wieland" ist dagegen, was eine Rotte afrikanischer Löwen gegen ein Dutzend Esel in deren Häuten ist. —

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller. Herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich, 1806. 8. Bd. I. S. 196. ꝛc.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Halberstadt, den 20. Oktober 1774.

— Goethe mag wohl ein trefflicher Mann seyn. Seine Bücher sind alle recht nach meinem Sinn. Die Leiden des jungen Werthers haben wir noch nicht. Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande, lieber Sohn, und doch, wir müssens lieben, und suchen unsre Leute immer besser zu machen. Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts! Ein Dutzend Goethen und ein Dutzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen! Laß, um deines guten Vaters willen, mein lieber Sohn, von keinem Sittenlehrer dich verführen; es ist ein dummes, böses Volk, hat es in Worten, und sitzt im Lehnstuhl, thut nichts Böses, aber auch nichts Gutes, sperrt's Maul auf, wenn ein froher Mann ein Liedlein singt. —

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller ꝛc. Bd. I. S. 204.

Johann Kaspar Lavater.

Hier endlich einmal Goethe — zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht, wie das seinige, auf Kupfer zu bringen möglich ist —

Nein! auch das nicht, denn zu kraftlos unbestimmt ist doch der Schatten am Backenbeine; um ein Haar zu kleinlich das Aug' und der Mund — und dennoch so wahr, als irgend ein Portrait von ihm, oder von irgend einem interessanten Kopf in Kupfer gebracht worden ist. Wie viel wahrer, als das Geysersche und Chodowieckische? Im ersten fehlt vornehmlich Lebendigkeit; Adel und Feinheit im zweiten. Hier ist von beiden, wie viel, viel mehr! Wie viel Kühnheit, Festigkeit, Leichtigkeit im Ganzen! Wie schmilzt da Jüngling und Mann in Eins! Wie sanft, wie ohn' alle Härte, Steifheit, Gespanntheit, Lockerheit; wie unangestrengt und harmonisch wälzt sich der Umriß des Profils vom obersten Stirnpunkte herab, bis wo sich der Hals in die Kleidung verliert! Wie ist drin der Verstand immer warm von Empfindung — lichthell die Empfindung vom Verstande. —

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser — nun gewiß — gedächtnißreichen, gedankenreichen — warmen Stirne — bemerke das mit Einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte — sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge — die so sanft sich drüber hinschleichende Augenbraune — diese an sich allein so dichterische Nase — diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten — von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde — dies männliche Kinn — dies offne, markige Ohr — Wer ist — der absprechen könne diesem Gesichte —

Genie,

Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz — ist, wie anderswo erwiesen werden soll — Unding — Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein; nicht beide zusammen machen Genie — Liebe! Liebe! Liebe — ist die Seele des Genies.

Und nun sollt' auch noch ein Wort von nachstehender Vignette — dasselbe Gesicht — gesagt werden — Aller Zeichnungsfehler ungeachtet — drückt dennoch beinahe keines von allen die dichterische, hochaufschwebende Genialität aus, wie dies. —

Und nun — verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter — daß ich alles dies von dir, ohne dein Wissen — hin-

stammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will. —

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Kaspar Lavater. Leipzig und Winterthur, 1777. 4. Bd. III. S. 222.

---

1 7 7 4.

— Daß Lavater in Karlsruh Schlossern nicht antraf, der in Geschäften verreist war, that ihm sehr leid — seine Frau, Goethe's Schwester, nahm ihn aber äußerst freundlich auf.

* * *

Zum erstenmale sah Lavater auf dieser Reise Goethe, den er in Frankfurt fand. Das war eine schöne Stunde, deren noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. „Bist's?" „Ich bin's! — Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: „Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab, und steckt ihn in die Tasche — die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe." Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erstemal im Feuer mit mir. Seine Arbeit — o Scenen voll wahrer, wahrester Menschennatur; unbeschreibliche Naivität und Wahrheit! Lavater konnte nicht satt werden, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art, anzustaunen. „Ein Genie ohne seines Gleichen, das in Allem excellirt, was es anfängt." Durch Goethe ward er mit der Fräulein von Klettenberg, einer damals schon funfzigjährigen Dame, bekannt, deren reifer Verstand, deren feinfühlendes, äußerst religiöses und christliches Wesen, Lavatern ungemein anzog. Sie hatte ihm ein Liederbüchelchen zu lesen gegeben, sie selbst nannte die Lieder: Anfangslieder — da

fand Lavater so recht deutlich, wie sehr diese — schöne Seele nennt Goethe sie, mit ihm sympathisire.

Goethe reiste mit Lavatern ab, was ihm eine ausnehmende Freude machte. Die höchst interessanten Gespräche, welche da gewechselt wurden, und von denen ich freilich nur Brosamen habe, zeigen, wie tief und ganz Lavater und Goethe einander saisirten. Ueber die wichtigsten Dinge des Christenthums und der Litteratur sprachen und trafen sie einander. Aus seinen Gedichten las und rezitirte Goethe eine Menge — Sache und Rezitation, Drama, Epopee, und Knittelvers, es hatte alles nur ein Gepräge, hauchte nur einen Geist.

Am 29. Junius langte Lavater mit Goethe in Ems an. Goethe reiste jedoch jedoch bald wieder ab und meldete Lavatern kurz darauf, daß Basedow in Frankfurt sey. Dieser überraschte aber Lavatern am 12. Julius durch seine Anwesenheit im Emser Bade.

Um Lavatern seinen Aufenthalt recht angenehm zu machen fehlte nur noch, daß zu dem ruhig denkenden Basedow auch der genialisch geistige Goethe wieder käme: und dies geschah, er kam den 15. Julius auch wieder von Frankfurt; das war nun eine Unterhaltung von Mannichfaltigkeit, die wohl auch, statt einer Kur, an jedem andern, nicht nur am Kurorte, wohlgethan hätte, und Goethe's Wort traf bei Lavatern so ganz wie möglich zu: „Ich bin vergnügt, ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach Etwas, das ich nicht habe, nach Etwas, das ich nicht anschauend erkenne."

Am 18. Julius verreiste er wieder von Ems. „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus, Ihr Lieben! — So ist's — ja Traum ist's! — Bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird seyn das Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freud' und Heimwehsucht nicht d'ran denken, daß ich, noch so wirklich und eigentlich, ein so liebes Weibchen, und zwei so liebe Kinder — und so viele, viele Liebende zu Hause habe." — „Unterdeß" — diktirt mir Goethe aus seinem Bett herüber, „unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein.

Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wohl an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich, also — itzt schreib' er weiter!" —

Mit Basedow und Goethe verließ er Ems und reiste in ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft zu Schiff auf der Lahne weg. Goethe's genialischer Muthwill, Basedows ruhiger Witz und Lavater's weise Laune gaben freilich den Ton, worin dann auch die andern, die von der Gesellschaft waren, jedes nach seiner Art, mit einstimmten.

In Köln hatte Göthe ihn verlassen, weil er seinen Freund Stilling=Jung auf dieser Reise auch sehen wollte.

Durch ein seltsames Verfehlen und Wiederzusammentreffen, wie das auf Reisen zu gehen pflegt, kam Lavater in Düsseldorf mit seinen Begleitern, Hasenkamp und Kollenbusch, wieder mit Goethe uud nun auch mit Stilling zusammen, wo noch einige andere mit in der Gesellschaft waren. Wer diese Gruppe beschrieben wünscht, der lese Stilling's häusliches Leben.

Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung von Georg Geßner. Winterthur, in der Steinerischen Buchhandlung. 1802. Thl. 2. S. 126 ff. (Vergl. S. 94 ff.)

Auszug aus der Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers. Frankf. u. Leipzig, 1775.

Die in dem angezeigten Buch enthaltene Vorfälle haben sich ohne Ausnahme in Wezlar und nahe bei Wezlar zugetragen. Sie sind bis auf einige veränderte Umstände so erfolgt, als man sie lieset. Der Brunnen, der gleich im Anfang pag. 10. beschrieben wird, liegt hart am Wilbacher Thor, welches den Namen von ihm führet. Wahlheim, das pag. 20. vorkommt, ist das Dorf Garbenheim, welches kaum eine halbe Stunde von Wezlar entlegen ist. In einer gleichen Entfernung auf dem sogenannten Jägerhause ist der pag. 36. angezeigte Ball gehalten worden. Der Amtmann

S..., oder vielmehr der Amtmann B..f, wohnt nicht außerhalb der Stadt, sondern im teutschen Hause zu Wezlar. Die kleinen Reisen des jungen Werthers, im zweiten Theil, sind, wie der ganze erste Theil, des Verfassers eigene Geschichte. Werther hat das erwähnte Haus des Amtmanns vielleicht gar nicht oder doch selten besucht.

Die Familie des Amtmanns ist noch zahlreicher, als der Verfasser sie angiebt. Charlotte, die zweite, nicht die älteste Tochter dieses rechtschaffenen Mannes, ist schlank, blond, mit blauen Augen, naiv, und sonst liebenswürdig. Son im funfzehnten Jahre war sie mit dem Bremischen Gesandtschafts-Sekretair Ke..r versprochen, der sie, als er Archiv-Sekretair zu Hannover geworden, nach dem Tode des jungen Werthers, geheirathet hat. Dieser Mann hat einen sehr guten bürgerlichen Charakter, gründliche Wissenschaften und bekümmert sich wenig um den jetzigen Weltlauf. Er und Werther haben wohl keine andere Verbindung, als den gemeinschaftlichen Beruf gehabt. Der Zufall, wahrscheinlich blos dadurch verursacht, daß Ke..r dem schon beschränkten Gedächtniß des zerstreuten Werthers zuerst sich darstellte, hat ihm einen entfernten Antheil an der letzten Geschichte unsers Helden gegeben. Dieser ließ von ihm ein paar Pistolen, unter dem Vorwand einer Reise, holen; und mit einer derselben gab er sich den Tod.

Der Sekretair Ke..r ist demnach derjenige, der unter dem Namen Albert vorkommt, welchen er doch zuletzt mit dem geheimen Sekretair He..t, von dem ich bald reden werde, theilet. Man würde aber dem guten Ke..r Unrecht thun, wenn man ihn blos nach dieser Schilderung beurtheilte. Albert mußte allemal verlieren, wenn sein Mitbuhler interessant werden sollte.

Ob der Verfasser das alles für Charlotten, und sie wieder für ihn so vieles gefühlt, als das Werk zu verrathen scheinet, ist mir unbekannt. Es scheint auch unwahrscheinlich, und ich hoffe nicht, daß Ke..r hierüber unruhig ist.

Dieses vorausgesetzet, schreite ich zu der wahren Geschichte des jungen Werthers, den Inhalt des zweiten Theils. Er war

der einige Sohn eines noch lebenden verdienstvollen Vaters, und kam gleich als Gesandtschafts-Sekretair nach Wezlar, welchen Posten er ohngefähr ein Jahr hindurch, bis zu seinem Tode, versah. Der Charakter dieses jungen Menschen ist wenig bekannt geworden. Nur mit zweien, dem geheimen Canzley-Sekretair Ni..r zu Hannover, und, nach dessen Abreise von Wezlar, mit dem Freyherrn von Ki..g, der damals seinen Prozeß bey dem Cammer-Gericht sollicitirte, hat er vertrauten Umgang gehabt. Der Herr von Ki..g verachtet als Philosoph die Thorheiten und den Pomp der Welt und findet in den Wissenschaften seine Ergötzung. Ein gemeinschaftlicher Hang zur Literatur und Einsamkeit verband ihn mit dem jungen Werther. Ihre übrigen Neigungen und Wünsche waren, dem Anschein nach, sehr verschieden.

So viel ich schließen kann, ist nicht die Zärtlichkeit, sondern die Ehrbegierde, Werthers Leidenschaft gewesen. Der Tiefsinn und die Zurückhaltung entfernten ihn von weitläuftigen Bekanntschaften. Lange beschäftigte ihn der Gedanke des Selbst-Mords, dessen Rechtmäßigkeit er bei jeder Gelegenheit vertheidigte.

Er besuchte das Haus des geheimen Sekretair H..., von der Pfälzischen Gesandtschaft, der die liebenswürdigste Frau hat. An einem Ort, wo jeder Liebe fühlt, oder doch des Tons wegen zu fühlen vorgiebt, konnte Werther dem Verdacht nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den sonst Einsamen zu diesen Besuchen anfeure. Ich weiß nicht, ob er wirklich gegen jene Schönheit empfindlich geworden: das kann ich aber behaupten, daß die Frau H... durch eine unbescholtne Tugend eben so schätzbar ist, als durch ihre Reize. Man hat dennoch gesagt, daß die Eifersucht des Mannes, durch fremde Leute in Bewegung gesetzt, ihn endlich dahin vermocht, sich Werthers fernere Besuche zu verbitten. Ich glaube dieses nicht: aber wenn der Vorfall sich auch dem Gerücht gemäß verhielte, so hat er zu dem Tode unsers Helden nicht mitgewürkt.

Mehr mögen die Verdrießlichkeiten, die ihm sein Beruf zu Wege brachte, die nähere Ursache desselben seyn. Da der störrische Charakter des Gesandten, mit dem er zu thun hatte,

bekannt genug ist; so überlasse ich Jedem das freie Urtheil, in wie fern der Abriß dem Original gleiche?

Ich habe nie gehört, daß unser Held die Vertraulichkeit des Grafen C... gesucht oder erhalten habe. Der Vorfall, der pag. 130. erzählt wird, hat sich bei dem Präsident, Grafen von B..., gleich nach Werthers Ankunft zu Wezlar, unter Umständen, von denen die Beschreibung abweicht, ereignet. Die hämische Freude der Neider und das Bedauern der Freunde hat unser Held wohl nicht so stark gefühlt, als die Briefe es vorgeben, da er wenig in öffentliche Gesellschaften gekommen ist.

Die Liebe des Fräulein von B..., die so geschildert wird, daß man ein Fräulein von H... darunter verstehen muß, ist nur eine Verschönerung der Geschichte. Es wird zwar erzählt, daß ein gewisses Fräulein, nicht die von H..., durch die Vorzüge unsers Werthers gerührt, ihm nicht abgeneigt gewesen sey. Aber man weiß, daß er dagegen gleichgültig war.

Werthers Tod erfolgte nicht um Weihnachten, sondern bald nach Michaelis. Die Beschreibung desselben ist, die Briefe ausgenommen, die bei Veränderung der Umstände von selbst wegfallen, richtig. Selbst die Kleidung, in der man den Verwundeten fand, ist in dem Buch, der Wahrheit gemäß, angezeigt. Der Amtmann B..f konnte, wenn er wirklich Werthers vertrauter Freund gewesen, der Beschaffenheit der Umstände nach, seine Beerdigung nicht besorgen. Diese Sorge kam dem Gesandten zu. Jedoch fühlten der Amtmann und seine Familie, wie jeder Rechtschaffene, bei dem traurigen Vorfall die ganze Härte des Looses der Menschheit. Sie beklagten den Sterbenden aufrichtig, ob sie gleich auch nicht den entferntesten Einfluß in sein Schicksal gehabt hatten. Der guten Seele unsers Ke..r hat der Umstand Leiden verursacht, daß, wider sein Vermuthen, sein Eigenthum, eine Pistole, der Vollbringung eines so furchtbaren Entschlusses zum unglücklichen Werkzeug diente. Den geheimen Sekretair H... überströmte das ganze Gefühl einer Freundschaft, der, in einer so erschütternden Lage, da man sich selbst für den Freund aufopfern zu können begehrt, jedes Mittel fehlt, sein

Leiden zu mindern. Nach dem Bedienten und Friseur des jungen Werthers, war der Baron Schl...ß der erste, der ihn in seinem Todeskampf sahe. Der Fühlende sann nach Rettungsmittel, das Auge voll edler Zähren über das tragische Verhängniß eines Jünglings, der mit ihm aufwuchs. Bald kamen Andere; unter ihnen solche, welche die außerordentliche Scene gleichgültiger zu betrachten vermochten; bis die Reihe auch diejenigen herbeibrachte, die hier unzeitige Lehren gaben, und über die Feigheit, die sie vor dem Selbst-Mord sichert, eine mächtige Zufriedenheit fühlten.

Man könnte noch eine Anekdote anführen, die dem Verfasser entweder unbekannt geblieben, oder entfallen seyn muß: Da sie aber der Person desjenigen, der die Beerdigung einrichtete, nachtheilig seyn möchte; so will man sie aus Menschenliebe und Bescheidenheit unterdrücken.

Volkslieder
aus dem Jahre 1775.

Lotte, an Werthers Grabe.

Ausgelitten hast du, ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesstreit.
Abgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit.
Und warum? — blos weil ich dir gefallen?
Hätt' mich doch dein Auge nie erblickt!
Hätt' nur niemals von den Mädchen allen,
Das verlobte Mädchen dich entzückt.

Jede Freude, meiner Seele Frieden
Ist dahin, und ohne Wiederkehr!
Glück und Ruhe sind von mir geschieden,
Und mein Albert liebt mich auch nicht mehr.
Einsam wein' ich an der Rasenstelle,
Wo uns oft der späte Mond belauscht!
Jammernd irr' ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauscht.

Bis zum Lager, wo ich träum' und leide,
Quälen Schrecken meine Phantasie!
Blutig wandelst du im Silberkleide,
Mit den Waffen, die ich selbst dir lieh.
Dann erwach' ich bebend und erstische
Noch den Seufzer, der mir schon entrann;
Bis ich, weg von Alberts finsterm Blicke,
Mich zu deinem Grabe stehlen kann.

Hier am Grabe füllt mich heil'ger Schauer!
Jetzt noch trauert die Natur um dich.
Rosen pflanzt' ich an des Kirchhofs Mauer,
Doch die Rosen, sieh! sie blühen nicht.
Heilige, mit frommen kalten Herzen,
Gehn vorüber und verdammen dich!
Ich alleine fühle deine Schmerzen,
Theures Opfer! und beweine dich.

Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unsre Thaten wiegt,
Und nun offen, auf der furchtbar'n Waage,
Deine Schuld und meine Liebe liegt.
Dann wird Lotte jenen süßen Trieben
Gern begegnen, die sie hier verwarf;
Vor den Engeln ihren Werther lieben,
Wo ihr Albert nicht mehr zürnen darf.

O! dann dräng' dich zu des Thrones Stufen,
Neben mich, an Alberts Seite hin!
Dann wird selbst: versöhnt! versöhnt! er rufen,
Ich vergeb' ihm; Gott! verschone ihn.
Und der Richter wird Versöhnung winken,
Ruh' empfängst Du nach der langen Pein,
Und in jener Freudenlaube trinken
Wir die Seligkeit des Himmels ein.

Albert an Lottchen.

Trage standhaft alle deine Leiden,
Liebste Lotte! und sey unverzagt,
Wenn das Schicksal dir die größten Freuden
Dieses Lebens so wie mir versagt.

Sieh, auch hier in diesem edlen Herzen,
Das von einer schnöden Welt nichts weiß,
Wohnet Schwermuth, wohnen Gram und Schmerzen
Und die größte Unzufriedenheit.

Ach! ich suche Trost und finde keinen,
Nicht im Hain und auf der grünen Flur;
Ach! vergebens sieht und hört mein Weinen
Der allweise Schöpfer der Natur.
O! warum, warum muß ich alleine,
Wie ein Sünder tief gebeuget gehn,
Und auf dieser ganzen Erde keine
Einz'ge Freude für mich blühen sehn?

Du, mein Kind, du bist der Quell der Thränen,
Die mein Auge oft im Stillen weint;
All' mein Kummer, all' mein banges Sehnen,
Beste Lotte, liegt bei dir vereint.
Viele böse, wenig gute Tage
Sind mein Loos, seit ich geworden bin;
Doch jetzt schleicht kein Tag ohn' Gram und Plage
Für mich Unglückseligsten dahin.

Schirach.

Die Leiden des jungen Werthers. Erster und zweiter Theil. Leipzig, 1774.

Wie wenn ein Traum meine ganze Seele füllt, wo am schönsten Sommermorgen die Natur in ihrem gefälligsten Kleide vor mir über wandelt, und Sympathie in meiner Brust erweckt, und — zu noch reizendern Freuden mein innerstes Gefühl stimmet; dann ein holdes Mädchen diese reizendern Freuden mir gewährt, bis vom Nektartaumel — als wäre ich Jupiters Tischgenoß gewesen — mir Thüren und Berg, und — Himmel und Erde schwankten, — — und dann mit dem schnellesten Hinsturz diese Thürme und Berg und — Himmel und Erde, über mir — unter mir — hinsänken,

und Schrecken und Entsetzen mich aufschauderten: — — so, vortrefflicher Goethe, — so, Kenner des menschlichen Herzens, war es mir, als ich Werthers Leiden las. Welch ein vortreffliches Ganze, wie so schön in allen Theilen, und sie alle, wie so vortrefflich geordnet! Wie einfach die Geschichte, und doch wie belebt alles, wie voller Handlung — innerer Geisteshandlung — in Werthers Seele! — Und wie so sehr alles für das Herz, für den geistigeren Sinn des innern, stärkern Gefühls! Und welch eine Steigerung in der Erweckung dieses Gefühls, wie natürlich der Fortgang, stets mit demselben Schritt, mit welchem die Natur geht. Erst Scenen der lachenden Natur, und in ihnen einen gefühlvollen Jüngling, Kenner und Nachahmer der schönen Natur, der uns zur Sympathie fortreißt. Dann ländliche Scenen, Werthern mitten unter unschuldigen Kindern und Landleuten. Dann — ihn unter rauschenden Freuden, auf einem ländlichen Feste. Und nun — Werther und Lotte! und hier — erst aufmerksames Bemerken, warmes Gefühl; dann Liebe, Enthusiasmus, Begränzung alles Glücks auf die Liebe dieser Einzigen — aber doch noch Entschlossenheit, diese Einzige zu verlassen, die er nicht besitzen konnte — dann Trennung, aber bald wieder Rückkehr, und nun alles überströmender Enthusiasmus, Taumel der Liebe, Schwinden des Himmels, der Erde, und endlich — Gott! wohin kann die Liebe führen! — wem schauderts nicht? — Jünglinge, hört es! fühlt es! — endlich — Selbstmord!

Wollt ich alles sagen, was ich bei diesem vortrefflichen Buche gedacht, bewundert, empfunden, untersucht habe; so müßt ich ein dreymal so starkes Buch schreiben, als es Werthers Leiden sind. Wollt ich nur alles das sagen, was dieser vortreffliche Roman als Regel, als Muster für unsre Romanschreiber enthält: so müßt ich doch noch immer ein Buch schreiben.

Auf welche Abwege würden uns nicht unsre gewöhnlichen Romanschreiber geführt haben, wenn sie die Geschichte Werthers hätten schreiben sollen; was hätte nicht alles geschehen müssen, um uns recht viel schönes von Lotten sagen zu können, um Werthern zurückzubringen, um -- tausenderlei andere Dinge noch hereinzuschleppen. Aber das alles war für den Menschenkenner Goethe zu

klein, zu fremd. Alles dreht sich um Werthers Charakter, jeder Vorfall ward nur durch seinen Charakter, so wie er gerade zu der Zeit war, möglich und bestimmt, und alle diese Vorfälle flossen zu eben der Quelle zurück, um den Charakter des Jünglings gerade auf den Punkt zu bringen, der das Ende seines Lebens macht. Alles andere lebt und webt nur in ihm und durch ihn. Alle andre Personen von Lotten bis auf den unglücklichen Wahnsinnigen im grünen Rocke sind nur angesetzte Schrauben, die Werthers Charakter bis dahin herauf heben, in die Lage bringen sollten, daß nun der Jüngling nothwendig und unaufhaltsam den schaudervollen schrecklichen Fall thun mußte, der jeden Jüngling aus dem Traume aufschrecken sollte. — Und welch eine Sprache! daß sie schön ist, so schön ist, als je ein Teutscher schrieb, ist noch immer das wenigste, was ich daran bewundere — das aber fordert meine ganze Bewunderung, daß auch sie ganz individuell ist — bloß Ausbruch der Empfindungen, wie sie nur W. haben konnte. Ich erwarte es, daß mir ein anderes Beyspiel von irgend einem teutschen Schriftsteller gezeigt werde, wo diese Kunst bis zu einer solchen Höhe getrieben worden. Auch Wieland hat es so nicht gethan.

So weit hatt ich geschrieben, als mir ein warnender Freund kam. Trauen Sie, sagte er, der glänzenden Oberfläche nicht zuviel, dahinter ist Todtengebein. Es liegt ein Gift in dem Buche, das schreckliche Wirkungen haben kann. Sie sind jetzt noch im Taumel, trauen dem Verfasser zu sehr nur eine gute Absicht zu. Lesen Sie es noch einmahl, und Sie werden sehn: es ist eine Apologie des Selbstmordes.

Davon habe ich nichts bemerkt, sagt ich, nichts empfunden. Aber wenn das des Verfassers Absicht gewesen wäre, dacht ich, so wär es, so schön es ist, ein abscheuliches Buch, wär ein süßes Gift, worüber die Policey wachen müßte. Wohl, setzt ich hinzu, ich will es noch einmahl lesen. — Ich las es, aber ich fand diese Vertheidigung, diese Beförderung des Selbstmordes nicht. Es ist wahr, was der Verf. hier auszuführen sucht, der Mensch kann bis dahin gebracht werden, daß bey ihm der Entschluß zum Selbstmorde Krankheit ist, daß er ihm nothwendig wird. Aber diese Nothwen-

digkeit gründet sich immer nur darauf, daß er nach und nach bey einer für jeden Eindruck offenen Seele, seinem Charakter diese besondere unglückliche Stimmung geben ließ. Also was folgt nun aus der Idee des Verfassers? — ich denke nichts anders, als die nöthige — und darum noch desto nöthigere Lehre für jeden Jüngling, der sich mit starkgespannten Nerven fühlt, wachsam über die ersten Wirkungen auf sein Herz zu seyn, die ihn bis dahin bringen könnten. — Das ist die Seite, von der alleine ich den moralischen Theil dieses Buchs, nach allen Warnungen, noch immer nur ansehen kann. Und ich denke, das ist eine sehr gute Seite. — Predige ich denn dadurch die Wollust, wenn ich behaupte, der Taumel der Seele könne einem Menschen von diesem Gifte so stark werden, daß ihm dies Laster nothwendig werde? Ich denke nein! Wohl aber zeig ich dem Jüngling die Gefahr der ersten Schritte, und dem alten Wollüstling einen Abgrund, in den er, noch einen Schritt weiter, unfehlbar fallen wird. — Und ich irre sehr, oder diese mir sehr wichtige Moral hat in W. L. eine doppelte Stärke, das Beispiel ist doppelt warnend, weil W. Liebe so viel geistiges, so viel menschliches hat, und nach ihrer ganzen Oberfläche unschuldig ist. Also, Jüngling, siehst du es hier, daß auch eine solche so sehr menschliche Liebe selbst für den sonst edeldenkenden, wie jedes Uebergewicht der Sinnlichkeit, in Abgründe führt. Zwar sagt Werther zu seiner Vertheidigung viel, was zugleich als eine Vertheidigung des Selbstmordes überhaupt angesehen werden könnte. Aber welch ein Thor! der die Beschönigungen seines Verhaltens in dem Munde eines Romanhelden, der, so ein guter Mensch er ist, doch immer noch ein sinnlicher Mensch ist, zu seiner Moral machen kann. Soll das die Gefahr seyn, so hat die Policey nicht über dies Buch, sondern vielmehr über solche Thoren zu wachen, um ihnen keinen Roman, auch den besten nicht, in die Hände fallen zu lassen, weil — sie Thoren sind. Ueberhaupt ist es drollicht genug, Leuten ein solches Buch wegzureißen, denen man recht angelegentlich die Bücher der Makkabäer in die Hände spielt, in denen jeder eine eigentliche Apologie des Selbstmordes finden kann und wird. — Doch kann ich es nicht verhehlen, zwey Stellen dieser Art wünscht ich selbst weg, oder gemäßigt; den gan-

zen Brief vom 12ten August, und den Schluß des Briefs vom 30sten November. Die letzte Stelle hat zu wenig sagendes, und doch so viel eindringliches für den Unwissenden. Die erste tadl' ich nicht aus dieser, noch, insofern es doch nur Werthers Gedanken sind, aus irgend einer andern moralischen Ursach. Aber anderweit hab ich vieles dawider. Die Gelegenheit zu alle dem Raisonnement ist vom Zaun gebrochen, und — unnatürlich dazu. Auch ist hier ein Sprung in der Fortführung des Charakters des Helden, der die ganze schöne Anordnung des Plans unterbricht. Feste Gewißheit durfte jetzt noch nicht in Werthers Seele seyn, nur Zweifel, aufkeimende Maximen wären hier am rechten Ort gewesen. Sonst war W. schon am Ziele, oder es bedurfte nur noch äußerer Umstände, die nun noch den Entschluß forderten, der schon lange reif war. Aber so wird alles folgende nur Handlung, die außer Werthern vorging, bleibt nicht mehr innere Handlung, die seinen Charakter, seine Maximen auf den Punkt hin hob, den das Ganze forderte, so sehen wir nicht mehr das W e r d e n dieser Maximen, und dieser ganzen Denkart Werthers, sehen höchstens nur aus den bereits reifen Maximen E n t s c h l u ß w e r d e n — und gewiß, das war weniger, als der Verfasser nach der ganzen Anlage vor unsere Augen w e r d e n lassen wollte. Und überdem verliert Werther dadurch in Absicht unsrer Beurtheilung seines ganzen folgenden Verhaltens. Wir sehn ihn hier schon früh auf einer Anhöhe, von der er alle Gefahren und alle Schrecken seines übrigen Wegs übersieht, und weiß und behauptet, daß man eine Strecke weiter, denselben nicht mehr entgehen könne, und nun noch diese Strecke rasch und taumelnd fortgeht. Wir sehn ihn an einem durchreißenden Damme stehn, er weiß es, daß er noch — aber bald nicht mehr — dämmen kann, und doch legt er keine Hand an. Warum ließ der Verfasser ihm die Gefahr nicht lieber ganz unbekannt bleiben? Es wäre ja das auch dem menschlichen Schicksal viel gemäßer. Man sage nicht, Werther spricht hier nur allgemein, er dachte das nicht als s e i n Schicksal, er schreibt ja selbst an seinem Sterbetage? „Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte!" Eben deswegen weil er das schrieb, durften, denk ich, die Grundsätze von Anfang nicht so fest seyn. Werther ist ein zu philosophischer und zugleich ein zu feu-

riger Kopf, als daß wir uns seine Maximen so todt, so ohne Anwendung denken könnten.

Werden nicht manche Leser herzlich über des Rezensenten moralische Vorlesung lachen? Es sey, ich kann es ihnen nicht wehren. Aber sie sollen es mir auch nicht wehren, dies für viele Leser als sehr nützlich zu halten; sollen wir noch mehr — den Wunsch — nicht wehren, daß das Buch eine zurechtweisende Vorrede haben möchte. Sie würde zwar den bessern Lesern sehr unnütz gewesen seyn, aber wir haben wirklich noch schwächere Leser, als man denken sollte.

Magazin der deutschen Critik. Thl. I. S. 61 ff., herausgegeben von Herrn Schirach. Halle, bey J. J. Gebauer. 1775. Bd. 4.

Ungenannt.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1774.

Wer Gefühl hat, und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken, wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's blos anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben, welche Gluth und Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen! Da liegt er im Kirchhof unter den zwo Linden im hohen Grase, tief ist sein Schlaf, niedrig sein Kissen von Staub; und o wenn wird es Morgens im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache! Armer Werther! Unglücklichere Lotte!

Ich hoffte nicht, als ich die vorhergehende Einleitung schrieb, daß ich nach ihr unsern Leserinnen eine solche Schrift anzeigen würde. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben in allem fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit darinnen; und auch dann noch, wenn es bis zur höchsten Leidenschaft anströmt. Jede Leserinn nehme sie in einer glüklichen stillen Stunde in die Hand, wann die Ebbe der Seele wieder Fluth geworden ist. Die Geschichte davon ist so einfach und natürlich, als eine seyn

kann; nicht Roman, sondern allein Darstellung der Leiden des jungen Werthers aus seinem ganzen Wesen bis aus dem Mittelpunkt des Herzens heraus.

Es sind einige Briefe darinn, die unter das Vortrefflichste gehören, was das starkfühlende Herz der stärksten Geister je hervorgebracht hat. Zum Beweise will ich folgende anführen: S. 8, 26, 91, 103, 159 und den letzten. S. 66, 100, 153, 170 und in den folgenden läßt Werther an einigen Stellen den Petrarca unter sich, in dessen Gedichten man alles heftige Leiden und heilige Entzücken von Liebe vereinigt findet, was vor und nach ihm empfunden worden ist; und so brennende Wonnegluth, wie S. 207, 210 und 211, hat die Seele des St. Preux nicht durchglüht.

Doch, es verdrießt mich, daß ich so von einem Buche reden muß, wo alles Lebendige Gestalt hat. Wer hat zum Beyspiele jemals so viel Vergnügen bey einem Kindergemählde, und wenn es von dem größten Meister gewesen wäre, empfunden, als bey S. 30, 48, 60? Welche Landschaften voll Leben! und welch himmlisches Gewächs in seiner Vollkommenheit ist Lotte! S. 106 und den folgenden sagt sie mehr für das Herz, als Plato bey seinen tiefsinnigsten und erhabensten Beweisen von der Unsterblichkeit des Menschen. S. 198 können unsere Leserinnen den Celten Ossian in seiner Wahrheit kennen lernen. Wer kann vor Empfindung etwas über den Gesang der Minona, und Ullius, und die Klagen Armins sagen, wenn er auch nur einen Schatten von den Gefühlen des Barden dabey hat! diese Schwere läßt sich nicht aus der Sphäre des Herzens winden.

Was wahr und falsch und nicht neu in diesem Buche sey, mit welchem andern Werke zu seinem Nachtheil man es vergleichen müsse, ob der junge feurige Werther sich an einigen Stellen nicht richtiger und dem Wohlstande gemäßer habe ausdrücken sollen, und wie er von seiner thörichten Leidenschaft sich hätte befreyen können; und dergleichen weltweise Betrachtungen überlaß ich denen Politikern, die der gute Werther S. 23 beschrieben hat, denen unter unsern Leserinnen zu sagen, die was davon zu hören verlangen. Die Genieen müssen sichs zuweilen gefallen lassen, daß ihnen diese Herrn hier und da einen Wasserbau anlegen. Muß doch der mächtige

Vater Rhein so seinen schönen Schlangenlauf am Ende verändern, um einige fruchtbare Wieselein zu machen, nach dem kleinen Interesse der tausend Beherrscher seiner Ufer sich seiner Kräfte begeben, und in mancherley Zickzack, sich brechend traurig zur Ruh ins Meer sich wälzen.

Für diejenigen Damen, die das edle volle Herz des unglücklichen Werthers bey Lotten für zu jugendliche unwahrscheinliche Schüchternheit, und seinen Selbstmord mit einigen Philosophen für unmöglich halten, ist das Büchlein nicht geschrieben. Die andern werden's vielleicht, wie ich, zu den wenig einzelnen Büchern legen, die sie des Jahrs mehr als einmal lesen.

Habe warmen herzlichen Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenke gabst.

Iris von Johann Georg Jacobi. Düsseldorf, 1775. Erster Band, S. 167 ff.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, bey Weygand. 1774.

Da das Publicum über den Werth dieses Werks des Herrn Dr. Goethe so einstimmig seine Parthey genommen hat, so würde unsere Anzeige und Critik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einer seiner Materie allzeit mächtiger Schriftsteller. In wieferne er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werthers beybehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugethan habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreifen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf seyn kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Lokoles und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk durch, allein das

innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sey und bleibe allen unsern angehenden Dichtern ein Beyspiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahren Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sey nun außer uns, oder in uns. Wer nicht den epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen, und Königen nur von weitem vorzittern. Ist er ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns die bey gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachte Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschriften vorleuchten lassen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubrodten seiner Maximen und Gemeinplätze.

Der V. hat seinen Helden wahrscheinlicherweise zum Theil mit seinen eigenen Geistesgaben dotirt. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen zerreißt. Die Jugend gefällt sich in diesem sympathetischen Schmerz, vergißt über dem Leben die Fiktion, daß es nur eine poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestoßene Sätze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseau's Heloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lektüre für ein Herz bedenklich werden, das den Samen und den Drang zu einer ähnlichen That schon lange mit sich herumträgt.

Allgemeine deutsche Bibliothek. Berl. u. Stettin 1775.
Band 26. Stück 1. S. 103 ff.

Ungenannt.

Die Leiden des jungen Werthers, zwey Theile. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung.

Eine Sammlung charakteristischer, empfindsamer und rührender Briefe, die man Herrn Goethe beylegen würde, wenn sie ihm auch das Meßverzeichniß nicht zuschriebe. Die nach und nach anwachsende Leidenschaft eines vernünftigen Selbstmörders, die Schilderung eines in Empfindungen und Raisonnemens gleich außerordentlichen Menschen, die erhabne Simplicität in Erzählungen und Beschreibungen, die von den gewöhnlichen Künsteleien der Romanschreiber weit entfernt ist, so viel Wahrheit und Natur, als kaum ohne wirkliche Originale möglich scheint, so warme Sprache können nur von dem Manne kommen, der so gut unser Goldsmith als unser Shakespear werden kann.

Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. S. 75.

Einfall,

nach der Lesung der Freuden des jungen Werthers:

Daß Werther, unbeglückt mit Lottens ewiger Gunst
Sich tödtete, davon läßt sich der Grund entdecken:
Doch ihn vom Tode aufzuwecken,
Das ist geheimnißvolle Kunst.

Aus den „Poesien, nach verschiedenem Maas und Gewicht, mit angehängten kritischen Urkunden. Berlin, bey Decker. 1775.“

Christian Garve.

Breslau, den 19. November 1774.

Ich habe die Leiden des jungen Werther gelesen; und sie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieser Art seit langer Zeit gemacht hat. Dieses Einzige ist schon ein

großes Verdienst des Werkes in meinen Augen, weil ich so lange fast durch keine andere Leiden, als durch meine eignen, stark gerührt worden bin; und weil diese Rührung bei fremder Noth etwas so angenehmes und befriedigendes für die Seele ist. Ich habe also bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieses Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es diese gethan: erstlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menschen eingenommen worden bin, der eine so edle Seele, eine so lebhafte Empfindungskraft, und einen so tiefdringenden Verstand ganz in einen einzigen Gegenstand versenkte, und in demselben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in seine Lotte verliebt worden, so wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige ist etwas sehr gutes, und seine Leidenschaft steckt an. Endlich habe ich, bei der Voraussetzung, daß der Fond der Geschichte wahr sei, mich damit getröstet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergessenheit, sondern Liebe gegen ein anderes Geschöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, seinen letzten ausschweifenden Schritt hervorgebracht hat. —

— Daß in dem Verfasser kein gemeiner Geist wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem solchen wird unser Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben.

Breslau, den 10. Oktober 1790.

Daß Goethe bei uns einige Wochen lang gewesen ist, habe ich Ihnen, glaub' ich, schon gesagt. Ich will glauben, daß das, was in gewissen Augenblicken Stolz zu seyn scheint, im Grunde nur Zurückhaltung ist. Er kann nur auf eine einzige Art seyn (um seiner eigenen metaphysischen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit jemanden zu werden: muß er sich erst in diesen Ton hineinfinden. Sein Tasso ist das letzte treffliche Produkt seiner Muse. —

Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weiße. Breslau, 1803. Thl. I. S. 86. ꝛc.

Christian Garve.

Ueber die Leiden des jungen Werther. Aus einem Briefe.

— Auch für mich ist der Karakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten gänz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig sein kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel; das andere Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand, und Dreistigkeit; Gunst beim Publikum, und Begierde zu herrschen. — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht kommt dabei alles auf die eine Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwi-

derbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen, den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhangen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Verrichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophie nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nämlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Aktivität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel, mit Einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf, statt. So weit als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arm fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben, und sterben läßt; der alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir sein wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen, und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen, ob es der Natur des Menschen, und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sei, sich zu ermorden; etwas anders die Frage, wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten, wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussetzung einer oft nahen Zukunft; keinen Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt!

Dies macht bei Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objekte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne, als er Aehnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt auf sie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein, ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit in sein Herz zu dringen überwinden, und ihm schätzbar werden, so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute

und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser Andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehn, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist, lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meinungen über diesen Punkt der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es frei-

lich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That aller Stärke der Beredtsamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten: aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beide Gesichtspunkte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kentniß des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Gesichtspunkt vergessen; das heißt, er muß nie die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe. —

Der Philosoph für die Welt. Von J. J. Engel. Berlin, 1775. 8. Thl. I. St. 2.

Christian Garve.

Breslau, den 23. Januar 1795.

— Unter den litterarischen Neuigkeiten ist Goethe's Roman ohne Zweifel die interessanteste. Aber man sollte keinen Roman stückweise herausgeben. In diesem Theile ist so vieles nur angelegt, dessen Wahrheit und Zweckmäßigkeit nur nach den Aufschlüssen, die man in den folgenden erwartet, beurtheilt werden kann. Eine Sache wundert mich, — daß ein Mann, der die Welt im Großen kennt, und mit ihren mittlern und obern Ständen so viel gelebt hat, wie Goethe, in seinen Schilderungen sich gerade auf einen Gegenstand einschränkt, der in Romanen schon so oft ist geschildert

worden, ich meine die Schauspielerwelt, das Leben, die Sitten und die Abentheuer von Komödianten, Seiltänzern ꝛc. Von Scarrons Romanen an bis jetzt, ist keine Klasse von Leuten häufiger abkonterfeit, keine Leidenschaft öfter zum Triebrad einer romanhaften Geschichte gemacht worden, als die Schauspieler und die Liebe zu Schauspielen. — Noch habe ich keinen Leser gefunden, dem nicht die erste weitläuftige Entwickelung des Puppenspiels wäre langweilig gewesen. Die Geliebte Wilhelms schlief darüber ein; wie konnte sein Geschichtschreiber glauben, daß es den nicht in ihn verliebten Lesern besser gehen würde? In dem ersten Buche zeichnet sich fast nichts aus, als die Schilderung der beiden Alten, und die Vertheidigung des Handels von dem Freunde Wilhelms. Auf den Reisen dieses letztern stoßen uns merkwürdigere Personen auf. Philine ist ein seltsam zusammengesetztes, aber doch interessantes Wesen. Das Mädchen, welches Wilhelm dem Luftspringer abkauft, ist noch ein sonderbareres, noch unerklärlicheres Geschöpf, das anzieht, aber nicht befriedigt, weil man zu wenig davon begreift. Der alte Barde scheint aus einer andern Welt, einem andern Zeitalter zu seyn, als die übrigen Personen. Das Geheimnißvolle, welches über seinem Schicksale und seinem Charakter schwebt, spannt die Erwartung, aber so wie es in diesem Theile gelassen wird, schadet es der Wahrscheinlichkeit. Ueberhaupt ist alles nur erst angelegt, nichts auf den Punkt entwickelt, um eine hohes Interesse zu erregen. Einen Roman sollte man, wie ich schon gesagt habe, nicht stückweise herausgeben, so wenig als man einzelne Akte eines Schauspieles herausgiebt. Der Autor und der Leser verlieren bei dieser Zerstückelung. Soviel ist sichtbar, daß, so wie Goethe selbst gewissermaßen ein Sonderling in seinem Charakter und in seinem Betragen ist, er auch die Geschöpfe seiner Einbildungskraft nicht nach Modellen zusammensetzt, die man gewöhnlich in der Welt findet. Poetisch werden dadurch seine Produktionen reizender, insofern sie mit Geist und Fleiß ausgeführt sind; aber wo er sich vernachlässiget, werden auch zuweilen Mißgeburten daraus. Doch in allen seinen Werken sind gewisse tief in's menschliche Herz und Leben eindringende Reflexionen, die sie mir schätzbar machen. Dergleichen sind auch hin und wieder Meisters Lehrjahren eingestreut, z. B. in dem Gespräche

des Unbekannten, der auf dem Schiffe die extemporisirte Komödie mitgespielt hatte. — Vom 18. Juni. Der zweite Theil von Meisters Lehrjahren hat mir Vergnügen gemacht; ob ich es gleich nicht für ein vollendetes Kunstwerk halte.

Die Gespräche der Emigrirten in den Horen haben mir gefallen. Das ist ein Wort geredet zu seiner Zeit.

Breslau, den 28. November 1797.

Von den beiden neuesten und besten Produkten unsrer Poesie, dem Schillerschen Musenalmanach und Goethe's Hermann und Dorothea, habe ich, aus dem ersten die besten Stücke, und das andere ganz gelesen. Ich bin überzeugt, daß die „Worte des Glaubens" Sie, so wie mich, gerührt und mit erhabnen Ideen erfüllt, daß „Licht und Wärme" von Schillern und einige andere kleine Stücke von ihm Ihnen gefallen haben; daß der heilige Petrus, der sich um das Hufeisen nicht bücken will, und sich um der Kirschen willen vielmal bücken muß, ein naives Stück ist; daß die Korinthische Braut, welche von Manso für das am meisten genialische Stück der ganzen Sammlung gehalten wird, Ihnen, wie mir, dunkel und in moralischer Rücksicht anstößig seyn wird. Hermann und Dorothea hat mit Luise von Voß, als häusliches Gemählde, viel Aehnlichkeit, aber es erhebt sich über das letztere durch größeres Interesse, so wie es ihm von Seiten der Versifikation nachsteht.

den 30. Oktober 1798.

— Ich kann, in Hinsicht auf Litteratur, jetzt eben so wenig thätig seyn, als genießen. Einige Stücke aus dem Schillerschen Almanach, die meine Freunde mir vorgelesen haben, haben mir doch Vergnügen gemacht; am meisten das Bürgerlied. Goethe's Produkte sind zum Theil schwer, aber doch schön.

Briefe von Christian Garve an Felix Weiße. Breslau, 1803. 8. Thl. II. S. 179. ff. 189. 200. 260. 277.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel.

Eine merkwürdige Erscheinung! Schon die Nationalsitten, die in diesem Schauspiel recht glücklich getroffen worden, würden diesen Ausruf verdienen. Aber auch der Wetteifer mit Shakespear, nicht blos in Form, sondern auch in der Natur verdient Aufmerksamkeit. Selbst die ihr Herz ganz an den gewöhnlichen Gang unsrer Schauspiele gehängt haben, werden sich gern zerstreuen lassen, und solche Scenen, wie die mit Bruder Martin, oder an des Bischofs Tafel, wenigstens für eben so gut halten, als die in den Diderotischen Dramen gewöhnlichen Einschaltungen. Hat der Dichter, Herr Goethe, gleich den Namen Trauerspiel vermieden, so ist der Ausgang doch überaus rührend. Der Dialog ist kräftig, aber größtentheilh mit Fleiß sehr koupirt; so wie überhaupt manche Plattitüden, Bizarrerien, Liedlein hätten wegbleiben können, da ich sie unmöglich Eigenheiten nennen kann, sondern Affektation schelten muß.

Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. S. 48.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773.

Eine frühere Anzeige dieses Schauspiels in unsrer Bibliothek hätte das Publicum zu keiner günstigeren Aufnahme, zu keiner allgemeinern Bewunderung desselben, ermuntern können, als es beydes dem Verf. und dem Meisterstück seines Genies mit so vielem Rechte bereits geschenkt hat. Alle Zergliederung der mannichfaltigen einzelnen Schönheiten dieses Schauspiels würde nunmehr zu spät und überflüssig seyn, da jedermann es schon gelesen und wieder

gelesen, auch ein Theil des Publikums die theatralische Vorstellung desselben mit angesehen hat, die manche Leser ihm vorher kaum zu weissagen sich getraut hätten. Auch uns ist dieser Umstand mehr ein Beweis von dem sehr zu entschuldigenden Eifer unsrer Theateraufseher für ihren Vortheil, als von der Schicklichkeit des Stücks zur Aufführung, die wir demselben, der wirklich geschehenen Aufführung ungeachtet, dennoch nicht zugestehen können. Vielmehr scheint der Verf. diesem Zwecke, oder wenigstens dem dazu nothwendig erforderlichen Zusammenhange der Scene gerade entgegen gearbeitet zu haben; und die äußerst häufige Veränderung des Schauplatzes war gewiß bey ihm kein Behelf, sondern vorsetzliche Losmachung von Regeln, nach denen er nun einmal nicht arbeiten wollte. Daß er diese Regeln überhaupt für überflüssig gehalten, und das große Verdienst der wahren dramatischen Kunst so ganz verkannt haben sollte, können wir ihm unmöglich zutrauen, ihm, der nicht nur in der meisterhaftesten Zeichnung und Gegeneinanderstellung seiner Charaktere, Götzens und seines Sohns, Elisabeths und Mariens, Weislingens und Sickingens ꝛc., sondern auch in der Art, wie er uns mit diesen Charakteren bekannt macht, in den vortrefflichen Scenen zwischen Götz und dem Bruder Martin, zwischen Götz und Weislingen, zwischen dem letztern und Adelheid, zwischen dieser und Franz u. s. f., und in der endlichen Entscheidung der Schicksale seiner Personen, so viel wahre und seltne Einsicht in die Kunst gezeigt hat. Wir verkennen nicht den Unterschied der wesentlichen und der mechanischen Regeln der dramatischen Kunst; aber wer beyde, und ihre Quellen und Gründe, richtig untersucht hat, wird doch wohl nicht behaupten, daß in der Oekonomie des Götz von Berlichingen bloß die letztere hintangesetzt wären. Dem ungeachtet sehen wir es völlig ein, und erkennen es mit der dankbarsten Empfindung, daß unsre Nation an diesem Schauspiele ein Werk erhalten hat, worauf sie stolz seyn darf. —

Allgemeine deutsche Bibliothek. Berlin und Stettin, bey Friedr. Nicolai, 1776. Bd. 27. Stück 2. S. 361 ff.

Clavigo. Ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig, bey Weygand. 1774.

— Zu einem Trauerspiele bedurfte diese Geschichte, die aus dem Quatrième mémoire à consulter pour Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais etc. entnommen ist und sich wirklich vor zehn Jahren ereignet hat, nur einiger Veränderungen, um, unter den Händen eines geschickten Mannes, ein Drama von großer Wirkung zu werden. Hr. Goethe hat diese Veränderungen gemacht, hat erstlich dem Clavigo einen Anstifter gegeben, der aus seinem wankelmüthigen Charakter sein Spiel macht, und ihn durch falsche Vorspiegelungen und Hoffnungen, durch blendende Aussichten für seinen Ehrgeiz zu der äußersten Niederträchtigkeit, dem Betrug eines unschuldigen Mädchens verleitet. Die Motife der Handlungen des Clavigo werden uns hierdurch freilich sichtbarer; wir sehn ihn, mitten in den besten Vorsätzen, durch die Kunstgriffe eines verderbten und falschen Freundes unterbrochen, und allmählich zu ganz entgegengesetzten Entschlüssen gebracht; — An sich haben wir wider diesen Ausgang nichts; aber die Art, wie er bewerkstelligt wird, scheint uns etwas zu rasch, und überhaupt der letzte Akt zu flüchtig gearbeitet zu seyn, nicht zu gedenken, daß er an Shakespear's Romeo und Julie zu lebhaft erinnert. —

Allgemeine deutsche Bibliothek. Berlin und Stettin, 1776. Bd. 27. Stück 2. S. 370 ff.

Ungenannt.

Etwas über das Nachahmen allgemein, und über das Goethesiren insbesondere.

Das Geschichtlein, das uns der Wandsbecker Bothe in seiner eigenen lieben Manier so artig erzählt hat, von dem Hintenanbinden der drey Reiter an dem Buzephal des Dichters, ist eines von denen, die die leidige Liebhaberey der großen schönen Ewigkeit auch bey Geschöpfen, die nur ihren Tag leben sollten, täglich in der dichterischen Welt erneuert. Kein Wunder, denn auch, daß Schreyer

von Profession, wo sie nur mehrere Reiter auf Einem Wege sehen, immer das liebe Liedlein von Hintenanbinden nachschreyen. Oft haben sie Recht; und wenn sie das auch nicht haben, so kann man es den Leuten doch mit gutem Gewissen nicht verargen, wenn man bedenkt, daß sie größtentheils zu Fuße nachlaufen müssen, und, wenn sie sich auch, der Wahrheit zu gefallen, außer Athem laufen wollten, doch mit aller Anstrengung soweit nicht kommen können, um mit eigenen Augen ganz genau zu unterscheiden, ob besagte Reiter Eines Weges sich alle an einander, und so an den ersten gebunden haben, oder ob sie den Weg nehmen, weil sie alle mit dem ersten einerley Wegweiser haben, und so, auch ohne die Gesellschaft, ein jeder für sich den nämlichen Weg einschlagen würde?

Im Grunde, sollt' ich denken, müßte das doch so sehr ein Unterschied seyn, als es nur einer von den allen, die den 269 und f. 88 der Baumgartenschen Metaphysik bestätigen, und wenn man ihn in einem einzelnen Falle bemerken will, so kömmts eben so natürlich, dünkt mich, bloß auf die Frage an: Haben die andern den nämlichen Führer, den der erste auch hat, oder reiten sie, ohne den Führer zu sehen, nur dem ersten nach? Wohlverstanden, daß man sich eigentlich deswegen noch nicht an eines andern Buzephal bindet, wenn dieser schon der erste war, der es wagte, dem Führer auf diesem Wege zu folgen!

Ich möchte gern wissen, was Goethesiren heißt? Das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch. Ihr Gegenstand ist Handlung, und die Summe der Kräfte, die eine Handlung hervorbringen, ist hier das Maaß ihrer Vollkommenheit. Der Würger des keuschesten Weibes, das je in den Armen eines Mannes lag, ist Othello, dichtrisch vollkommner, als der ganze göttliche Grandison.

Werther und Stella gehören aus eben diesem Grunde, zu der ersten Klasse von Wesen, die die Dichtkunst geschaffen hat.

„Sein Styl ist zu griechisch." Das hab' ich noch nie von einem Bildhauer sagen hören; habe auch die Kritik zu lieb, um nicht Gott zu bitten, daß er es nicht so weit mit ihr kommen lasse, so etwas sagen zu dürfen. Es würde so viel heißen, als: der Mann

sollte uns körperliche Schönheit darstellen, und stellt sie uns zu schön dar.

Ich habe nur ein paarmal etwas gesehen, das Raphael sollte gemalt haben; aber, was ich verwetten kann, lieber Leser! alles gegen die geringste Kleinigkeit, die du zu verlieren wagen darfst: seine Figuren sehen den Griechischen ähnlicher, als denen von Kalot.

Und warum man in der Musik zuweilen Aehnlichkeit antrifft, die man nicht Fehler nennen darf, das hat noch neulich ein Mann gesagt, der vom Metier ist, und der das Metier versteht. (Mus. Aug. S. 745.)

Die Dichtkunst soll schöne Seelen schildern, und die Stimmung, die eine Seele dichtrisch schön macht, ist Kraft, Leidenschaft, ist, was in der Grundlage des Dichters eigene Seele ist; daher auch selten ein großer Dichter, der sich nicht einmal selbst in seinen Werken geschildert hätte; aber die Wahrheit ist einzig; jede Leidenschaft hat ihren Ton, und also auch jede Stimmung der Seele.

Entweder hat Goethe die wahren Ideale der Dichtkunst verfehlt, oder den Ausdruck, den Ton der Stimmung, die er ihnen geben mußte; wenn beydes nicht, so wird sich hoffentlich etwas daraus folgern lassen, um meine Frage zu beantworten.

Die Ideale nicht: man mag nur bloß sein Gefühl fragen, oder wahre Kritik, die nur gedachtes Gefühl seyn soll.

Den Ausdruck? klopft auf die Brust, und thut der Menschheit die Ehre, und bekennt die Wahrheit, ihr alle, die, wenn ihr Beruf habt, auch nur ein Schatten von dem zu seyn, was ihr seyn wollt, ihn und euch, wenn schon wider euren Willen, fühlt. Ich verspreche auch dagegen, vor der Hand die lieben Nebengründe dieses: wider Willen zu respektiren.

Also weder Zeichnung noch Kolorit.

Wenn eine Nation noch blind war, als ihre Nachbarn schon sahen, wenn diese Nachbarn über die noch blöden Augen die Aufsicht bekamen, ihnen die Gegenstände zu benennen und bezeichnen, ganz natürlich, daß diese Nation sich nach dem lehrenden Nachbar bequemte, sah, was dieser sah, und wenn sie mit sich selbst über

das Gesehene redete, auch so davon plauderte, wie sie diesen davon hatte plaudern hören.

Wenn nun aber dieser Nachbar schwachen Auges war, und blinzelte, wenn er, nicht Adler genug, den Anblick ihrer Schönheit in ihrem mittäglichen Sonnenschein zu ertragen, sich mit dem Abglanze der Dämmerung begnügte, — so lernte auch der Lehrling blinzeln, und sich begnügen.

Aber wenn nun endlich in dieser Nation ein Paar Augen stark genug waren, sich nicht früh Morgens bis auf den Abend wieder zuzuschließen — auch im Mittage zu sehen mit unverwandtem Blicke — wenn das nun die Augen eines Jünglings waren, dem die Natur auch Muth gab, zu sagen, was er sah? das um ihn her auszudrücken, wie er es fühlte, und von der Schönheit zu reden, wie sie ihn im Meere des Lichts umschwamm?

Was sollen nun andere Jünglinge um ihn her thun, die zwar auch wohl etwas sahen, was die lieben Nachbarn nicht sahen, aber dem Nachschreyn ihrer Nation nachgaben? Oder, wenn nun auch sie die Wahrheit sagen, und das nun dem ähnlicher sieht, was jener Erste aus ihrer Mitte sagt, als dem, was die Nation bisher dem Nachbar nachsagte; schreyen sie nun bloß nach?

Oder, um wieder in das erste Gleichniß zu kommen, wenn dieser Erste nun den wahren Weg sah, und ihn betrat, den die andern auch wohl gesehen hätten, aber nicht betraten, weil alles den lieben sichern Fußweg nebenher einschlug, wenn sie jetzt aber den wahren Weg auch folgen, weil die Natur da vor ihnen her wandelt, sagt mir, haben sie sich nur an des kühnen Jünglings Buzephal gebunden?

O! ich glaube zu sehr an hohe Urgenien, die ganzen Nationen den Weg zeigen sollten: fühle zu sehr, daß G o e t h e so ein Liebling der Natur ist, den sie zum Wegweiser ausrüstete.

Wir hatten schon früh einen Mann, der, nur sich selbst gleich, aber dafür auch fast einsam, in seiner Nation da stand, eingehüllt in seiner Größe, und nun die Zeit, die, was neben ihm glänzte, verdunkeln, und ihn verherrlichen sollte, Gottlob! noch selbst erlebt hat; aber seine Sphäre gehört nicht hieher, und die Zeitgenossen seiner Jugend — seine Größe zu sehen, und zu streben, in andern

Fächern zu werden, was er in dem seinigen war, war ihr Auge zu dunkel. Wir hatten noch andere Männer, und welche Seligkeit zu sehen, wie die Zeit bei uns den Richterstuhl der Unpartheilichkeit so früh aufrichtet, um Gerechtigkeit auszuspenden zur Krönung, oder zur Vergessenheit. Aber das ist keine Instanz gegen mich; man zeige mir den Mann, der in seiner Späre mehr, als Goethe in der seinigen, oder der in dieser mehr als er ist.

Aber freilich, wer nun auch nachläuft, nicht weil die Natur, sondern weil Goethe da wandelt; — es müßte nicht gut seyn, wenn sich an den Buzephal, der mehr trägt, als so mancher anderer, an dem sich Leute banden, die selbst wohl hätten fortkommen können, nicht auch Leute binden sollten, die höchstens dazu bestimmt waren, das Wettrennen anzustaunen, und dem Sieger zuzuklatschen, genug, daß es so gewiß, als Charakter und Ausdruck nur ein Höchstes haben, einen Sinn giebt, in dem es Sünde wäre, nicht zu goethisiren. Sz.

Deutsches Museum. Leipzig, in der Weygandschen Buchhdlg. 1776. Band 2. S. 1048 ff.

Johann Georg Sulzer

Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in seinen jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen Doct. Goethen's Besuch zu genießen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

Johann Georg Sulzer's Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise. Leipzig, 1780. 8. S. 17.

Johann Karl August Musäus.

— Es geht mit unserm Liebhaber-Theater noch immer ganz gut von Statten, ob ich gleich nicht mehr die Ehre genieße, in Kupfer gestochen zu werden, denn Herr Krause hat aufgehört, seine Theater-Zeichnungen zu ätzen. — Indessen wird doch frisch weg gespielt. — Herr Goethe hat ein Paar von seinen Stücken zum Besten gegeben: die Geschwister, in einem Akt, und die Mitschuldigen. Er selbst hat viel wahre Aktion, und macht eine angenehme Figur.

Brief vom 12. December 1776.

(Gesellschafter von Gubitz. Berlin, 1823. Nr. 36.)

Jung-Stilling.

— Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn, und schönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann seyn. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kammeraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte. —

Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte.

Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Pe-

rücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einsmalen aufgesetzt, und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen, war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spotts. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein, und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spotts werth sey? Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidiget hat, zum Besten zu haben! Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen! — —

Binnen sieben Tagen kam er, ohne Gefahr, oder sonst etwas Merkwürdiges erfahren zu haben, wieder gesund und wohlbehalten in Straßburg an. Sein erster Gang war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Bist du wieder da, guter Stilling! rief er, und was macht dein Mädchen?“ Stilling antwortete: Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau. „Das hast du gut gemacht, erwiederte jener, du bist ein excellenter Junge.“ Diesen halben Tag verbrachten sie vollends in herzlichen Gesprächen und Erzählungen.

Der bekannte sanfte Lenz war nun auch daselbst angekommen. Seine artigen Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist. Stillings Enthusiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn sie nur keine Spötter waren.

— Den folgenden Herbst disputirte Herr Göthe öffentlich, und reiste nach Hause. Er und Stilling machten einen ewigen Bund der Freundschaft zusammen. —

Heinrich Stillings Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig, 1778. S. 158 ff.

— Einige Wochen nachher (im Jahre 1774) wurde Stilling einsmals des Morgens früh in einen Gasthof gerufen, man sagte ihm, es sey ein fremder Patient da, der ihn gern sprechen möchte; er zog sich also an, und ging hin; man führte ihn in's Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals, und den Kopf in Tücher verhüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bett, und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: Herr Doktor! fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach. Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so, und erwiederte: Ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich; so wie er das sagte, hing ihm Goethe am Hals. Stillings Freude war unbeschreiblich; er führte ihn also fort in sein Haus, auch Christine war froh, diesen Freund zu sehen, und rüstete sich zum Mittags-Essen. Nun führte er Goethe hinaus auf einen Hügel, um ihm die schöne Aussicht über die Stadt und das Thal hinauf zu zeigen.

Gerade zu dieser Zeit waren die Gebrüder Vollkraft (Jakobi) wieder auf Commission da; sie hatten einen Freund bei sich, der sich durch schöne Schriften sehr berühmt gemacht hat, den aber Stilling, wegen seiner satyrischen und juvenalischen Geißel, nicht leiden mochte, er besuchte also jetzt seine Freunde wenig, denn Juvenal (so will ich den Mann einstweilen nennen) neckte ihn immer wegen seiner Anhänglichkeit an die Religion. Während der Zeit, daß Stilling mit Goethe spazieren ging, kam der Herr Hofkammerrath Vollkraft zu Pferde an Stillings Thür gesprengt, und rief der Magd zu, sie sollte ihrem Herrn sagen, er sey plötzlich nach Rüsselstein (Düsseldorf) abgereist, weil Goethe dort wäre; Christine war gerade nicht bei der Hand, um ihn von der Lage der

Sache zu benachrichtigen, Vollkraft trabte also eiligst fort. So wie Goethe und Stilling nach Haus kamen, und ihnen die Magd den Vorfall erzählte, so bedauerten sie beide den Irrthum; indessen war's nur nicht zu ändern.

Goethen's Veranlassung zu dieser Reise war eigentlich folgende: Lavater besuchte das Emserbad, und von da machte er eine Reise nach Mühlheim am Rhein, um dort einen Freund zu besuchen; Goethe war ihm bis Ems gefolgt, und um allerhand Merkwürdigkeiten und berühmte Männer zu sehen, hatte er ihn bis Mühlheim begleitet; hier ließ nun Goethe Lavatern zurück und machte einen Streifzug über Rüsselstein nach Schönenthal, (Elberfeld), um auch seinen alten Freund Stilling heimzusuchen; zugleich aber hatte er Lavatern versprochen, auf eine bestimmte Zeit wieder nach Mühlheim zu kommen, um mit ihm zurückzureisen. Während Goethe's Abwesenheit aber bekommt Lavater Veranlassung, auch nach Rüsselstein und von da nach Schönenthal zu gehen; von dem allen aber wußte Goethe kein Wort. Als er daher mit Stilling zu Mittag gegessen hatte, machte er sich mit obigem Juvenal zu Pferde wieder auf den Weg nach Rüsselstein, um dort Vollkraften anzutreffen. Kaum waren beide fort, so kam Lavater, in Begleitung Vollkrafts, des bekannten Hasenkamps, von Duysburg, und des höchst merkwürdigen, frommen Doctor Collenbusch's die Gasse hereingefahren. Dies wurde Stillingen angezeigt, er floh also den beiden Reitern nach und brachte sie wieder zurück.

Lavater und seine Begleiter waren mittlerweile bei einem bekannten und die Religion liebenden Kaufmann eingekehret; Stilling, Goethe und Juvenal eilten also auch dahin. Niemals hat sich wohl eine seltsamer gemischte Gesellschaft beisammen gefunden, als jetzt um den großen ovalrunden Tisch her, der zugleich auf Schönenthaler Art mit Speisen besetzt war. Es ist der Mühe werth, daß ich diese Gäste nur aus dem Groben zeichne.

Lavaters Ruf der praktischen Gottseeligkeit hatte unter andern einen alten TerSteegianer herbeigelockt; dieser war ein in aller Rücksicht verehrungswürdiger Mann, der nach den Grund=

sätzen der reinen Mystik, unverheirathet, äußerst heickel in der Wahl des Umgangs, sehr freundlich, ernst, voll sanfter Züge im Gesicht, ruhig im Blick, und übrigens in allen seinen Reden behutsam war; er wog alle seine Worte auf der Goldwage ab, kurz, er war ein herrlicher Mann, wenn ich nur das einzige Eigensinnige ausnehme, das alle dergleichen Leute so leicht annehmen, indem sie intolerant gegen alle sind, die nicht so denken wie sie! Dieser ehrwürdige Mann saß mit seinem runden lebhaften Gesicht, runden Stutzperücke, braunen Rock und schwarzen Unterkleidern oben an; mit einer Art von freundlicher Unruh schauete er um sich, sagte auch wohl zuweilen heimliche Ermahnungsworte, denn er witterte Geister von ganz andern Gesinnungen.

Neben diesem saß der Hofkammerrath Vollkraft, ein feiner Weltmann, wie es wenige giebt, im Reisehabit, doch nach der Mode gekleidet; sein lebhaftes Naturell sprühte Funken des Witzes und sein hoch rectificirtes philosophisches Gefühl urtheilte immer nach dem Zünglein in der Wage des Wohlstandes, des Lichts und des Rechts.

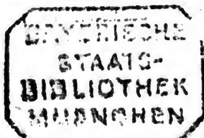
Auf diesen folgte sein Bruder, der Dichter; von seinem ganzen Daseyn strömte sanfte gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und Menschen, sie mochten nun übrigens denken und glauben was sie wollten, wenn sie nur gut und brav waren; sein grauer Flockenhut lag hinter ihm im Fenster und der Körper war mit einem bunten Sommerfrack bekleidet.

Dann saß der Hauswirth neben diesem; er hatte eine pechschwarze Perücke mit einem Haarbeutel auf dem Kopfe, und einen braunen zitzenen Schlafrock an, der mit einer grünen seidenen Scherpe umgürtet war; seine großen hervorragenden Augen starrten unter der hohen und breiten Stirne hervor, sein Kinn war spitzig, überhaupt das Gesicht dreieckig und hager, aber voller Züge des Verstandes; er horchte lieber, als daß er redete, und wenn er sprach, so war alles vorher in seiner Gehirnkammer wohl abgeschlossen und dekretirt worden; seiner Taubeneinfalt fehlte es an Schlangenklugheit wahrlich nicht.

Jetzt kam nun die Reihe an Lavater; sein Evangelisten-Johannes-Gesicht riß alle Herzen mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe an sich, und sein munterer gefälliger Witz, verpaart mit einer lebhaften und unterhaltenden Laune, machte sich alle Anwesende, die sich nicht durch Witz und Laune zu versündigen glaubten, ganz zu eigen. Indessen waren unter der Hand seine physionomische Fühlhörner, denen es hier an Stoff nicht fehlte, immer geschäftig; er hatte einen geschickten Zeichenmeister bei sich, der auch seine Hände nicht in den Schooß legte.

Neben Lavater saß Hasenkamp, ein vierzigjähriger etwas gebückter, hagerer, hectischer Mann, mit einem länglichen Gesicht, merkwürdiger Physionomie, und überhaupt Ehrfurcht erweckenden Ansehen; jedes Wort war ein Nachdenken und Wohlgefallen erregendes Paradoxon, selten mit dem System übereinstimmend; sein Geist suchte allenthalben Luft und ängstete sich in seiner Hülle nach Wahrheit, bis er sie bald zersprengte und mit einem lauten Hallelujah zur Urquelle des Lichts und der Wahrheit empor flog; seine einzelnen Schriften machen Orthodoxe und Heterodoxe den Kopf schütteln, aber man muß ihn gekannt haben; er schritte, mit dem Perspectiv in der Hand, beständig im Lande der Schatten hin und her, und schaute hinüber in die Gegend der Lichtsgefilde; was Wunder, wenn die blendenden Strahlen ihm zuweilen das Auge trübten!

Auf ihn folgte Collenbusch, ein theologischer Arzt oder medizinischer Gottesgelehrter; sein Angesicht war so auffallend, wie je eins seyn kann — ein Gesicht, das Lavaters ganzes System erschütterte; es enthielt nichts Widriges, nichts Böses, aber auch von allem nichts, auf welches er Seelengröße baute; indessen strahlte aus seinen durch die Kinderblattern verstellten Zügen eine geheime stille Majestät hervor, die man nur erst nach und nach im Umgange entdeckte; seine mit dem schwarzen und grauen Staar kämpfende Augen und sein immer offener zwo Reihen schöner weißer Zähne zeigender Mund schienen die Wahrheit, Welträume weit herbei ziehen zu wollen, und seine höchst gefällige einnehmende Sprache, verbunden mit einem hohen Grade der Artigkeit und Bescheidenheit, fesselten jedes Herz, das sich ihm näherte.



Jetzt folgte in der Reihe mein Juvenal: man denke sich ein kleines junges rundköpfigtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit schalkhaften hellen Augen, und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur: seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringbarkeit, die alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte.

Denn saß neben ihm ein junger edler Schönenthaler Kaufmann, ein Freund von Stilling, ein Mann voller Religion ohne Pietismus, glühend von Wahrheits-Hunger, ein Mann, wie es wenige giebt.

Nun folgte Stilling, er saß da, mit tiefem geheimen Kummer auf der Stirn, den jetzt die Umstände erhellten, er sprach hin und her, und suchte jedem sein Herz zu zeigen, wie es war.

Dann schlossen noch einige unbedeutende, blos die Lücke ausfüllende Gesichter den Kreis. Goethe aber konnte nicht sitzen, er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte. Die Schönenthaler glaubten, Gott sey bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug seyn; Stilling aber und andre, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft für Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoß.

Diese Scene währte, ziemlich tumultuarisch, kaum eine halbe Stunde, als Lavater, Hasencamp, Collenbusch, der junge Kaufmann und Stilling zusammen aufbrachen, und in der heiter strahlenden Abendsonne das paradiesische Thal hinaufwanderten, um den oben berührten vortrefflichen Theodor Müller zu besuchen. Dieser Spaziergang ist Stillingen unvergeßlich, Lavater lernte ihn, und er Lavatern kennen, sie redeten viel zusammen und gewannen sich lieb. Vor dem Dorfe, in welchem Müller wohnte, kehrte Stilling mit seinem Freunde wieder um und nach Schönenthal zurück; während der Zeit waren Goethe und Juvenal nach Rüsselstein verreist, des andern Morgens kam Lavater wieder, er besuchte Stilling, ließ ihn für seine Physionomik zeichnen, und reiste dann wieder fort.

Dieser merkwürdige Zeitpunkt in Stillings Leben mußte umständlich berührt werden; er änderte zwar nichts in seinen Umständen, aber er legte den Grund zu allerhand wichtigen Lenkungen seiner künftigen Schicksale. Noch eins habe ich vergessen zu bemerken: Goethe nahm den Aufsatz von Stillings Lebensgeschichte mit, um ihn zu Hause mit Muße lesen zu können; wir werden an seinem Orte finden, wie vortrefflich dieser geringscheinende Zufall, und also Goethens Besuch, von der Vorsehung benutzt worden.

— Goethe, der sich noch immer bei seinen Eltern in Frankfurt aufhielt, freuete sich innig, seinen Freund Stilling auf einige Zeit bei sich, in Frankfurt, zu haben; seine Eltern boten ihm während seines Aufenthaltes den Tisch an, und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein hübsches Zimmer; dann ließ auch Goethe eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Nothleidende herbei zu locken.

— Aber nun fing auf einmal Stillings schreckliche Lebens-Periode an, die über sieben Jahre ununterbrochen fortgedauert hat; jetzt glaubte er, er müßte vergehen, er rung mit Gott um Hülfe, aber alles vergebens, alle freundlichen Gesichter verschwanden, alles zog sich zurück, und Stilling blieb in seinem Jammer allein; Freund Goethe und seine Eltern suchten ihn aufzurichten. —

— Das Ende der vierzehn Tage rückte heran, und es zeigte sich nicht der geringste Anschein, woher die siebenzig Thaler genommen werden sollten. Jetzt ging dem armen Stilling wieder das Wasser an die Seele; oft lief er auf seine Schlafkammer, fiel auf sein Angesicht, weinte und flehte zu Gott um Hülfe, und wenn ihn sein Beruf fort rief, so nahm Christine seine Stelle ein, sie weinte laut und betete mit einer Inbrunst des Geistes, daß es einen Stein hätte bewegen sollen; allein es zeigte sich keine Spur,

an so viel Geld zu kommen; endlich brach der furchtbare Freitag an, beide beteten den ganzen Morgen während ihren Geschäften unaufhörlich, und die stechende Herzens-Angst trieb ohne Unterlaß feurige Seufzer empor.

Um zehn Uhr trat der Briefträger zur Thür herein; in einer Hand hielt er das Quittungs-Büchelchen, und in der andern einen schwer beladenen Brief. Voller Ahndung nahm ihn Stilling an, es war Goethens Hand und seitwärts stand: Beschwert mit hundert und funfzig Reichsthaler in Golde. Mit Erstaunen brach er den Brief auf, las — und fand, daß Freund Goethe, ohne sein Wissen, den Anfang seiner Geschichte unter dem Titel: Stillings Jugend, hatte drucken lassen, und hier war das Honorarium. — Geschwind quittirte Stilling den Empfang, um den Briefträger nur fort zu bringen; jetzt fielen sich beide Eheleute um den Hals, weinten laut und lobten Gott. Goethe hatte, während Stillings letzten Reise nach Frankfurt, den bekannten Ruf nach Weimar bekommen, und dort hatte er Stillings Geschichte zum Druck befördert.

Heinrich Stillings häusliches Leben. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig, bei Heinr. Anton Rottmann. 1789. S. 53 ff. 88. 100 f.

F. H. C. Schwarz.

(Großherzogl. Badenscher Kirchenrath und Professor der Theologie zu Heidelberg.)

— Daß in den letztern Bänden der Stillings-Geschichte das Persönliche, welches seine Familie betrifft, weggeblieben wäre, möchten wir wohl wünschen; auch möchte sonst manches auf einem fremden Standpuncte zu kleinlich erscheinen. Man bedenke aber, daß dem Verfasser nichts zu klein war, was ihm zum Bekenntniß seines Glaubens an die allergenaueste Vorsehung diente, weil er wohl wußte, wie in ihrem Gange überhaupt nichts klein sey. Und wer mag jene Kindlichkeit und Offenheit tadeln, welche nur in die späteren Verhältnisse nicht mehr passen wollte, aber desto mehr den

klassischen Werth der ersten Theile jenes Buches erhöht! Es war des großen Dichters unserer Nation nicht unwerth, daß er das Werk zuerst zum Druck befördert hat. Auch wir Kinder Stillings danken Goethe dafür, wie wir überhaupt sein edles Herz in allem erkennen, was er schon als akademischer Freund unserm Vater gewesen, wofür unser Dankgefühl nie ersterben wird. In ihrer Richtung waren diese beiden Geister sehr verschieden, aber sie blieben auch im Alter, und gewissermaßen im Stillen, Freunde. Goethe hat sich in dem Buche, das aus seinem Leben erzählt, auf eine Art über Jung erklärt, welche diesen ungemein gefreut hat; und gerührt hat er ihn durch den Besuch, welchen er dem alten Freunde noch im Jahre 1815 in Karlsruhe abstattete. Leider mußte durch eine unglückliche Fügung kleiner äußerer Umstände unser Vater gerade an diesem Tage abwesend seyn, er sprach nach der langen Reihe von Jahren den Jugendfreund kaum eine halbe Stunde. Es war dem Vater und den Seinigen sehr schmerzlich, daß ein längeres Zusammenseyn, das er selbst so sehr gewünscht hatte, nun gänzlich vereitelt war. Nie haben wir ihn anders, als mit gerührtem Herzen und großer Hochachtung von diesem Freunde sprechen hören.

Heinrich Stillings Alter. Der Lebensgeschichte 6ter Band. Herausgegeben von Wilhelm Schwarz, mit einem Nachworte von F. H. C. Schwarz. Heidelberg, bei Mohr und Winter, 1817. S. 119 ff.

Johann Georg Schlosser.

— Auch hätte ich noch viel von einer dem Erhabenen ganz entgegengesetzten, und nicht weniger edlen und schönen, und äußerst interessanten Empfindung zu sagen, nämlich von der gänzlichen Abspannung der Seele, wo ihr nichts mehr übrig bleibt, als abzutreten, und wo möglich wäre, sich völlig zu vernichten. Ich erinnere mich nicht, daß diese so interessante Lage der Seele von Jemand noch untersucht worden wäre. Auch erinnere ich mich

keines Dichters, der sie edler, schöner, wirksamer dargestellt hätte, als der Verfasser der Leiden des jungen Werthers. —

Longin vom Erhabenen, mit Anmerkungen und einem Anhange von Johann Georg Schlosser. Leipzig, bei Weidmanns Erben. 1781. S. 333.

Johann Georg Schlosser.

An Goethe.

Wir leben itzt weit von einander, lieber Bruder, und die Zeit, in welcher wir zusammen lebten, kommt diesseits des Grabes nie mehr zurück. Laß uns ihr, wenigstens zwischen uns, ein Denkmal setzen.

Das kleine Büchlein, welches ich Dir in dieser Absicht widme, enthält sehr andere Ideen, als die waren, womit wir uns vormals beschäftigten. Ob die besser waren als jene, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß das die beste Weisheit für uns ist, immer das zu denken und zu thun, was jedes Zeitalter und jede Scene unsers Lebens will. Lebe wohl!

Emmedingen, im März 1784.

Xenocrates, oder über die Abgaben. An Goethe von J. G. Schlosser. Basel, bei J. J. Thurneysen. 1784.

C. F. D. Schubart.

Goethe gehört zu den vorzüglichsten Menschen, die je das menschliche Herz beobachtet haben. Seine Leiden des jungen Werthers bleiben immer ein Meisterstück. Sein Clavigo ist eine vorzügliche Tragödie und sein Götz von Berlichingen übertrifft als Drama, was nicht gerade aufgeführt werden muß, alles, was je dramatisch behandelt worden ist. Auch hat Goethe die komische Sprache unter allen am besten getroffen. —

Ch. Fr. Dan. Schubart's kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften. Münster, Osnabrück und Hamm, bei Ph. Heinr. Perrenon. 1781. S. 84. ff.

Johann Wolfgang Goethe.

Nicht gar oft ist es Schriftstellern gelungen, die größten Fehler des Vortrags durch so überwiegende Schönheiten zu vergüten; nicht leicht hat einer so schnell und allgemein die Bewunderung seiner Nation auf sich gelenkt, als Goethe; dieser außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantasie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren und Neuen, vereiniget scheinen. Sein Verdienst, als Schriftsteller, läßt sich allein aus den Leiden Werthers, einem rührenden Romane, und dem Schauspiele, Götz von Berlichingen, bestimmen; denn alle die kleinern Geburten seines Geistes, die Puppenspiele, Prologen und Epilogen in Hans Sachsens Manier, und seine spätern Theaterstücke, voll überspannter Empfindung, übertriebener Launen und ekler Sprachziererei, sind seines Genies unwürdig. Aber in jenen beiden Werken finden sich Schönheiten beisammen, die kein mittelmäßiger Kopf hervorzubringen vermag: hier die volltönende, rauhe Mannssprache, alter deutscher Sinn und einfältige Sitte, und bei aller möglichen Unregelmäßigkeit und vorsetzlichen Vergehungen gegen Kunst und Natur, doch ein gedrängter und markiger Dialog, starke Charakteristik, große Gedanken und Empfindungen, und Ausdrücke und Redensarten von echtem deutschen Schrot und Korne: — im Werther wieder Fülle des Gefühls, feine, dichterische Behandlung, schaudervolle Katastrophen, Geist, Leben und Wärme. Mit Thränen, recht vom Herzen erpreßt, begleiten wir den unglücklichen Jüngling, Schritt vor Schritt, durch alle die traurigen Auftritte seiner letzten Tage; wir lieben und leiden mit ihm. Seine reizbare Empfindsamkeit, sein warmes, liebekrankes Herz, sein natürlicher Trübsinn, der zuletzt in Schwermuth übergeht; alles macht seinen Charakter und seine Schicksale für unsre Herzen wichtig und anziehend! — In der That, ein reizendes Buch! — Einige blödsichtige Zeloten haben es für eine offenbare Apologie des Selbstmordes ausgeschrieen, andere von eben so stumpfen Sinnen haben den Charakter des Jünglings durchaus übertrieben gefunden; aber

das ganze deutsche lesende Publikum hat für den Ruhm des Verfassers entschieden, und Goethe, der Seelenmaler, ist ein Lieblingsautor unsers Decenniums worden! — Möchte er unsre Sprache weniger verstümmelt und nach Willkühr gemodelt, möchte er seiner Phantasie, oder seinem wunderlichen Geschmacke, weniger gefröhnt, und nicht so viele Nachahmerköpfe schwindeln gemacht haben! — So wird doch nach und nach Etwas von dem überschreienden Lobe verhallen, das die trunkenen Bewunderer seiner Tugenden, so wie seiner verführerischen Fehler, ihm zujauchzten! — — .

Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin, bei Christ. Friedr. Voß. 1781. Zweiter Band. S. 513 ff.

Ungenannt.

Johann Wolfgang Goethe,

Herzoglich Sachsen-Weimarischer Geheimer Rath.

Ihr Germanen, die ihr englischen und französischen Götzen nachhurt, auch elenden Schund für extrafeine Waare verkaufen laßt, und eure Kinder mit den trefflichen, reifen, nahrhaften und gesunden Produkten verkennet und verachtet, o wie wohl wär's euch, wenn ihr auf diesen Großen, Edlen stolz seyn könntet; wenn eure Zeit schon gekommen wäre, daß ihr ihn erkennetet. Aber eure Kinder werden erst eurer Larve lachen, und in tiefer Ehrfurcht und in heiligem Staunen einst die Asche und das Andenken des großen, des wahrhaftig großen Mannes kanonisiren, den ihr entweder gleichgültig im Leben verschmäht, oder mit einer scheinheiligen Miene gar verdammt habt. O, was könnte Goethe den Deutschen seyn, wenn sie Sinn für ihn hätten! wenn sie das alles, was er aus der Fülle seines Geistes und Herzens für sie schöpfte, mit unbefangener Seele annehmen und genießen wollten.

Aber wie haben ihn die Querköpfe, die stolzen Diktatoren gemißhandelt, weil er über ihrer Sphäre ging, und ihnen unbegreiflich war! Daß er nun nicht der deutsche Shakespear werden will, hat die Nation diesen präsumtuösen Schreiern zu danken.

Wenn je ein Gesicht — was, nur Gesicht! nein! ganzer Umriß, Wuchs, Einheit des Körpers, physionomisch und zugleich ästhetisch schön war, so ist das Physische all von Goethe schön. Welch ein herrlicher Zusammenhang, welche schöne Symmetrie! Ich sahe ihn zum erstenmale, ohne ihn zu kennen, seinen Namen zu kennen; aber seine Seele und sein Herz — die kannte ich sogleich. Tausend unsichtbare Fesseln der Liebe, der Geneigtheit, des Gutseyns fesseln unsern Blick, daß er an dem seinen sich weide. Und selbst der Fremde, der eiskalte rousseau'sche Waldmensch würde, wenn er Goethen im Walde begegnete, weilen, ihm nachsehen, und ihn ungern aus den Augen verlieren wollen.

Dieses weitgeöffnete, helle, oft verliebtschwärmende, öfters mächtig durchdringende Auge, diese lange, etwas sanft geschweifte Nase, diese Hoheit und Würde, schmachtende Liebe und Zärtlichkeit strömende Lippen, und das feste, kraftstarke Kinn, wie viel Charakter? So viel, daß ihr's nicht fassen könnt! Wahrlich, Goethe ist so reich an Genie, als Krösus an Golde!

In seinen Schriften sind keine fremde Federn, kein Geklingel und buntes, krauses Flitterwerk nach der Mode, sondern es fließt in ihnen reiner eigener Urquell des Herzens und Geistes, welcher dem Trinkenden sanft hinuntergleitet, und hernach das Innere mächtiglich erschüttert. Die höchste schöpferische Einbildungskraft, die feinste Reizbarkeit des Herzens und eine höchst feine Empfindung; Gedankendrang, und warmer lebendiger Ausdruck seiner Gefühle, starke Wörter, gewählte, auffallende, neue Wendungen, Inversionen, Nachdruck.— alles, alles ihm nur allein eigen.

Ein jeder Mann von gutem Geschmack und Gefühl gesteht: „Der ist der Stolz der Nation!" steht und bewundert den Gang und die Wirkung dieses Originalkopfes, dem seine Nation, — nein, nicht die Nation, sondern nur die verstimmten Orgelpfeifen

der Nation so nachtwächterhaft verschrien und gemißhandelt haben. Die Nation, oder die edlern, bessern, unverdorbenern Mitglieder des Publikums, ha! die sehen nicht durch die Brillen der Nachtwächter, die lesen, denken, fühlen und danken's dem großen Manne, daß er ihnen Nahrung, starke, kräftige Nahrung und Freudengenuß gab, welche unendlich stärker, gewürzter und zugleich süßer war, als die Speise der gewöhnlichen Sudelköche im deutschen Reiche.

Aber — leider! — was er gegeben hat, das hat er gegeben — und jetzt ist er für's Publikum so unfruchtbar, wie eine Sandwüste, was ihm itzt die Musen schenken, das behält er nur für sich und für wenige Freunde und Kenner; denn er ist froh, daß er aus dem Munde der Recensenten ist. Seine meiste Zeit und Kraft schenkt er itzt den ersten Geschäften des Staats, ist darin eben so groß, eben so sehr Goethe, als er's in seinen Arbeiten fürs Publikum war, und sucht dadurch denjenigen Dank von einem kleinen Volke und einem edlen Fürsten zu ärnten, welchen ihm die größere undankbare Welt, für die er schrieb, schuldig geblieben ist.

Kurzsichtige, lieblose Brüder, die ihr allerwärts Böses wittert, wo ihr Menschenspur findet, die ihr die Menschen gerade gegen die Lehre, die ihr so hochtrabend predigt — quilibet homo praesumitur bonus — beurtheilt, und Goethe's Herz im Verdachte hattet, daß er Gefallen daran fände, Unkraut und Elend in die Seelen der Jünglinge und Mädchen zu streuen, daß er Vielweiberei und Selbstmord — und — weiß der Himmel was alle, der Welt lehren wollte; schämt euch eurer Bruderliebe, geht in euer Kämmerlein, und betet um mehr Verstand und Herz. Goethen's Herz kann euch wahrhaftig zum schönsten Muster dienen, wenn's euch allen ein Ernst ist, freundlich, sanft, liebreich und barmherzig gegen die Brüder zu seyn.

In der Gesellschaft der Seinen ist dieser Liebling der Musen offen, ausfließend, mittheilend und sympathisirend; — unter fremden Menschen ist er ebenfalls frei und ungezwungen, aber etwas stille und politisch klug. Alle seine Bewegungen und Aeußerungen haben liebenswürdigen Anstand und Gefälligkeit. Er redet

gern mit Kennern über Wissenschaft und Kunst, und ist alsdann mit der Fülle seiner Kenntniß und Gelehrsamkeit in seinem Elemente. — Der Natur liegt er immer am Busen, belauscht sie in allen ihren Aufzügen und Geheimnissen. Er wohnt deshalb nicht in der Stadt, sondern in einer ländlichen, einsamen Wohnung vor dem Thore, und ist in seiner ganzen Lebensart und Handlung so einfach und ungenirt, wie ein Mann seyn muß, der Welt und Verhältniß kennt.

Schattenrisse edler Deutschen. Aus dem Tagebuche eines physiognomischen Reisenden. Halle, 1783. 8. Bd. I. S. 81 ff.

Johann Georg Zimmermann.

— Alles um Liebe, sagt Goethe, und wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudeckt, und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden. —

Ueber die Einsamkeit von Johann Georg Zimmermann. Leipzig, bei Weidmanns Erben. 1784. Thl. 2. S. 39.

J. C. F. Schultze.

Weimar.

Welch ein Unterschied zwischen diesem Fürstenthum und Fürsten, und zwischen den Fürstenthümern und Fürsten, die ich Dir in meinem vorigen Briefe bezeichnet habe! Hier blühen Wissenschaften und Künste, und tragen die herrlichsten Früchte, und dort ist noch nicht einmal der Saame dazu ausgestreuet. Hier sind Männer beisammen, welche die ganze deutsche Nation in Sachen des Geschmacks in ihrer Hand haben, und selbst Muster des feinsten Geschmackes sind; und dort kennt man diese Männer kaum dem Namen nach. Hier ist Frankreich und dort Neuseeland. Hier wohnen Wieland, Herder, Goethe, und in ganz Deutschland wohnt kein Goethe, Herder, Wieland mehr. —

Nicht leicht muß ein Schriftsteller, unter welcher Nation und in welcher Zunge er auch geschrieben haben mag, durch ein oder zwei Werke, in einem ganzen Fache der Litteratur eines Volks, und in dem ganzen litterarischen Sinn dieses Volkes selbst, solch eine totale Revolution hervorgebracht haben, als der geheime Rath Wolfgang von Goethe. Man kann sagen, daß Goethe, mittelbar oder unmittelbar, unsre ganze schöne Litteratur umgeschaffen, und schier keinen Stein auf dem andern gelassen habe.

Wir hatten, ehe er auftrat, kein eigentliches deutsches Theater. — Goethe zuerst zeigte uns eine ganze Gallerie von Gemälden, die deutsche Menschen, deutsche Sitten, vom Fürsten bis zum Bettler herab, darstellten, und mit Wärme, Wahrheit, Leben, Verstand und Naturgefühl gezeichnet waren. Alles staunte über die Neuheit dieser Erscheinung. Anfangs stand man von ferne, und wußte nicht, was man dazu sagen sollte. Der deutsche Geschmack war an eine gewisse steife Aengstlichkeit gewöhnt, und wußte nicht, wie er sich bei den unwiderstehlichen Wirkungen nehmen sollte, die ein Stück auf ihn machte, das in keines der kritischen Schnürleiber paßte, worin die Meister des Geschmacks den Genius gezwängt wissen wollten; er wußte nicht, ob er klatschen oder pochen sollte.

Endlich traten einige jüngere Leute von wärmerm Blute der Wundererscheinung zuerst näher, sahen sie an, und wurden im Nu von ihrer Gewalt ergriffen. Sie jauchzten, und nun stimmte das ganze Publikum mit ein, und klatschte sich außer Athem. Ueber einige jüngere Schriftsteller kam Goethens Geist, das Große seiner Manier war leicht nachzuahmen, und ward häufig nachgeahmt; aber die feinern Züge des forschenden Verstandes, der Scharfblick in's menschliche Herz, der männliche rasche, unaufhaltsame Geist, der den Bettler wie den Fürsten bei der kenntlichsten Seite ergriff, um sie mit drei oder vier Pinselstrichen, wie sie leibten und lebten, darzustellen, blieb unnachgeahmt seinem Meister eigenthümlich, und ist es bis jetzt geblieben.

Nun sahen Schriftsteller und Publikum, daß die Stücke, die man immer mit dem Vorwurfe des Unregelmäßigen niedergedrückt hatte, die angenehmste Unterhaltung gaben; und man kam

fast allgemein von dem Wahne zurück, als ob nur die genaue Beobachtung der sogenannten drei Einheiten Vergnügen gewähren, und Täuschung und Eindruck bei den Zuschauern bewirken könnte; aber nun fiel man auch auf das entgegengesetzte Extrem. Man lachte über die kalten Connoisseurs, und nannte sie Regelschmiede, die das Genie unterdrücken wollten, weil sie selbst keines hätten. Man setzte sich über alle Regeln hinweg; ein mißverstandener Nationalstolz kam dazu, und alles rief laut und einmüthig: Bearbeitet deutsche Gegenstände, sie sind Deutschen angemessen! Nun plünderte man die Geschichte der rohen Mittelzeit, klaubte grausende Süjets aus derselben hervor, und machte sie durch Beistand einer ungebändigten Phantasie noch grausender. Weil Goethe gerade Ritterzeit, Rittersinn und Ritterkostüm gewählt und mit Glück dargestellt hatte, so war dies ein Wink für alle Uebrigen, ähnliche Themata zu bearbeiten; und von der Zeit an wimmelte es auf unsern Schaubühnen von Rittern, und sie halten immer noch vor, so grausam auch einige dramatische Schriftsteller mit Meuchelmord, Folter und Selbstentleibung unter ihnen gewüthet haben.

Nun hatten wir ein deutsches Theater; nun hatten wir deutsche Schauspieler; nun war unsere Dramatik die vollkommenste in der Welt, und alles, was unsere feinere Nachbarn vor uns gethan hatten, war Wasser und Wind! Wir waren unserer Sache um so gewisser, da wir den tiefdenkenden, ernsthaften Engländer auf unserer Seite hatten. Viele unserer besten Köpfe wurden in diesen allgemeinen Strom mit hingerissen, und fühlten sich versucht, mit den erhitzten Köpfen unserer jüngern Schauspieldichter in die Wette zu rennen, und ihnen einen der Preise abzulaufen, die das Publikum mit verschwenderischen Händen unter sie austheilte.

Die drei oder vier Senioren unserer Litteratur standen auf einer schmalen Erdzunge. Zur Rechten braußte der große Strom, mit Felsenstücken, Schlamm und allem Unrath angeschwellt; zur Linken rieselte der kleine klare Bach über Silberkiesel dahin, aus dem sie selbst alles geschöpft hatten, was ihnen bis daher den Beifall der Nation erworben hatte. Alles stand am Ufer des großen Stroms und schöpfte, zog Kanäle, oder befuhr ihn selbst, und die

Menge stand am gegenseitigen Ufer und schrie: Bravo! Je stärker die Wellen waren, durch welche sich die kühnen Schiffer hindurcharbeiteten, desto lauter der Beifall, desto erdrückender das Gedränge der Zuschauer; die warmköpfigen Waghälse, die die kleine Erdzunge vorbeifuhren, warfen, durch den allgemeinen Beifall schwindelnd gemacht, mit aller jugendlichen Petulanz, ganze Hände voll Steine, Koth und Schlamm auf die isolirten Wenigen, und gaben dadurch der glotzenden Menge neuen Stoff zum Lachen. Diese vergaß, was jene Männer, die man jetzt so mißhandelte, für sie gethan hatten, und hatte nur Sinn und Gefühl für die jungen Sprudelköpfe, die sie in einer warmen Minute überrascht und auf ihre Seite gezogen hatten.

So gedrängt und eingeschränkt, was war für die kleine Anzahl übrig, als sich leidend zu verhalten, und das Ende abzuwarten? Einige von ihnen ließen sich zwar anfangs verleiten, im Aeußerlichen in den allgemeinen Ton mit einzustimmen. Ihr Witz wurde derber, oder deutscher, wie man es nannte; ihre Sprache näherte sich der Lieblingssprache des Publikums, und ihre ganze äußere Manier bildete sich nach dem Schiboleth des allgemeinen Beifalls; aber ihre Pfosten bestrichen sie, damit der Würgengel des guten Geschmacks vor ihren Hütten vorbeiginge, und ihr innerer feinerer Sinn blieb unversehrt, wenn auch ihr Aeußeres der Gewalt nachgegeben hatte.

Unterdessen gingen einige Jahre vorbei, und allmählich verlief der große Strom. Die ersten und kühnsten Schiffer traten ab, und bekamen mit der Zeit kälteres Blut. Ihre Nachfolger wurden immer schwächer und schwächer; einer scheiterte hie, der andere da; die Zuschauer hatten nicht mehr das Vergnügen der Neuheit; Hören und Sehen war ihnen zum Theil bei dem erschrecklichen Geräusch vergangen, und die ewige Anstrengung hatte ihre Nerven erschlafft, so daß endlich einer nach dem andern zu Hause ging, ein wenig ausschlief, und nun mit kälterem Blute erwachte. —

Das Fach der Romane hat durch Goethe eine nicht minder große Revolution erlitten, als das dramatische. Vor seinem Werther hatten wir nur einen oder zwei deutsche Romane, und selbst diese waren entweder nach französischem oder nach englischem

Zuschnitt geformt. Wielands Agathon war damals, möchte ich sagen, eine Perle für die Säue, und es sollte mich herzlich freuen, wenn ich sagen könnte, er wäre es nicht mehr. — Sophiens Reise, der erste deutsche Originalroman, erschien, und lief in wenig Zeit vertausendfältigt durch alle Hände; — doch war der Beifall nie allgemein, und konnte es auch, der innern Beschaffenheit des Buches nach, nie werden.

Auf einmal erschien Werther, diesem lief allgemeiner Beifall entgegen, besonders machte er eine unbeschreibliche Sensation bei dem jüngern, mithin bei dem größten Theile des lesenden Publikums. Aber auch alle übrige Jahre, Stände und Geschlechter, vom Kammermädchen bis zur Fürstin, vom Philosophen bis zum Kutscher, fanden hier Nahrung. Kenner und Nichtkenner ward befriedigt. Der Philosoph erhielt ein Feld zu Untersuchungen über einen Gegenstand, den noch niemand so kühn behandelt hatte, als der junge scharfsichtige Schriftsteller; der Dichter bewunderte das vollendete Gemählde des Helden, seines Herzens, seiner Empfindungen, seiner Leidenschaften; der Menschenkenner eben dies; der Theolog ward nicht minder zum Bösen oder zum Guten durch ihn beschäftigt, und endlich der Jüngling und das Mädchen — was sehen die lieber, als die Leidenschaft, die der Hebel der ganzen Geschichte war? So fand alles seine Rechnung, und niemand legte das Buch ungelesen aus den Händen.

Abermals ein Heer von Nachahmern! Sie hielten sich wiederum an den Rock, nicht an den Mann. Sie hatten gesehen, daß seine Manier durch das genaue Detail der Empfindungen und Leidenschaften des Helden ihren meisten Beifall erhalten hatte; sie hatten bemerkt, daß das traurige Ende desselben eine außerordentliche Wirkung gethan hatte — und nun, was für eine allgemeine Niederlage traf nun die Liebhaber und Liebhaberinnen! Wer von der Liebe nicht aufgezehrt wurde, schoß sich eine Ladung Blei ins Gehirn; wer sich vor Pulver fürchtete, ersäufte sich; ein anderer starb am Blutsturz; ein dritter im Tollhause, und ein vierter lief einem begünstigten Nebenbuhler in den Degen, — kurz, unsere Romanschreiber ließen kein Mittel unversucht, ihren Leuten vom Leben zum Tode zu helfen. — —

Du siehst wohl, wie ungerecht es seyn würde, wenn man Goethen alle die Mißbräuche zur Last legen wollte, die unter seinem Vortritt, und gleichsam auf seine Autorität, eingerissen sind. Nicht er, sondern seine dummen Nachahmer sind schuld an alle dem Unwesen, das seit einiger Zeit in unserer Litteratur im Schwange geht, und sobald noch nicht abgestellt werden dürfte, weil es sich so tief und weit umher eingefressen hat. — Bei dieser Gelegenheit muß ich dir auch zwei Schleppenträger vom Verfasser des Götz von Berlichingen aufführen, die zu ihrer Zeit seltsame Sprünge in unserer Litteratur machten. Diese sind Lenz und Klinger. —

Litterarische Reise durch Deutschland. Leipzig, 1786. 8. Heft 2. S. 66. 73. ff.

Ungenannt.

Von der Großmannschen Gesellschaft (auf der Bühne zu Frankfurt am Main.)

— Montags den 8. Mai (1786) zum erstenmal: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Das Stück wurde nach den Manheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben. Es gefiel wegen seines eignen allgemein erkannten Werths; weil es zu Frankfurt, dem Geburtsorte des großen Goethe und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter, gegeben wurde, von der einer unserer beliebten Dichter und Philosophen nach einer mit ihr gehabten Unterredung sagte: „Nun begreif' ich, wie Goethe der Mann geworden ist." —

Ephemeriden der Literatur und des Theaters. Berlin, bei Friedr. Maurer, 1786. 3ter Band. S. 380.

Ungenannt.

Meinen Sie nicht auch, daß die verwichene Ostermesse unsere Litteratur um einige Schritt weiter gebracht hat? Für die Dichtkunst rechne ich dahin 1) Goethe's Werke. Iphigenia, welch'

eine Acquisition! Nur leider! wo sind die Schauspieler, die den Werth dieses Stücks fühlen, und ihn fühlbar zu machen wissen? Die Geschwister, ein niedliches Drama, und die Mitschuldigen, eine unterhaltende Plaisanterie, der Pendant zu Wenzels Quodlibet. So hat Thalia vorher noch nicht bei uns in Versen gesprochen, als in diesen beiden Stücken. Wie sehr fühlt man bei der Iphigenia und den Geschwistern, welchen Vortheil es hat, wenn man für ein bestimmtes Theater und für ein bestimmtes Publikum schreiben kann. Herr v. Goethe hätte gewiß weder das eine noch das andere ohne Weimar, und ohne eine Schauspielerin wie Dem. Schröder im Auge zu haben, geschrieben.

Ephemeriden der Literatur und des Theaters. (5ter Band.) Berlin, bei Friedr. Maurer, 1787. S. 51.

Aus der Parallele zwischen Werther und Ardinghello.

Strasburg, 1788.

Als Werthers Leiden im Publiko erschienen, welch ein Tumult entstand! Drangen nicht von allen Seiten Verdammungsurtheile hervor? und noch schweigt über Ardinghello — jede Feder.

Wer kann Werthern wenigstens eben so hohen Geist, eben so inniges Gefühl für Natur, bildende Kunst und Schönheit, als Ardinghello besitzt, absprechen? Aber der Erstere mordet Alberten

nicht, um in Lottens Reizen schwelgen und sie dann verlassen zu können. Er ehrt die Unschuld und die Tugend seiner Lotte, kämpft lange, seine Leidenschaft zu besiegen, und stirbt am Ende für eine unglückliche Liebe, wovon er sich nicht mehr loswinden kann. Und Lotte — mit welcher Größe der Seele weiß sie den Mann, den sie zu lieben sich nicht mehr läugnen kann, ihrer Pflicht, den Pflichten, die sie ihrem Gatten schuldig ist, aufzuopfern. Wie bald weiß sie sich aus den Armen des Unglücklichen loszureißen, in die sie ein zu lange sich selbst verschwiegenes Geständniß ihrer Liebe zu ihm, tiefes Mitleid mit seinem Zustande und Ahnung des fürchterlichen Ausganges von alle dem gebracht hatte. Und da sie sich nun losgerissen hat, mit welcher Standhaftigkeit weigert sie Werthern den letzten Abschiedsblick. Man betrachte dagegen den Wollüstling, den Weichling — Ardinghello. Er kennt keine Freiheit, als diejenige, ungestraft jede Leidenschaft, so wie sie in ihm erwacht, zu befriedigen. Er kennt keine Liebe, als die mit nackten Gestalten schwelgt. Selbst der Funken von Edelmuth, der in ihm aufloderte, als er für einen würdigen Mann auf den Liebesgenuß von dessen Geliebte Verzicht that, ist er, da die letztere darüber wahnsinnig wird, nun edel genug, zu bereuen und zu verwünschen. Man werfe einen untersuchenden Blick auf all die Mädchen und Weiber, die wir als Gegenstände seiner Liebe, als die Blüthen seines genußvollen Systems kennen lernen. Sind es nicht schwache, wollüstige Geschöpfe, die in jeder Rücksicht eben so weit unter einer Lotte, als der Schwelger unter dem frugalen Manne stehen.

Ardinghello darf sich weder in Absicht auf geschilderte Charaktere und Scenen, noch in Betracht der geäußerten Grundsätze mit Werthers Leiden messen, und doch schweigt über Jenen — jede Feder. Geschähe es aus Gleichgültigkeit, wie tief müßte dann seit einem Jahrzehend die Moralität unter uns herabgesunken seyn! — Werther „predigt den Selbstmord.“ Seine Gründe können höchstens den Entschluß in einigen dem Wahnsinne bereits nahen Unglücklichen reifen. Nicht so Ardinghello. —

Er ergreift den Menschen, wo er am schwächsten ist. Was würde aber durch ihn aus Unschuld, Tugend, Liebe, häuslicher Glückseligkeit und wahrer Thätigkeit werden?!

Friedrich von Schiller.

Ueber Egmont. Trauerspiel von Goethe.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen, und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursach und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden; so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur in so fern in die Leidenschaft- und Charakter-Schilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterscene im Mohren von Venedig. Ist endlich der Charakter sein vorzügliches Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinah einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei Ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neueren Zeiten, und in dieser erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem Macbeth, Richard III.

u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zweck der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, in wiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstehende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemählde, die beinah durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiele behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieß letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genies ersetzen zu können glaubte.

In diesem Trauerspiel — oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze, wandelt.

Diese übergroße Zuversicht, von deren Abgrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offner Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frey und kühn, als ob ihm die Welt gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihn keine schlaflosen Nächte. Tollkreist wagt er bei St. Quintin und Grevelingen sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens scheiden soll. „Leb' ich nur," so schildert er sich selbst, „um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen Augenblicke empfangen und geboren, sind

Schuld, daß eine ganz edle Schaar mit Bettelsäcken und mit einem selbstgewählten Unnamen dem König seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief, sind Schuld — was ists nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn liebgewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen, — daß er ihm endlich nicht Einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unserer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemählde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehene vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen, und auf Treue und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute, sagt Egmont, erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte

ich nur Etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.")*. Ein großer Mann soll er nicht seyn, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stücks; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann, sagt er, trägt seine Besorglichkeit in mich herüber: — Weg — das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirn die sinnenden Runzeln wegzubannen, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel." Dieses freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — ist kein andres, als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andre sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte

ihn nicht blos die reichen Einkünfte von zwey Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in dem Staate des Königs lagen, und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bey mehrern Gelegenheiten dem Pr. v. O., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertriebenen ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsre Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwey Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieses kann er noch außerdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstands zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemählde ist, die

in einer größern Komposition, wo sie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politischbürgerlichen Zustands der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammenzutragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespear in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich auf's schärfste kontrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viel kleine Dinge zusammen würken, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen; so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwey andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerey dieses Volks, der republikanische Geist, der bey der getingsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder giebt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll, — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeygeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in

diesem unterscheiden wir noch den Brüßler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beywort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beym Armbrustschießen das Beste gewonnen, und will, als König, die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger, als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysom (ein Friesländer). Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er.) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, nnd war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, so grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frey seyn wie wir, leben und leben lassen ꝛc.

Wie treffend schildert er durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemähldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat;" konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staats-Interesse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter; „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß." Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineineinführt, und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gält' es Etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft habe

ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — das ist nun Alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!" Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. „Eines jeden Tages habe ich mich gefreut u. s. w." — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl, als Egmont mahlen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind: diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchen's Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemählde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

„Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen.
„Sie theilt mit mir den Todestropfen,
„und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie zieht mich an, und stößt ins Leben mich zurück;
„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran;
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
„den unauflöslichen Neid
„in jene Wohnungen hinübertragen?
„Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich
„und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual."

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich sey, worin er sein eignes Muster ist! —

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt, und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freyheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es seyn, dem Verf. darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewußt, als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freyheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freyheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rec. gesteht, daß er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

(Aus der Allgem. Literatur-Zeitung vom Jahr 1788.)
Friedrichs von Schiller sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Bchhdlg. 1813. Bd. 8. Abtheilung 2. S. 302 ff.

Friedrich von Schiller.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn,

da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — aber mit welcher Verschiedenheit — entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in vier so verschiedene Arten specificirten Charakters zu versuchen. —

Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Die Horen. 1795.

Friedrich von Schiller.

An Goethe, als er Voltaire's Mahomet auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns vom falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt,
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät,
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Karakterloser Minderjährigkeit,
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held,
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann,
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts sey hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie,
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preißt,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitze der alten Melpomene.

Gedichte von Friedrich Schiller. Leipzig, 1807. Thl. I. S. 270.

Ludwig Ferdinand Huber.

Aus Briefen.

Frankfurt a. M., den 14. April 1788.

Du scheinst mir den Egmont etwas idealisirt zu haben, ich fühle sehr gut, wie man das alles darin finden kann, ob es aber eben für die Wirkung, von der du viel sprichst, da ist, weiß ich doch nicht. Ueber den Alba bin ich ganz deiner Meinung, das ist wieder einmal eine Behandlung, wo dem Kühnsten das anch' io sono pittore im Munde stirbt; den Traum habe ich erkältend gefunden, so auch die Selbstmörderin, es hat etwas von den neuen Briefen im Werther. — Ich schicke dir hier den Egmont. Auch hier, wie im Götz, im Werther und der Iphigenie, ist kein Strich Manier des Dichters, und alles Manier des Sujets. Aber eben diese Treue hat hier einen kleinen Anstrich von Kälte hervorgebracht. Die Niederländer sind hier, wie in der Wahrheit, kalte, fröhliche Menschen, die ihre Freiheit bona fide genießen, sich aber lange hudeln lassen, ohne etwas zu unternehmen, und erst durch die höchste Anstrengung des Despotismus gezwungen werden, etwas zu thun. Egmont ist ein Held, aber ein niederländischer Held. Vom Alba bin ich neugierig dich zu hören, auch von dem Mädchen und von dem Ferdinand und Egmont. Wir werden mehr davon sprechen, jetzt fürchte ich zu viel von deinem Genuß zu anticipiren. Schon dies ist zu viel, ich war aber voll. —

Mainz, den 20. November 1788.

Deine Idee beim Egmont „eine Art Tom Jones" ist gar hübsch. Sie hat mich durch ihre Wahrheit und Sonderbarkeit frappirt. Im Grunde ist der Egmont gegen die conventionellen heroischen Charaktere ganz, was der Tom Jones gegen die conventionellen Romanhelden war. —

Mainz, den 9. Mai 1789.

Ich habe nunmehr den achten Band von Goethe gelesen. Die Geheimnisse sind mir zu quälend, und um desto quälender, weil es in Goethe's Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln, kinderleichten Anstrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas besonders Schmerzliches. Meine Lieblinge unter allen sind: „Meine Göttin", das ich gar nicht kannte, und unnachahmlich göttlich ist, und der berüchtigte „Prometheus," den ich ehmals noch nicht in succum et sanguinem vertirt hatte wie jetzt. Wie sieht es bei diesem Prometheus mit unsern Gesetzen für die Freiheit des Dichters aus? Welcher heilig unheilige Richter wird es wagen, ihn aus dem erlaubten Gebiet der Begeisterung zu verdammen? Unter den kleinen Epigrammen im griechischen Geschmack ist mein Liebling: „Schlummer und Schlaf." Mir fällt bei dem Prometheus Moses Mendelssohn und seiner nachherigen Berliner Stellvertreter ganze . . . wieder ein, die sich's unterstanden, ihn als einen Jugendstreich zu behandeln, ohne zu wissen, von wem er war, und Jacobi'n auf den Kopf einer Lüge zeihten, daß Lessing solche erbärmliche Schülerverse bewundert haben könnte. Erinnerst du dich's? —

Mainz, den 8. März 1790.

Zuvörderst etwas vom Tasso. Mir scheint dein letztes Urtheil nicht richtig. Dieses Produkt ist in seiner Art wohl eben so vollkommen, als Götz, Iphigenie und Egmont. Der Eindruck, den es das erstemal zurückläßt, ist freilich widrig, es ist eine Art von tragischer Satyre, in die man sich nicht gern findet. Aber das verschwindet in der Folge immer mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über seine weitschweifige Be-

handlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologen, bei denen auch nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht worden ist, den man, Lessings Beispiel zufolge, glaubt Monologen geben zu müssen — und dann hat man eben so reinen Genuß, als bei Goethe's andern Werken. Und mit Goethen ist ja diese Uebereinkunft gar bald getroffen, weil der Geist des Ganzen jedesmal von den Vortheilen der Manier und selbst der eigenthümlichen Fehler jeder Manier überzeugt. An der innern Wahrheit der einzelnen Charaktere ist durchaus nichts auszusetzen, Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und in noch jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns euch nicht verlassen hat, von dem Augenblicke an, da Tasso nach Rom will. Antonio wäre schwerer zu finden, aber wie schön und wahr ist der Charakter! Ich gestehe dir, daß die Prinzessin mich fast verführt, eine Untreue an Iphigenien und Klärchen zu begehen. Wie unendlich fein und doch wie lebendig und anschaulich ist die schöne Weiblichkeit wieder in diesem Charakter nüancirt. Alphons mit so wenigen Strichen so fürstlich edel, ohne Gepräng. Und Leonorens gutmüthige Feinheit, vorzüglich in den Scenen mit Antonio, die zweite Stufe von Weiblichkeit, auf welcher sie neben der Prinzessin steht — wenn der Dichter solche Resultate gewonnen hat, so kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er sie auch auf einem andern uns geläufigern Wege hätten gewinnen können und sollen; und ich traue fest, daß sein Weg der einzige rechte war. Mit allem dem will ich nicht läugnen, daß der erste verworrene, peinliche Eindruck, den dieses Stück macht, sehr wahr seyn mag; keine Theorie der ästhetischen Empfindunden reicht zu, uns zu sagen, wie diese Behandlung eines Charakters wie Tasso wirkt, und die Gattung dieses Stücks zu bestimmen. Doch schwamm in mir auch das erstemal diese Empfindung oben: freudige Bewunderung der seltsamen Combination, in der äußersten Paradoxie des Gedankens und der höchsten Simplicität der Ausführung. Reicher an sogenannten Stellen ist dieses Stück übrigens als irgend eines von Goethe, aber jedes einzeln ist köstlich. Was hast du gesagt zu der „goldnen Zeit“ in der Scene der Prinzessin mit Tasso im 2ten Akt, und zu dem „Seidenwurm“ in der Scene des Alphons mit Tasso im 5ten Akt? —

Mainz, den 28. Juni 1790.

Was du am Faust liebst, verkenne ich nicht; aber ich meine nur, daß in Mephistopheles Plan nichts anders zu liegen scheint, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Fausts Verderben zu machen, und das fällt um so mehr auf, jemehr im Faust selbst liegt. Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel, der höhere Geist selbst, den Menschen, einen Menschen von Fausts Gehalt, nicht faßte, mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr verachtet, persifflirt Mephistopheles alles Geistige in dem Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstrakte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andre platonische, geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu seyn — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroischen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetisch-sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den moralischen oder philosophischen Gehalt der Idee, die zum Grunde liegt, zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung oder Associationen schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle bald pikante, und immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas andres, tiefer liegendes, darunter zu suchen. Mephistopheles sieht Obscönität im Platonismus des Menschen, der höhere Blick des bösen Geistes ist consequente, unbestechliche Faunenweisheit. — Daß Goethe darum den menschlichen hohen Werth Fausts nicht vernachlässigte, troß der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch con amore warm und erhaben ausmahlte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf, deine beliebte erhabene Ruhe hält am Ende hier auch her,

man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und dem Menschan schwebt, den frei spielenden Geist, der nirgends durch unzeitige Wahrheit — also nicht mehr Wahrheit — beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungescheut auffaßt und erschöpft. Und gerade dies — ich wiederhole es über den Faust mit verdoppelter Ehrfurcht — hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht. Es ist die reinste, consequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eignen Individualität; das großmüthigste, freieste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde.

Mainz, den 15. Oktober 1790.

Deine Nachrichten von Goethe waren mir sehr lieb, und ich beneide dich, wie ich mich freue, daß du diesen Menschen so ausgekostet hast. Daß du in seiner Philosophie den Grund zu seiner Unerreichbarkeit als Dichter findest, mag wohl eine kleine Vermengung seyn. Bildung und Ruhe fehlten im Werther, in Götz und Faust, (der doch zum Theil aus jenen früheren Epochen ist), aber diese glückliche Dichterorganisation, die jeden so verschiednen Stoff ergriff, und sich mit ihm amalgamirte, die ist schon in jenen Werken. Und in dieser lag wohl eher der Grund, daß er jetzt dies System erwählt hat, als umgekehrt. Was machst du mit seinen Grundsätzen allein? Seine Organisation, seine Existenz hätte ich ihm ablernen mögen. —

Mainz, den 27. Februar 1792.

Ich lese, daß der Groß-Cophta von Goethe in Weimar aufgeführt worden ist. Hörtest du nichts weiter davon, und ob er nicht bald zu lesen seyn wird? In mir ist die Erwartung, daß die Gränzen der Kunst damit um so viel weiter hinausgerückt sind, und diese Erwartung giebt mir noch immer niemand als Goethe. —

L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8.

Goethe's Schriften. Leipzig, 1787—1790. Bd. I—VIII. 8.

— Indem wir uns bestreben, eine Charakteristik der Goethe'schen Muse zu entwerfen, glauben wir ein Denkmal für die Zukunft zu setzen, und haben auf die Zeiten, wo Goethe, in der nämlichen Entfernung wie Shakespear, so zu sagen, der ganzen Welt angehören wird, mehr Rücksicht zu nehmen, als auf die gegenwärtigen. —

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche sich Apelles auf Rhodos dem Parrhasius kund machte, kritisch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethe's Schriften allegorisch anwenden. Das Publikum hat sich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatischen Kleinigkeiten, die hier zum erstenmal an das Licht traten, eigentlich machen sollte. Wir glauben, daß in jeder, selbst der unbeträchtlichsten, wenigstens die Linie des Apelles zu erkennen ist: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbstbeherrschung, welche sogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um den Kunstverwandten anschaulich zu werden. Wo aber, wie in Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust (der älteren Arbeiten des Verfassers hier nicht zu gedenken), Raphaelische Gestalten sich an dieser Linie bewegen, das reinste und umfassendste Gefühl, der reinste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen, darzustellen; da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der Mahometanische Glauben von dem Koran, daß er von Ewigket her existirte; da ist kein Machwerk, keine Fuge auszuspüren; da sind die Muster aufgestellt, in welchen, nächst der Natur, jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig, und dem inneren Sinn anschaulich, zu erkennen hat.

In der Zueignung dieser Sammlung hat der Dichter gleichsam sein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligste der Kunst aufgeschlossen, wie es vor ihm noch nicht in menschlicher Rede geschah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt,

das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit diesem Gedicht gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

selbst so lebendig ausgedrückt ist, daß dem Künstler, der sie ganz darin zu fassen wüßte, alles, was Aesthetik heißt, entbehrlich werden könnte. —

Die Schilderungen weiblicher Charaktere verdienen an diesem Dichter noch besonders ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella, Cäcilie, Marie, Iphigenie, die beiden Leonoren im Tasso, Mariane in den Geschwistern, Gretchen in Faust, Klärchen in Egmont, bilden ein vollständiges Studium, eine ganze Gallerie von schöner Weiblichkeit: alle in Sprache, Ton, Physionomie von einander verschieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich. —

Allg. Litt. Zeitung. 1792. Nro. 294.

Goethe's neue Schriften. Berlin, 1792. 8. Bd. I.

— Auf das Lustspiel der Groß-Cophta folgten zwei prosaische Aufsätze, Erläuterungen über Cagliostro's Familie, und die bereits vor ein Paar Jahren einzeln herausgekommene Beschreibung des römischen Carnevals. Für die Liebhaber unsrer Sprache, und für alle, die es der Mühe werth achten, sich in derselben zu vervollkommnen, bemerken wir, daß Goethe's Prosa in ihrer Art auch einzig und musterhaft ist. Weil sich unsre Sprache keine Zusammensetzung von Ideen versagt, schreitet sie, auch in einigen unserer besten Prosaisten, etwas schwer einher, von Goethe gebraucht, ist sie das Werkzeug des nämlichen Geistes, den wir aus seinen poetischen Kompositionen abzuschildern gesucht haben, und empfängt von ihm die Reinheit, die Simplicität, die Klarheit, die gemäßigte eindringende Kraft, deren sie durch sich selbst im Ganzen weniger fähig scheint, als die französische. Leicht und anschaulich ist in diesen beiden Aufsätzen geschildert, was der Verfasser während

seines Aufenthalts in Italien bei zwei verschiednen Gelegenheiten erfuhr, sah und fühlte; erfreut und theilnehmend hören wir dem schönen Vortrag zu, und horchen noch, nachdem er schon geendigt hat.

Ebendaselbst.

Therese Huber, geb. Heyne,

Nur über Einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments geboren manches ist, — alles, was Huber von Goethe sagt, blieb unverhohlen. Ueber Goethe zu forschen, zu grübeln, zu urtheilen, ist dem Mann von litterarischer Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß — wahrlich der Vergleich steht hier nicht als Schmeichelei gegen Goethe, sondern als Erklärung von dem Gesichtspunkt, von wo aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete — ein Bedürfniß, wie dem Menschen das Forschen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenste Gedanke, wie der kindlichste Irrthum, ehrt sie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menschen Herz ist, sie zu fassen. Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in diese Blätter werfen lassen, so wird er, auf der untastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen: daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen giebt.

L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8. Vorwort zu den Briefen S. 251.

Friedrich Heinrich Jacobi.

— Meine Reise kam zu Stande, und den fünften Julius Nachmittags hielt ich Lessingen zum erstenmal in meinen Armen.

Wir sprachen noch an demselbigen Tage über viele wichtige Dinge; auch von Personen, moralischen und unmoralischen, Atheisten, Theisten und Christen.

Den folgenden Morgen kam Lessing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu schreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm Verschiedenes aus meiner Brieftasche, daß er unterdessen sich die Zeit damit vertriebe. Beim Zurückgeben fragte er, ob ich nicht noch mehr hätte, das er lesen dürfte. „Doch!" sagte ich, (ich war im Begriff zu siegeln), „hier ist noch ein Gedicht; — Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." (Das Gedicht „Prometheus," von Goethe.)

Lessing (nachdem er das Gedicht gelesen, und indem er mir's zurückgab). Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand.

Ich. Sie kennen das Gedicht?

Lessing. Das Gedicht hab' ich nie gelesen; aber ich find' es gut.

Ich. In seiner Art, ich auch; sonst hätt' ich es Ihnen nicht gezeigt.

Lessing. Ich mein' es anders... Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt ... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht mehr genießen. Ἑν και παν! Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch dies Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr.

Ich. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden.

Lessing. Wenn ich mich nach jemanden nennen soll, so weiß ich keinen andern.

Ich. Spinoza ist mir gut genug: aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden!

Lessing. Ja! Wenn Sie wollen! ... Und doch ... Wissen Sie etwas Besseres? ...

Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn. Breslau, 1789. 8. S. 18. ff.

Woldemar. Königsberg 1794. Zwei Bände. 8.

Zueignung. An Goethe.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem unsere Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen seyn würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefst Du mir zu in jenen Zeiten: „der Genügsamkeit, die sich mit Theilnahme an Anderer Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen; nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft."

Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere an's Licht.

Neue Begeisterung wurde mir aus Deiner Freude. — Der unerwartete Beifall, die zuvorkommende Gunst anderer Männer, stärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieser Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen, nachher zu andern Geistesarbeiten, eben so unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemar allmählich ganz vergessen. — Da erschien, nach zwölf Jahren, dein Tasso.

Sonderbar erweckte dieser Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie!.... Auch Sie! Auch Sie!" wurde diese Erinnerung so lebhaft, meine Aufmerksamkeit so getheilt und

zerstreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterlesen wieder zu sammeln.

Der entstandene Reiz wirkte fort. Ich suchte nach einem Woldemar: es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzusehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erst verzagt darin nur blätterte, sondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl seyn zu mögen, der es geschrieben hatte. Dagegen widerstand mir auch vieles darin im höchsten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen solchen unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre.

Du begreifst, Lieber, wie aus diesem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weise abzuhelfen, entspringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anschläge, schritt zu Versuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Uebel. Endlich hatte ich so viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der sich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entschluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirst es bei dem Lesen fühlen, mit welchem frommen, unzerstreuten Fleiße ich dabei geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen. Liebe mich; lebe wohl; und grüße unsern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Januar 1794.

Georg Forster.

— Wir ehren im unerreichbaren Shakespeare den kühnsten Dichterflug und den treffendsten Wahrheitssinn; was dem Parterre und den Galerien in London an seinen Schauspielen die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anderes seyn. Doch ich habe ja wohl eher sogar den Kenner gesehn, der über Minervens Helm Minerven selbst vergaß! An einem Gemählde Raphaels, wo seine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Gesichtszügen strahlte, sah ich einen großen Kunstlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren, um die Schönheit römischer und griechischer Dichter, wenn du erstaunen willst, daß sie in der Wahl kurz- und langsilbiger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo du sie nie gesucht hättest, besteht! Laß doch Leute von Geschmack dir's erklären, daß Goethe's Iphigenie dich entzückt, weil Euripides zuerst eine schrieb! Und wenn ein Hamlet, oder ein Lear, oder ein Macbeth vor dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen ließ, daß man sie darstellen könnte, so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich trefflich einstudirt! —

— Wähle sich ein jeder, was ihm frommt; ich weiß, daß diese Existenz und dieses Ende des Klosterlebens keinen Reiz für den haben, der schon das bessere Loos der Menschen kannte:

zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen sich.

— Wer sich begnügen kann, recht zu handeln ohne glänzen zu wollen, wird zwar kein Aufsehen erregen, aber das Glück genießen, zufriedene und wohlhabende Menschen um sich her zu sehen. „Das Gute, was ich hier gethan habe, sagt die Regentin im Egmont, sieht gerade in der Ferne wie nichts aus, eben weil es gut ist.“ —

— Nous ne voulons pas être libres! Arme, betrogene Brabanter! Das sagt ihr ohne Bedenken hin; und indem ihr noch mit Entzücken euren Sieg über die weltliche Tyrannei erzählt, fühlt ihr nicht, wessen Sklaven ihr waret und noch seyd? Schon recht! Ihr könnt auch nicht mehr frei seyn; ihr seyd geborene Knechte: Einem Herrn entlauft ihr; aber das andere Zeichen ist euch eingebrannt, an welchem es jedem klügeren Spott leicht wird, euch wieder zu kennen und einzufangen, wähntet ihr gleich, ihr wäret frei!

Wie der Vogel, der den Faden bricht,
Und zum Walde kehrt:
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach:
Er ist der alte, freigeborne Vogel nicht!

Birmingham.

— Ich bemerkte insbesondere die Shakespeare-Tavern, ein stattliches Gebäude, wo äußere und innere Eleganz vereinigt sind. Indeß fiel sie mir nicht sowohl wegen dieser Eleganz, als wegen ihrer Benennung auf. Wie schön, und in welchem vortheilhaften Lichte, erscheint nicht die allgemeine Kultur in diesem Lande selbst darin, daß die großen Männer, die es hervorgebracht hat, auf diese Art mit den Helden in eine Klasse gesetzt werden! Wann wird man es sich wohl in Deutschland einfallen lassen, einen Gasthof anzulegen, mit Lessings, Goethes, Schillers, Wielands Kopfe zum Schilde? — Dies ist gewiß keine so gleichgültige Sache, wie man denkt. Der Genius eines Volkes zeigt sich auch in diesen Dingen. —

Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Von George Forster. Berlin, 1791—1794. 8. Thl. I. S. 82. 113. 253. Thl. II. S. 7. Thl. III. S. 123.

Christian Wilhelm von Dohm.

— Dohm wußte sich in dieser gewirrvollen Zeit (1792) einige Tage für Pempelfort frei zu machen, wohin Jacobi ihn eingeladen

hatte, um dort Goethe, der von der Armee zurückkehrend bei dem Freunde etwas verweilte, näher kennen zu lernen. — Diesmal fühlte er sich ganz vorzüglich angeregt durch die gediegene, vielseitige Unterhaltung, die er in Pempelfort fand. Im Tagebuche ist darüber jedoch bei der Menge der Gegenstände, die zu jener Zeit darin zu berühren waren, nur andeutend bemerkt worden: „Goethe sprach viel und gut! Tiefe Blicke über christliche Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz!" Auf briefliche, dankvolle Aeußerungen gegen Jacobi über die bei ihm verlebten reichen Tage und die gemachte hocherfreuliche Bekanntschaft, erwiederte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiedersehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu sprechen. Mein Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm, ihrem Hauptinhalt nach, aufzuschreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert." —

Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Wollen und Wirken. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. Lemgo, 1824. 8. S. 260.

Johann Heinrich Voß.

Auch reizt uns Vaterlandsgesang,
Der lieblich weiser Freud' erklang:
Dein süßes Lied, Altvater Gleim,
Süß wie Hymettes Honigseim;
Und deins, o Geßner, Tempe's Hirt,
Der sich in's Zürcherthal verirrt;
Auch, Lessing, deins, der deutsche Art
Mit Griechheit, unerkannt, gepaart;
Deins, Goethe, freudiger Apoll;
Und Schiller, edles Taumels voll.

Allegro. 1792. Lyrische Gedichte von J. H. Voß, Königsberg bei Friedr. Nicolovius, 1802. Band 4. S. 202.

Sonett an Goethe.

Auch du, der sinnreich durch Athene's Schenkung,
Sein Flügelroß, wann's unfügsam sich bäumet,
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung:

Du hast, nicht abhold künstelnder Beschränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Uniform alter Trubaduren,
Die einst vor Barbarn, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang' und Klingklang afterchristisch,
Als Lumpenpilgrim, wallen nach Loretto.

D. Veit.

Gotha, den 20. März 1793.

— Ich habe sie wirklich Alle gesehen und einen jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder. Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um, und sahen während des Umkleidens die Herzoglich-Rudolstadt'sche Familie in demselben Gasthofe ankommen. Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erscheinen müssen, nahmen wir uns kaum die nöthige Zeit, und verfügten uns, von einem Lohnbedienten begleitet, eiligst zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor Ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief von Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehn in einer Art Nischen die Figuren des Apollo und des Antinous in Lebens-

größe. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemählde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir, zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer, als wir noch im Vorzimmer waren, durchgehen sahen, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel, und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur. Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt, stark, breitschulterig. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner, als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geschnitten, als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von 44 bis 45 Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seines Aufenthalts in Italien etwas gealtert habe. Die Nase ist eine Habichtsnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Oheim verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein, und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft aus, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten würde Aufgeblasenheit an einem Menschen auffallen, der in Sprache und Manier so ganz einfach wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Das Gemählde ist wohl im Ganzen getroffen; aber es macht dennoch einen sehr falschen Begriff von ihm, Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe; die Farbe der Haare ist etwas heller. Das Vorderhaar trägt er kahl, abgeschnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend: einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verstehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine

Binde ist eine von den unter gesetzten Männern gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehender Krause. Gekleidet war er in einen blauen Ueberrock, mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester, und Stiefeln. Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an (sein Blick ist ernsthaft, aber ohne alle Anmaßung; wenn er sich nicht an einen wendet, sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort), fragte nach dem Endzweck unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er einen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit, nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, so greift er die Sachen immer so ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! herkommen kann er freilich nicht, er muß sehr viel Arbeit haben.“ Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, sprach von keiner Parthei mit Entschiedenheit, jedoch immer überaus natürlich, immer als ob er nur die Sachen, nicht die Worte suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemählde und Köpfe rings umher; zwei Mahagonitische, ein Spiegel, sechs Rohrstühle, weiß, mit grün und weiß gestreiften, seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ungeachtet im Briefe des-

sen in Bezug auf uns erwähnt war. Ueberhaupt haben wir gar keinen litterarischen Punkt berührt: er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüssig zu Muth ist. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer, und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber doch wärmer, als ich sie erwartet hätte; sie war ganz so, wie ich sie würde erwartet haben, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. —

Goethe ist hier unter der Volksklasse (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute gesprochen,) als sehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe. In den mittlern Ständen hört' ich ihn vielfällig den Genius des Orts nennen. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wußten alle niemand, mit dem er sehr genau umginge. —

Schweizerisches Museum. Aarau, 1816. S. 214 ff.

J. C. C. Rüdiger.

Sprachbemerkungen über des Herrn geheimen Rath von Goethe Lustspiel: der Groß-Cophta.

— — — Da nun die Absicht meiner Sammlung sich auf alles merkwürdige und neue in unserer Sprache erstrecket, so habe ich auch schon mehrmals Proben meiner Bemerkungen über neue Schriftsteller von Wichtigkeit geben wollen. Lavater und Herder, Voß und Bürger, Mendelssohn in seinem Jerusalem und Wieland in seinem Oberon und Peregrinus Proteus haben mir besonders dazu reichlich Stoff zu geben geschienen. Denn etwas allgemein gelesenes aus den schönen Wissenschaften wollte ich sonderlich zum ersten Mahl lieber wählen, als etwan die nur für einige Gelehrte wichtigen neuen Kunstwörter des Preußischen Gesetzbuches, der Kantischen Weltweisheit, oder der Naturkunde und Scheidekunst, welche doch mit der Zeit auch sehr an die Reihe zu kommen verdienen. Endlich aber habe ich

mich für das neue Lustspiel des Herrn von Goethe bestimmt. Die Veranlassung dazu war, daß ich das Stück in Leipzig vorstellen sah, und schon bey dem flüchtigen Zuhören bald auf schöne kräftige Neuheiten für unsere Sprache, und bald wieder auf Fehler wider ihre Natur zu stoßen glaubte. Hernach beym stillen bedachtsamen Lesen wurde mir dieses überall noch deutlicher; ich fand es daher zu meiner Absicht vorzüglich geschickt, und zweifle nicht an dem Beyfall meiner Wahl.

Herr von Goethe gehöret unstreitig zu den vortrefflichsten Schriftstellern unserer Sprache, worauf wir mit Recht stolz seyn können. Selbst unsere sonst oft übermüthigen und gar zu ekeln Nachbaren; Franzosen und Engländer, lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie seine Werke gleich nur nach dem Schattenbild der Uebersetzungen kennen, und durch das gefärbte Glas der Vorliebe für ihre Volkssitten und eigenthümlichen Geschmack beurtheilen können. Ein besonders anziehender Reiz liegt vollends natürlich für Teutsche in der ganz eigenthümlichen Art, mit welcher er vor nun etwa zwanzig Jahren in seinem Götz von Berlichingen und den Leiden des jungen Werthers zuerst aufgetreten ist. Die kräftige derbe, vielleicht in Kleinigkeiten zu genau nachgebildete Volkssprache gab allen seinen Bildern und Gesinnungen eine so sprechende Wahrheit und ein so thätiges Leben, als man noch sehr wenig von andern Schriftstellern gewohnt war. Seine Schriften wurden bis auf den Prolog zu Bahrdts Offenbarungen, die Götter und Helden und das Puppenspiel zu Plunderswellern allgemein begierig gelesen, bewundert, von Kunstrichtern gelobt, und endlich nach teutscher Art so übertrieben kindisch nachgeahmt, daß mancher schon wähnte, ihm gleich zu seyn, wenn er nur ein 's wurmt oder irgend ein Kraftwort des Volks und wahre Grobheit des Pöbels anzubringen wußte. Indessen hat er seitdem bisher seine Sprache und Geschmack regelmäßiger und feiner gebildet, manches zu Hervorstechende abgerundet und das Harte gemildert, wie die neuern Schriften und Ausgaben der ältern beweisen. Doch bleibt er noch immer ein wahres Urbild, und seine Sprache trägt selbst jetzt Merkmale der Eigenthümlichkeit genug an sich, welche ich mir theils aus der

Jugendgewohnheit an die Rheinische oberteutsche Mundart erkläre, und theils aus der Nothwendigkeit, vielleicht am Hofe oder sonst unter Großen viel französisch zu sprechen. — — —

Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten von J. C. C. Rüdiger. Fünftes Stück. Halle, bey Michaelis und Compagnie. 1793. S. 132 ff.

Jean Paul Friedrich Richter.

— Das Genie kann zwar alles gutmachen: aber Gutmachen ist nicht auf's Beste machen, und glänzende verklärte Wundenmale sind am Ende doch bloß Löcher am verklärten Leibe. Wenn manche Genies die Kraft, die sie auf's Gutmachen übertretner Regeln wenden müssen, in der Befolgung derselben arbeiten ließen: sie thäten mehr Wunder als der heil. Martin, der ihrer nicht mehr bewerkstelligte als zweihundert und sechs — Goethe in seiner Iphigenie und Klinger in seiner Medea thun's vielleicht dem heil. Martin zuvor ... —

Die unsichtbare Loge. Eine Biographie von Jean Paul. Berlin, 1793. 8. Thl. I. S. XVII.

— Wenn er Albano'n tragische Gewitterwolken aus Shakespear, Goethe, Klinger, Schiller vorführte, und sich das Leben kolossalisch im dichterischen Vergrößerungsspiegel beschauete: so standen alle schlafenden Riesen seines Innern auf, sein Vater kam und seine Zukunft, selber sein Freund stand neu wie aus jener glänzenden phantastischen Kinderzeit herausgehoben da, wo er sich ihn in diesen Rollen vorgeträumt. —

Der Sinn (den ich weibliche oder passive Genialität nennen möchte,) wohnt wie der körperliche Gefühlssinn am ganzen Menschen, und entscheidet die Anschauung nicht eines Buchs bloß, son-

dern des Universums, er sucht nur den poetischen Geist, und findet ihn auch im poetischen Krüpelleibe; er achtet, ungleich dem Geschmack, alle Nationen und alle Variationen des Genies, zugleich Platon, Aristophanes, Dante, Lessing, Goethe, Hamann, Shakespear; er verleiht die höhere Liebe, Religion und den heiligen Hintergrund der Ahndung neben dem rohen Vorgrund der Wirklichkeit; er ist daher wie das Genie nur angeboren. Der Geschmack hingegen wird gelernt und entwickelt durch die Lektüre aller Klassiker, und zwar an Dingen, die auch zu lernen sind; die Metrik, der Vers- und Periodenbau, die Länge und Breite und Nachbarschaft der Bilder, die Syntaxis (sowohl die verzierte als die andere), kurz der ganze poetische Leib, den sogar der geist- und leibliche Hämling Boileau messen und wiegen kann, das ist eigentlich das anatomische Theater für den gebildeten Geschmack, der seinen abtheilenden Hasenbrecher nie richtiger ansetzen kann, als in die hölzernen Gelenke der Kurrentpoesie. —

Goethe behauptet mit Recht, daß ein Buch wenig einen Menschen ändere; aber — setz' ich hinzu — wohl die Bücher, zumal die Menschen. —

Es ist Schade bei Merkels nützlicher Partheilichkeit gegen die feindliche, daß er oft nicht genug im Kopfe hat. So gesteht er z. B. im 10. Briefe gar, er wisse nicht, wo die Nacht — die geographische hoff' ich; denn die geistige kann 70 Jahre lang anhalten — nur ein Paar Stunden währe, und fragt mich öffentlich anstatt privatim; indeß er's doch im Gymnasium noch wußte, daß Nächte von dieser Länge schon auf dem Titlisberge und von allen Längen bis zu der eines akademischen Semesters gegen die Pole zu haben sind. — Sehr wahr ist seine Vergleichung Schillers und Goethe's (sie verräth den Kritikus), die er auf die verschiedenen Lettern bauet, womit die Gedichte beider gesetzt sind; so wie hingegen, wenn er den Siegfried, den Geisterseher, die Amathonte und den Hesperus wie deren Verfasser in Eine Rangliste einträgt, der witzige Kopf vorsticht, der leicht die unähnlichsten Ideen paaret. —

Das anfangende Genie gleicht den teutschen Kaisern, die sonst unter den drei Kronen, die sie aufbekamen, auch eine eiserne aus Reliquien-Nägeln erhielten, oder den Päbsten im 12. Jahrhundert, die auf drei verschiedenen Sitzen gekrönt wurden, wenn das Stercorarium der erste war. Man schaue nur in die alten Polterwinkel der allgemeinen deutschen Bibliotheken und aller guten Recensionen — Lessingische ausgenommen —: so wird man die Stercoraria und Eisenkränze liegen finden, womit der kritische Senat Wieland, Herder, Goethe, Klopstock unter den Krönungsfeierlichkeiten so gut er konnte bedienen wollen. Jetzt sind die Männer freilich viel besser gesetzt und bedeckt.

Titan von Jean Paul. Berlin, 1801. 8. Bd. II. S. 17 ꝛc.

— Die Fürstin las die Rolle ihrer Rolle freilich sehr gut. Ihr artistisches Gefühl sagte ihr es — auch ohne Einblasen des zärtlichen —, daß in Goethe's Tasso — der sich meistens zum italiänischen Tasso verhält wie das himmlische Jerusalem zum befreiten — die Fürstin fast die der Fürstinnen ist; nie ging der Musen- und Sonnengott schöner durch das Sternbild der Jungfrau als hier. Nie wurde die verschleierte Liebe glänzender entschleiert. —

Titan von Jean Paul. Berlin, 1802. 8. Bd. III. S. 306.

In Rücksicht der Zeiten (welche freilich wieder Länder werden) ist Tieck ein schöner barocker Blumenmischling der altdeutschen neudeutschen Zeit — Goethe's Baum treibt die Wurzel in Deutschland und senkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechische Klima — Herder ist ein reicher blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland. —

Dieser Weltgeist des Genius beseelet, wie jeder Geist, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann

sogar den Reiz der Form durch seinen höhern entbehrlich machen, und der Goethe'sche z. B. würde uns, wie im nachlässigsten Gedichte, so in der Reichsprose doch anreden. Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus. Dies ist der Geist, der nie Beweise giebt, nur sich und seine Anschauung und dann vertrauet auf den verwandten und herunter sieht auf den feindselig geschaffnen.

Durch den romantischen Meister von Goethe zieht sich, wie durch einen angehörten Traum, ein besonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geist über den Zufällen darin, als tret' er jede Minute aus seiner Wetterwolke, als sehe man von einem Gebirge herab in das lustige Treiben der Menschen, kurz vor einer Katastrophe der Natur.

Jeder Roman muß einen allgemeinen Geist beherbergen, der das historische Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menschheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, so wie nach Boyle jedes rechte Gebäude einen gewissen Ton antworten muß; ein bloß geschichtlicher Roman ist nur eine Erzählung. In Wilhelm Meister ist dieser Lebens- und Blumengeist (spiritus rector) griechische Seelenmetrik, d. h. Maß und Wohllaut des Lebens durch Vernunft. Nach jedem Göttermahle und mitten unter den feinen Feuerweinen wird in jenem Romane seltenes Eis herumgegeben. Ueberhaupt versorgen die Höhlen dieses Vesuvs unser jetziges brennendes Welschland mit allem dem Schnee, dessen es bedarf.

In Goethe's Prose bildet — wenn in der vorigen (Jacobi's) die Töne poetische Gestalten legen — umgekehrt die feste Form den Memnonston. Ein plastisches Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgußsaal.

Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fället ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein solches Wort erst sucht, findet es schwerlich. Hier stehen Goethe und Herder voran, auch den Deutschen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebensonnen und Sonnenhöfen verstärken. Herder sagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe sagt: die Liebesaugen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Fluß, der wüthend überschwillt — der Liebe stockende Schmerzen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Besonders winden die Goethischen, (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; und man wird dem gemeinen brittischen Gepränge grammatischer Präfixa noch mehr gram.

Die Landschaften der Alten sind mehr plastisch; der Neuern mehr musikalisch, oder, was am besten ist, beides. Goethe's zwei Landschaften im Werther werden als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und tönen. Es giebt Gefühle der Menschenbrust, welche unaussprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarschaft der Natur, worin sie wie Düfte entstanden, als Wörter zu ihrer Beschreibung braucht; und so findet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinse und Tieck, jener mehr plastisch, dieser mehr musikalisch, griffen in die unzähligen Saiten der Welt hinein, und rührten gerade diejenigen an, welche ihr Herz austönen.

Vorschule der Aesthetik, von Jean Paul. Hamburg, 1804. Drei Theile. 8. S. 51. 72. 137 ꝛc.

— Nein, meine Theoda lese ihren Herder (die Voltaire's wird sie schon als Kammerherren hören), und Klopstock, und Goethe, und Schiller. —

— Welche Gewalt der eignen Sprache würde sich zubilden, wenn man schon vor der Mannbarkeit, wo die Schullehrer sonst Pindare und Aristophanesse traktiren, in Klopstockische und Vossische

Klangoden, in einen Goethischen Antikentempel, in ein Schillersches Sprachgewölbe führte! Denn eben die eigne Sprache muß in Mustern anreden, wenn sie ergreifen soll; daher schreiben ungeachtet des besten Lateins der alten Humanisten, und ungeachtet des besten Französischen der alten Weltleute, doch beide Brüderschaften so oft das elendeste Deutsch. —

Sind wohl, frag' ich, aus der lateinischen Stadt — welche Maupertuis anzulegen angerathen, die aber längst schon dagewesen mit ihrem quai de Gronovius, quai de Manutius, quai de Scioppius etc. — jene Männer gekommen, die uns mit Wielands Erklärung der horazischen Sermonen, mit Vossens Uebersetzungen des Homer, mit Schleiermachers einleitenden Uebersetzungen von Plato's Gesprächen beschenkt haben? Nur Männer von Sinn, von Kraft, von Ausbildung durch höhere und mehrere Studien, als Sprachstudien, nur Sonntagskinder, wie Goethe, Herder, haben den Geist des Alterthums gesehen; die Montagskinder erblicken dafür den Sprachschatz und Blumenlesen. — Ich bitte jene (die gelehrten Lehrer), theils an die Kälte zu denken, womit sie und die welschen Humanisten selber auf die Entrollung der achthundert Handschriften in Herkulanum warten — theils an den Stumpfsinn, womit sie das Altgriechische, z. B. die Elegieen an der Antike zu Weimar, an Goethe, verfehlen, und nachher rezensiren — theils an die unzähligen Fehlgriffe, womit sie manches Flachwerk, oder manche eingetiefte Arbeit, bloß einiger deutschen Langweile, einiger französischen Form wegen, so viel Lob griechischer Aehnlichkeit zutheilen, als sie reinern, aber kräftigern Werken, z. B. Herder's, absprechen? —

— Hier wird natürlicherweise die häßliche Rang-Unordnung verachtet, nach welcher Rektores die Schwierigkeit des Verstehens mehr in Phrasen, als in den höhern Geist verlegen; so daß gleichergestalt in einem französischen Gymnasium z. B. Goethe von Tertianern, Schiller von Sekundanern, Haller von Primanern getrieben würde, und ich von niemand. —

Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul. Braunschweig, 1807. 8. Bd. II. S. 133. 415 ꝛc.

De l'Allemagne. Par Mad. la baronne de Staël-Holstein.

— Goethe'n läßt sie wenigstens da Gerechtigkeit widerfahren, wo sie ihn bewundert; aber weniger, wenn sie ihn beurtheilt. Ueber seine Gedichte richtet sie richtiger, als über seine Schauspiele. Ueberall gränzt ihr Geschmack mehr an den deutschen, wo bloß von kurzen, und nicht von großen Werken, oder vollends vom Theater die Rede ist, weil ihr der französische Vorhang jedes Ausländische verhängt. Ihr Urtheil über Goethe als Autor-Mensch können die Deutschen, seit Erscheinung seiner Selb-Lebensbeschreibung, bequem entbehren. —

Shakspeare, an dessen bloß kindlich- und poetisch-klarer Seele (gleichsam ein poetisches Christuskind) sie eine ironie presque machiavellique in der Karakterzeichnung dorrühmt, sollte sie weniger auf Hörensagen loben, da sie Goethe's Faust weder auf Hörensagen, noch nach eigenen Gefühlen zu loben versteht. Wahrscheinlich kennt sie nur den französischen (entgeisterten und entherzten) Shakspeare, und preiset den Mann; aber so hätte sie auch bei Goethe's Faust auf eine französische Ueber- und Zersetzung warten sollen, um ihm ein weit größeres Lob zu geben, als das, womit sie ihn nach Frankreich heimgeschickt.

Ist eine Uebersetzung ein verkehrter bleicher Nebenregenbogen der ursprünglichen Farbenpracht: so ist ihre eigene, und überhaupt eine französische des Faust, nur eine graue kalte Nebensonne der Goethe'schen Sonne im Löwen. Zuweilen giebt sie statt der verblichenen Uebersetzung eine ganz neue Rede; z. B. läßt sie den Teufel von Faust sagen: „Cet homme ne sera jamais qu' à demi pervers, et c' est en vain qu' il se flatte de parvenir à l'être entièrement.“ In der Urschrift steht kein Wort davon, sondern bloß die lange gute, ganz andere Stelle: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft ꝛc.“ Daß wichtige Auslassungen leichte Uebersetzungen in ihrem Werke verhüten, ist recht gut für das Goethe'sche. Dieses, gleich Dante's göttlicher Komödie, teuflische Trauerspiel, in welchem ganze geistige Welten spielen und fallen, hat sie zu einem Lieberoman ausgezogen und eingezogen. Von diesem einzig und letzten Zodiakelschein, den der untergegangene

Shakspeare über Deutschland aufgerichtet, von diesem Faust wünscht Frau Verfasserin recht sehr, daß dergleichen nicht wieder, oder gar mehrere geschrieben werden. — Recensent darf ihr Hoffnung zur Erfüllung ihres Wunsches machen, und verbürgt sich für sämmtliche Franzosen, — denn: „il ne faut y chercher ni le goût, ni la mesure, ni l'art qui choisit et qui termine; mais si l'imagination pouvait se figurer un chaos intellectuel tel qu'on a souvent décrit le chaos matériel, le Faust de Goethe devrait avoir été composé à cette époque." — Leserinnen, warum hält sich denn jede von euch für einen Leser?

Die Strenge des Urtheils über Faust hatte Frau von Staël schon vorher durch das Lob gemildert, das sie dem Götz von Berlichingen gegeben: „il y a des traits de génie ça et là (nicht nur hie, sondern auch da) dans son drame." Weniger warm lobt sie die natürliche Tochter, weil die Personen darin nur, wie Schatten in Odins Palast, ein abgespieltes Leben trieben, da sie keine ordentlichen Adreßkalender-Namen führten, sondern nur allgemein: König, Vater, Tochter ꝛc. hießen. Letzten Mangel dächte Recensent wohl zu heben, wenn er bloß aus der französischen Geschichte willkürliche Namen, wie Louis, Orleans ꝛc. aushübe, und damit die allgemeinen Namen: Vater, Tochter, taufte; denn im Ganzen des Werkes selber, wird Frau von Staël eingestehen, sind so feste, bestimmte Köpfmaschienen, Gifthütten, Giftkugeln, umarmende Eisenjungfern, Dubliettes, Selbergeschosse, und alle in solcher Eigenthümlichkeit angebracht, als nur von einem Hofe zu begehren sind, wohin eben der Schauplatz des Stücks verlegt worden.

Doch unter Einen Tadel der Verfasserin setzt Recensent seine zweite Unterschrift, ob er gleich den süßen Orangenblüthenstrauß, Goethe's Tasso, betrifft. Recensent hatte bisher an diesem Stücke, das an keinen größern Plätzen aufzuführen ist, als in den vier Gehirnkammern, wozu man noch als Koulissen die vier Herzenskammern stoße, weiter keinen Abgang gefunden, als den Ausgang, indem der geistige Knoten, der nur in und von Tasso's Herzen zu lösen ist, durch das Zerschneiden des körperlichen, durch das Entfernen vom Hofe, ungelöset ihn in die Verweisung begleitet, und

in jeder Stunde einen neuen fünften Akt schürzen kann. Nur dies vermißte Recensent nicht sowohl in als nach dem Lesen. Hingegen einen andern Mangel, der im Stücke selber erkältet, oder doch schattet, bezeichnet die Verfasserin, daß erstlich Fürstin Eleonore nicht nach dem heißen Klima, sondern mehr wie eine Deutsche gegehalten sei, und wie diese über ihre Liebe grüble und denke, anstatt entweder sich ihr, oder sie sich zu opfern, und daß zweitens darin der Dichter Tasso sich nicht, wie ein des außerhäuslichen Lebens und Webens gewohnter Italiäner, sondern wie ein deutscher einsamer Dichter benehme und verwirre in dem Gestrippe des Weltlebens.

Uebrigens gerinnt ihr ganzes Lob Goethe's im sauern Kopfe eines Franzosen zu einem bloßen Tadel; und wieder ihr Tadel desselben bleibt einer darin, und säuert sich noch etwas dazu.

Nachdem Sie Goethe's Meister und Ottilie hinlänglich mißverstanden und heruntergelobt — (Sie findet Ottilien nicht rührend genug; Recensent aber findet, daß diese das Herz nicht bloß bewege, sondern erquetsche. Dieser mehr als weibliche Werther erweckt mehr Antheil an seiner Liebe als der männliche, und in einer frühern Zeit hätte sie alle Herzen thränentrunken gemacht. Was indeß immer eine Heldin bei der weiblichen Lesewelt zurücksetzt, ist, daß sie nicht der Held ist.) — wagt sie — obwohl Frau und Französin zugleich — über den humeur ein und das andere Wort fallen zu lassen, ꝛc.

Heidelberger Jahrbücher der Litteratur. 1815. 8.

Liscov erfuhr in Goethe's Lebensbeschreibung ein zu hartes Urtheil, so wie Rabener ein zu günstiges: wahrscheinlich aber nur, weil Goethe beide in den Glühjahren seiner Jugend gelesen, denen freilich der hartgefrorne, auf litterarische Thoren hackende Spottvogel weniger zusagen konnte, als der freundliche, über alles hinlaufende Leipziger Steuerverweser. Berühmte Schriftsteller, wie Goethe, sollten daher ihren Urtheilen über Bücher die Jahrzahl anhängen, worin sie diese gelesen; damit man wisse, ob sie

nicht aus der Erinnerung loben oder tadeln, und uns Empfindungen junger Jahre für Urtheile gereifter geben.

Eine nun halb eingefallene Schule, deren poetische Schüler und Schulschriften, z. B. die Friedrich Schlegel'schen, ihre kurze Unsterblichkeit aber überlebt haben: — man könne seinen Vers und seinen Sonettreim auf alles machen, möge man nebenher empfinden, was man wolle; — z. B. einen Bußpsalm im Palais Royal hecken, und ein Bajaderenloblied in der Kathedralkirche; denn die Form sei alles, und auch der wahre Inhalt, und eine chinesische Theetasse sei zugleich der chinesische Karavanenthee; und der schönste Beweis davon sei ihr Meister Goethe. Aber dieser ist eben der schönste Gegenbeweis davon. Denn ihm ist jedes Gedicht ein Gelegenheitgedicht, und seine Lebensbeschreibung beweiset uns, daß seine Wahrheit nicht Dichtung war, sondern seine Dichtung Wahrheit, und daß seine poetischen Werke so gut Kinder des Herzens sind, als seine moralischen.

Kleine Bücherschau. Von Jean Paul. Breslau, 1825. 8. S. 117. 148 ꝛc.

Nach Shakspeare hat unter allen Britten keiner die Nebel und Kohlendämpfe seines Landes so leicht durchflogen und von sich weggeblasen, als Sterne, welcher eben darum durch sein ächt poetisches und freies Gemüth, durch seine Heiterkeit, Leichtigkeit, bis zu Nachlässigkeiten, und durch seine Gabe der Rührung und Naturkunst wieder unter allen Britten sich unserm Goethe, obwohl in einer andern poetischen Luftschicht, am gleichförmigsten bewegt. Am unähnlichsten aber war er eben seinen Landsleuten selber, so lebenfroh lachte und spielte er nicht bloß auf dem Druckpapier — z. B. in seinen Reisen durch Frankreich — sondern auch auf dem englischen Boden als Mensch, der gar als lebendiger Gegen-Anglizismus immer Gesellschaft haben und immer Gespräche führen wollte.

Kein Schriftsteller ist an Sentenzen und allgemeinen Bemerkungen über die Menschennatur reicher (Schiller am wenigsten), als Goethe in seiner — Prose, und doch behängt er mit diesen schweren Edelsteinen seine fliegenden Musen und seine unbekleideten Grazien nicht. —

Eine Litteraturzeitung ohne Gründe hätte sonst am besten in Weimar geschrieben werden können — so wie die deutsche Geschichte überhaupt, und die übrige dazu, und zwar von drei Männern im Feüer, oder voll Feuer. Herder, Wieland und Goethe verbrüderten sich in hoher Eigenthümlichkeit der Weltanschauung, daß sie an allen Völkern und Zeiten und menschlichen Großverwandlungen die Rechte, die Vorzüge, die Strahlen und die Flecken mit einer partheilosen Allseitigkeit erkannten und anerkannten, gleichsam als Nachahmer der drei unterirdischen Todtenrichter. Diesen Kosmopolitismus des Blicks — vielleicht aber mit dem Unterschiede, daß Wieland am besten den Karakter historischer Personen (z. B. des Kaiser Augustus) aufgriff, Herder den Karakter der Massen, als Völker und Zeiten, und Goethe beides — hatte Schiller weder für Völker, noch weniger für die Musen der Völker mit ihnen gemein, so wie Klopstock nicht einmal den engern mit Schiller.

Die weltbürgerliche Vielseitigkeit wurde nun eine ästhetische, und die drei Könige brachten gern jeder genialen wunderthätigen Geburt in der Krippe, zwischen den Thieren seiner Zeit, Myrrhen und Weihrauch. Von Herder stieg es zu Wieland (wenigstens in dessen Spätjahren), bis zu Goethe empor. Mitten unter diesen drei Männern in genialen Feuer stand als der vierte, wie jener Engel, Lessing, der sie alle übertraf: und der zugleich Sterne's Werke, Jacobi's Alwill, Hippels Lebensläufe, Calderon, Hans Sachs und Klopstock, wie die Römer alle Götter fremder Völker verehrten.

Von solchen partheilosen Männern — wie er, und Goethe vorzüglich —, welche, wie die Peterskirche zu Rom, einen besondern Beichtstuhl für alle fremde Völker halten, könnte um die Litteraturzeitung ohne Gründe, die ich vorschlage, am besten ge-

schrieben werden. Mein vollständiger Plan des neuen Journals ist dieser: Der Recensent setzt den Titel des Werks, das er zu beurtheilen hat, hin, und fährt dann so fort: es gefällt mir — oder: es ist elend — oder: ein treffliches Buch — oder: ein langweiliges, oder wie er sonst sein Urtheil motiviren und aussprechen will. Die Gründe, womit er sein Urtheil belegt, sind seine Werke oder sein Name. Unähnlich andern Recensenten, von welchen der Name, wie von mehren Negerfürsten, nicht genannt werden darf, so lange sie regieren, ist ein solcher Recensent dem Proteus ähnlich, der eben bloß in seiner eignen Gestalt, aber in keiner angenommenen die Wahrheit aussprach.

Kleine Bücherschau. Von Jean Paul. Breslau, 1825. Thl. II. S. 114. 138. 197 ff..

Karl Philipp Moritz.

Ueber die Nichtigkeit des menschlichen Lebens z. B. ist so viel gepredigt worden, daß dieser Gedanke dadurch ganz alltäglich und gewöhnlich geworden ist; wie hebt er sich aber wieder, wenn alles, was über diesen Gegenstand nur gesagt werden kann, so nahe zusammengedrängt wird, daß die Sprache gleichsam sich selber ihre Grenze bezeichnet, wo sie über gewisse Dinge verstummen muß, wenn nicht alles, was sie nun noch ferner darüber sagen will, bloß eine matte Wiederhohlung desjenigen seyn soll, was schon gesagt ist.

Wir beobachten also in dem folgenden Beispiele, wie der so oft wiederhohlte Gedanke, daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, allmälig ein neues Interesse erhält; jemehr man sieht, daß es dem Schriftsteller nicht sowohl darum zu thun war, etwas Schönes oder Auffallendes zu sagen, als vielmehr seine innersten Gefühle, wo möglich, auszusprechen:

„Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist man„chem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieß Ge„fühl immer herum."

Hier ist alles ungeschmückt; die Darstellung hebt mit dem unwillkürlichen Ausbruch der Empfindung an, welchen nun das Nachdenken sich zu entwickeln strebt, bis es über seiner vergeblichen Anstrengung ermüdend, den Versuch ganz aufgiebt, und gleichsam sich selber, in den Traum, woraus es sich empor arbeiten wollte, wieder zurücksinken läßt.

Es ist gleichsam ein wiederholter Ansatz der Denkkraft, der Sache näher zu kommen, bis zuletzt die Unmöglichkeit, weiter zu dringen, den Gedanken hemmt, und die Sprache verstummen läßt.

„Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die thäti-
„gen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind;"

Ansatz:

„wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit darauf hinausläuft,
„sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder
„keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern;"

Ansatz:

„und denn, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des
„Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich
„die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Ge-
„stalten, und lichten Aussichten bemahlt; —"

Hemmung:

„Das alles, Wilhelm, macht mich stumm."

Das letztere Bild, welches die undurchdringliche Scheidewand darstellt, wo unser Denken aufhört, und auf welcher alles, was wir jenseit zu sehen glauben, nur täuschende Bilder dießseits sind, ist auch das letzte, was die Sprache von dem Gedanken, der hier nun seine Endschaft erreicht hat, ausdrücken kann; wo alles, was nun noch folgen könnte, bloß eine matte Wiederholung des Vorhergehenden seyn müßte, welches nun eben durch den vielsagen- Schluß: dieß alles, Wilhelm, macht mich stumm, weit lebhafter bezeichnet wird, als es auf irgend eine andre Art hätte bezeichnet werden können.

In einer Anweisung zur Beredtsamkeit, nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, würde man diese wiederholte Gedankenanstrengung oder Gedankenansatz mit der plötzlichen Hemmung, auch wohl

bald zu den Redefiguren zählen, und ihr einen eigenen Namen geben, ohne zu erwägen, daß der Schriftsteller wahrlich an keine Redefigur dachte, da er diesen Gedanken so wahr und innig, aus der Tiefe seiner Empfindung niederschrieb; und daß die ganze schöne Bildung des Ausdrucks eben dadurch entstanden ist, weil der Schriftsteller die ganze Aufmerksamkeit seiner Seele nur auf die Entwickelung seiner Empfindung richtete, und deswegen, weil ihm um die Sache zu thun war, so wenig Worte wie möglich brauchte, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen.

Da nun der Gedanke nach außen zu sich auf allen Seiten beschränkt findet, so kehrt er in sich selbst zurück; und als er sich auch da gehemmt sieht, erliegt die Denkkraft in ihrer Anstrengung; und dieß Erliegen der Denkkraft selbst macht nun hier den schönsten und wahrsten Schluß des Gedanken aus, indem er ihn am vollständigsten darstellt, weil er seine Grenzen bezeichnet.

Ansatz:

„Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt.“

Hemmung:

„Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Dar-„stellungen und lebendiger Kraft.“

Hemmung:

„Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle „dann so träumend weiter in die Welt.“

Hiemit ist nun erschöpft, was über den Gegenstand, daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, gedacht und gesagt werden kann. Und dieß kann nur einmal so schön und wahr gesagt werden. Wer dieß nun nachahmen und eben dasselbe anders sagen wollte würde es schlechter sagen müssen, weil hier die Schönheit des Ausdrucks gerade darin besteht, daß alles so und nicht anders auf einander folgen kann, wie es wirklich folgt; und daß diese Folge gar nicht zufällig, sondern in der Natur der Sache gegründet ist.

Daß bei dem wahren Ausdruck die Lippe verstummt, wo die Denkkraft nicht weiter vordringen kann, ist nicht zufällig, sondern nothwendig, und wenn dieß Verstummen gerade zu selbst mit ausgedrückt wird, so hat der Ausdruck eben dadurch seine höchste Wahrheit

erhalten. — Man sieht deutlich, daß es dem Schriftsteller nicht um Worte, sondern um die Sache zu thun ist, weil er da lieber schweigt, wo die Fortsetzung von Worten leer seyn würde.

Daß aber der von außen gehemmte Gedanke, der nicht ruhen kann, zuletzt noch in sich selbst zurückgedrängt wird, ist ebenfalls nothwendig, und da er auch hier nichts Fertiges und Vollendetes findet, worauf das übrige abzwecken könnte, so hört das Denken auf — aber das Leben dauert fort —

„Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle „dann so träumend weiter in die Welt."

Ueber ein poetisches Gemälde von Goethe.

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks ist wohl nirgends erhabener ausgespochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemählde von Goethe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird.

Die Vorbereitung zu diesem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin „nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken."

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemählde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er sich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte, sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne „an die Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Wal„des ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum „stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, „und näher an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig werden;

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die „unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an mei„nem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der „uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns, „in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält; mein Freund, wenns „dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und „Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Gelieb„ten, dann sehn' ich mich oft und denke: ach könntest du dem Pa„pier das einhauchen, was so voll, so warm in meiner Seele lebt, „daß es würde der Spiegel deiner Seele, so wie deine Seele ist der „Spiegel des lebendigen Gottes!"

Was nun diesem, so wie andern Naturgemählden dieses Dichters einen so hohen Reitz giebt, scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu seyn, womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich wie von selber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr das Bild sich im Kleinen ausmahlt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem Mittelpunkte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe „Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines „Waldes ruht,"

Niedersenkung.

„und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum „stehlen,"

Niedersenkung.

„und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege,"

Niedersenkung.

„und näher an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig „werden,"

Niedersenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, „die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an „meinem Herzen fühle,"

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach „seinem Bilde schuf,"

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne „schwebend, trägt und erhält."

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, „und die Welt um mich her, und Himmel ganz in meiner Seele „ruht, wie die Gestalt einer Geliebten,"

Vollendung.

„Dann sehn' ich mich oft und denke: ach könntest du dem „Papier das einhauchen, was so voll, so warm in deiner Seele lebt, „daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der „Spiegel des lebendigen Gottes!"

Das Bild schließt sich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Au- „genblicken" ——

Schluß.

„Könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so „warm in deiner Seele lebt!"

Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammengenommen ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dies Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt seyn!

Denn das siehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er sein Gemählde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen, und jene reizende Vollendung sich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich mit einander verknüpft.

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich seyn, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmen, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig dasteht, und unter dem Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend —

Es heftet sich auf den Boden, und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterscheidet. —

Es blicket wieder auf, und spiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderstellung dieser Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten nnd Fernen ins Nahe und Enge ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspektivischen Darstellung die Natur selbst zu seyn scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht daß das Bild wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt.

Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, bey dem fehlet es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in solchen Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung selber die Darstellung nicht vergessen werde.

Die wahre Darstellung ist daher gewissermaßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger ist, und sich von dem menschlichen Geiste weder in Worte noch Umrisse bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahrste Zug zu dem Gemählde unsers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt „der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Den Zustand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darstellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, schildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächsten Vorbereitung zu seinem Gemählde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenom„men, gleich den süßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Her„zen genieße. Ich bin so allein, und freue mich meines Lebens, in „dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. „Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühl „von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst „darunter leidet."

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin „niemals ein größrer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken."

Unter der Fülle des Genusses leidet wirklich die Kunst, und indem der Darstellungstrieb dem Genuß untergeordnet ist, so strebt er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache; die Umrisse verwandeln sich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir, daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal dasteht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmahlerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelassen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w."

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrücke und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er sich in sie versenkt, und mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich dampft" —

„an der undurchdringlichen Oberfläche meines Waldes, —

— „und die Welt um mich her und der Himmel ganz in „meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Ge„liebten" —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt. In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtseyn, sich gleichsam in dem Mitbewußtseyn des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da seyn muß, ehe man noch an die Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge seyn.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand varhergegangen ist, der muß eben so unwahr werden, wie einer, der bei ganz gemeinen und gewöhnlichen Schicksalen, dennoch einen Roman von seinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild sich immer entgegen kommen;

„das dampfende Thal“

„die hohe Sonne“ —

„die unburchdringliche Oberfläche der Finsterniß des Waldes“ —

„die einzelnen Strahlen, die sich in das innere Heiligthum „stehlen“ —

„der Dichter im hohen Grase am fallenden Bache liegend“—

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben, im frischen Glanze hervor; und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm eins wird, so daß zuletzt alles in einandersteht, und der Eindruck eines Gemähldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

(Dieser Aufsatz stand zuerst in der deutschen Monatsschrift. Berlin, bey Friedr. Vieweg. 1792. Bd. I. S. 243 ff.)

Wenn der physische Begriff das Ganze umfaßt, so hebt er sich über den moralischen empor, der ihm zum Gleichniß dient, wie in dem folgenden Beispiele, aus dem schon angeführten Gemählde von Goethe:

„Wenn Erd' und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie „die Gestalt einer Geliebten." —

Hier wird durch das Bild dem Unermeßlichen ein bestimmter Umfang gegeben, wodurch es zu einem Gegenstande des Anschauens und der Empfindung wird. — Das Bild wird hier selber zum Gedanken, der durch dasselbe erst seine Vollendung erhält. —

Das erhabne Gefühl, womit der Geist des Menschen die große Natur umfaßt, konnte nicht inniger und lebhafter bezeichnet werden, als durch die Vergleichung mit jener Empfindung, welche durch die geliebten Züge eines menschlichen Antlitzes in der Seele hervorgebracht wird.

Dieß Gefühl konnte gewiß nicht schöner ausgesprochen werden, als durch die Zusammenstellung dieses großen Ganzen der Natur, mit der zarten Bildung des Antlitzes, worin es sich verjüngt, und aus den sanften Zügen uns vertraulich entgegen lächelt. —

Unter die Ausnahmen, wo das Gleichniß umgekehrt ist, und eben deswegen eine ganz besondere Wirkung auf die Seele macht, gehört auch die folgende Stelle von Goethe:

„Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel „sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und „den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen sei„nen entblätterten Weiden sich zu mir herschlängelt, o wenn da „diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lakirt „Bildchen" — —

Sonst vergleicht man das Bild mit der Natur, indem man die Gegenstände durch den Ausdruck belebt, und z. B. sagt: der Fluß rauscht auf dem Gemählde, die Berge dämmern in der Ferne. —

Hier ist die Natur selbst mit dem Bilde verglichen, um dem zu großen Ganzen, das die Einbildungskraft gern umfassen will, einen kleinen und besondern Umfang zu geben, und den mahlerischen

Eindruck davon durch einen zusammenfassenden Ausdruck zu bezeichnen.

Durch dieß Gleichniß ist der sinnliche Eindruck von der umgebenden Welt bis zu dem Bilde auf dem Netzhäutchen zurück geführt, und aus der innersten Imagination durch den treffendsten Ausdruck wieder dargestellt.

In einem der Briefe in Werthers Leiden erzählt der Verfasser von einer alten adelichen Dame:

„In ihrer Jugend soll sie schön gewesen seyn, und ihr Leben „so weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinn manchen armen Jungen „gequält, und in reifern Jahren sich unter den Gehorsam eines „alten Officiers geduckt haben," u. s. w.

Das provinzielle Wort duken bezeichnet die freiwillige Erniedrigung gegen das vorhergehende stolze Emporragen so nachdrücklich und mahlerisch, daß der ganze Ausdruck dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt, weil mehrere Nebenbegriffe dadurch herbeigezogen werden, welche durch Ausdrücke aus der gewöhnlichen Büchersprache unberührt geblieben wären.

Wenn es z. B. hieße: in reifern Jahren soll sie sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers begeben haben, oder gedemüthigt haben; so würde der erste Ausdruck zu wenig und der andere zu viel sagen, und der ganze Ausdruck wäre für die launigte Art der Darstellung zu kalt oder zu ernsthaft geworden.

Kurz, einem jeden wird sein Gefühl sagen, daß der provinzielle Ausdruck hier gerade an seiner rechten Stelle steht, und daß es Schade seyn würde, wenn er aus der Büchersprache verbannt seyn sollte; da er überdem wegen der Aehnlichkeit mit tauchen allgemein verständlich ist, und sich das Bild des Schwanenhalses, der sich einzieht und verkürzt, bei diesem Worte von selber darstellt.

In einem andern dieser Briefe heißt es, da von einer Sache die Rede ist, die leicht zum Stadtgeschwätz werden könnte:

„Und nun fügte sie noch alle dazu, was weiter würde ge„trätscht werden, und die schlechten Kerls alle darüber trium„phiren würde," u. s. w.

Es ist hier mit einer Art von Unwillen nnd Aerger von dem zu besorgenden Stadtgeschwätz die Rede; der Unwille aber greift vor-

züglich gern nach provinziellen Ausdrücken, um sich durch dieselben lebhafter auszuschütten, als es oft durch die Büchersprache geschehen kann.

Nun ist der Ausdruck trätschen, welcher so viel sagt, als: ein Gerede gleichsam auseinander treiben, es auf eine unausstehliche Weise in die Länge ziehen, und gar nicht damit aufhören können, schon durch seinen Klang mahlerisch und darstellend, und bezeichnet auf eine lebhaftere Weise, als irgend ein Wort in der Büchersprache, Verachtung und Unwillen gegen das sich verbreitende Geschwätz, welches diesen Ausdruck gleichsam nachahmend abbildet. —

Als Werther seinen Geburtsort besucht hatte, schreibt er an seinen Freund:

„Ich hatte beschlossen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben „unserm alten Hause. Im Vorbeigehen bemerkte ich, daß die Schul„stube, wo ein ehrlich altes Weib unsere Kindheit zusammen„gepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war," u. s. w.

Die provinziellen Ausdrücke haben größtentheils die besondere Eigenschaft, daß sie durch ihren Laut schon bezeichnend sind; dieß ist auch der Fall bei dem Worte zusammenpferchen, welches den stärksten Grad des Zusammendrängens und Zusammenpressens, der mit Gewaltsamkeit verknüpft ist, durch die Anhäuffung der hart ausgestoßenen Konsonante nachdrücklich bezeichnet.

Durch einen mißverstandnen Begriff von Verfeinerung der Sprache sind dergleichen Wörter nach und nach ausgeschlossen worden, weil man sie für die edlere gesittete Sprachen gleichsam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutschen Schriftstellern, denen man Genie und Geschmack gewiß nicht absprechen konnte, sich zuerst über diesen affektirten Wortekel hinwegsetzten, und sich der nachdruckvollen Provinzialismen, die selber schon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreist bedienten; besonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenschaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangssprache, lebendig darzustellen.

So erzählt Werther in einem der vorhergehenden Briefe seinem Freunde, wie Lotte einen alten Prediger besucht:

„Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, sich niederzusetzen, indem „sie sich zu ihm setzte; brachte viel Grüße von ihrem Vater, herzte „seinen garstigen schmuzigen jüngsten Buben, das Quakelchen „seines Alters u. s. w.“

Der provinzielle Ausdruck Quackelei anstatt Tändelei, ist allgemein bekannt; er bezeichnet das Kindische, Spielende im höchsten Grade; Quakelchen, ein Kind, womit der Alte gleichsam wieder kindisch wird, ist daher ein so bedeutungsvoller Ausdruck, als man ihn in der Büchersprache gewiß nicht findet. Von den Ausdrücken: die Freude seines Alters, und die Tändelei seines Alters, hätte der erste Ausdruck zu viel und der andre zu wenig gesagt, und die Lebhaftigkeit des Begriffes wäre verlohren gegangen.

Das Diminutivum mildert wieder den Begriff des Verächtlichen, der sonst mit dem Ausdruck quakeln verknüpft ist, und Quakelchen ist also in jeder Rücksicht ein Wort, das in dieser Ideenverbindung und Darstellung unentbehrlich war, und mit einem Begriff verknüpft ist, den kein anderes Wort so treffend und artig bezeichnet hätte.

Vorlesungen über den Styl von Karl Philipp Moritz. Berlin, bei Friedr. Vieweg, 1793. Thl. I. S. 23 ff.

Reiser suchte viel in der Maurerei und war auch, bis zu seinem Tode, fest überzeugt, daß viel Gutes dadurch bewirkt werden könne, wenn man sie recht zu nutzen verstehe.

Er sahe indessen bald, daß dies wohl schwerlich geschehen dürfte, — daß seine große Ideen über diesen Punkt fromme Wünsche seyn und bleiben würden und zog sich nach und nach mißvergnügt zurück.

Ganz kalt wurde er dagegen auf seiner Reise in Italien, durch seine genauere Bekanntschaft mit dem Herrn Geheimenrath von Goethe. Dieser große Mann hat in seinem Faust deutlich genug gezeigt, wie wenig er von der Maurerei hält — ob mit Recht oder Unrecht, bin ich zu schwach zu entscheiden.

Nur so viel weiß ich, daß seine Demonstrationen und — um ehrlich zu seyn — vielleicht noch mehr sein Spott:

„Mein Gott! und auch Sie können noch so schwach seyn, darin etwas zu suchen,?"

bey Reisern die Wirkung hervorbrachte, daß er nun das Kind mit dem Bade ausschüttete.

Reiser an Klisching.

Rom, den 23. November 1786.

Ich wünschte Dir die Gegend von Rom beschreiben zu können, wie ich sie vor einigen Tagen an einem schönen Morgen in Gesellschaft einiger deutschen Künstler vom Kapitol hatte. Rom auf seinen Hügeln, an der mäandrisch sich schlängelnden Tiber, rings umher fruchtbare Thäler mit Gebirgen abwechselnd! Ein majestätischer Anblick! Und dies der Schauplatz, wo die Helden handelten, die nach so vielen Jahrhunderten noch von den entferntesten Völkern des Erdbodens bewundert werden! —

Was meinen Aufenthalt in Rom noch angenehmer macht, ist die Gesellschaft eines Mannes, der mir wie ein wohlthätiger Genius nirgend gewünschter erscheinen konnte, als eben hier.

Goethe — ich brauche nur seinen Namen zu nennen, um Dir alles gesagt zu haben — ist vor kurzem angekommen. Ich habe mich sogleich an ihn angeschlossen und mit ihm mehrere kleine Spaziergänge in der umliegenden Gegend gemacht.

Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen! — Wie warm empfinde ich dies jetzt.

Ich hab' ihm von Dir, unserm Zusammenwohnen und unsern Wanderungen erzählt. Er nimmt viel Antheil daran.

O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen!

Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt. Die schönsten Träume längst verfloßner Jahre gehn in Erfüllung. —

Beinah in vier Monaten — bis zum 8. März 1787 — erhielt ich keine Nachricht von Reiser.

Er hatte bei der Zurückkunft von einem Spazierritt nach der Mündung der Tiber im Anfange des Decembers das Unglück, auf dem von der Zeit ausgeglätteten und noch dazu von einem Staubregen schlüpfrig gemachten antiken Pflaster in der Gegend des Pantheon, durch einen Sturz mit dem Pferde, den linken Arm zu brechen und mußte lange Zeit das Bette hüten. Dies war die Ursach seines langen Stillschweigens.

Mehrere Deutsche nahmen sich seiner bei diesem traurigen Zufall auf's freundschaftlichste an. Am thätigsten unterstützte ihn der Herr von Goethe.

* * *

Interessant war mir darin die Gegeneinanderstellung von zwei berühmten Männern, Goethe und Herder. Dieser war gerade damals mit der verwittweten Frau Herzogin von Weimar nach Rom gekommen, und in seiner Gesellschaft genoß Reiser nochmals Roms Herrlichkeiten.

Das Vergnügen, das er aus dem Umgange dieser beiden merkwürdigen Männer in dieser Hauptstadt der Welt geschöpft hatte, war noch nach Jahren eine seiner seeligsten Erinnerungen.

Goethe war ihm das größte Genie, und ein Lob, das dieser einem oder dem andern Werke von ihm beilegte, war ihm die höchste Belohnung.

Auch hatte er einen großen Theil seines Glücks, das er bei seiner Zurückkunft in Berlin machte, der Empfehlung dieses Mannes zu verdanken. Durch ihn wurde er dem regierenden Herzog von Weimar — diesem edlen Beschützer jeder Kunst und Wissenschaft — bekannt, der sich in der Folge bei mehrern Gelegenheiten als sein großer Gönner zeigte.

* * *

Im December 1788 kam Reiſſer nach Weimar und hielt ſich hier, bis zum Frühjahr 1789, bei ſeinem Freunde dem Herrn von Goethe auf.

Dieſer Zeitpunkt iſt unſtreitig einer der glücklichſten in ſeinem Leben.

Durch den Umgang mit Goethe zur Thätigkeit aufgemuntert, ſtrebte er unter den richtenden Augen dieſes von ihm verehrten Mannes etwas Vollendetes zu liefern, und machte hier mehrere Pläne zu künftigen Arbeiten, wovon er aber leider nur wenige ausgeführt hat.

* * *

Wenn er ſeine Kräfte durch anhaltendes Arbeiten erſchöpft hatte, und ſein Thätigkeitstrieb abgeſtumpft war, ſo erholte er ſich durch eine Reiſe nach Weimar, und in dem freundſchaftlichen Umgange mit Goethe. Geſtärkt an Seel' und Leib kehrte er dann zu ſeinen Beſchäftigungen mit neuer Lebensluſt zurück.

Goethens Werke waren ihm Meiſterſtücke. Einige der neuern, ſeine Iphigenia, ſeinen Egmont, ſeinen Fauſt hatte er entſtehen ſehn.

Aus dem Fauſt erinnerte er ſich noch einiger Scenen, die bei der nachmaligen Herausgabe nicht mit abgedruckt worden ſind.

So ſagt z. B. Mephiſtopheles, Fauſt's dienſtbarer Geiſt:

„Sie meinen, wenn ſie Teufel ſagen,
Da ſagen ſie was Rechts.
Mich darf man nicht auf's Gewiſſen fragen,
Ich ſchäme mich meines Geſchlechts."

Fauſt frägt ihn, indem ſie vor einem Kreuze vorbeigehn:

„Mephiſto haſt du Eil?
Was ſchlägſt vor'm Kreuz die Augen nieder?"

Und dieſer antwortet:

„Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
Allein es mir 'mal zuwider."

Werthers Leiden hielt er für ein Werk, das unter allen, was die neuere Dichtkunſt ſchuf, der griechiſchen Einfalt, Würd' und Wahrheit am nächſten komme, und doch, wie mitten aus dem

dem täglichen Leben herausgehoben, von unsrer Welt und unsern Sitten ein dauernder Abdruck sey. Diese Erzählung ward die einzige noch wahre mögliche Epopee unsrer Zeiten.

Götz von Berlichingen war ihm unser erstes Originaldrama, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarei der mittlern Zeiten, sich von dem Gröbern, Unedlen und Gemeinen sondernd, und immer näher aneinander rückend, zuletzt ein täuschendes Ganze bildet und ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird.

Reiser glaubte in einem jeden Meisterwerke, der Wissenschaft sowohl als der Kunst, müsse sich ein gewisser Punkt auffinden lassen, von welchem aus man die Zweckmäßigkeit des Ganzen allein zu beurtheilen im Stande sey. In diesem Punkt mußten alle Theile, wie die Radien eines Zirkels in dem Mittelpunkt betrachtet, sich nur als nothwendig, ihrem Wesen und ihren Stellungen nach, darstellen.

Diesen Punkt zu finden hielt er freilich in manchen Fällen für sehr schwer, und nur mit vieler Mühe hatte es ihm bei einigen Werken geglückt.

In Werthers Leiden fand er ihn in dem Briefe, wo dieser an seinen Freund schreibt:

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabes. Kannst Du sagen: das ist! da alles vorübergeht?“ u. s. w.

Hier fängt die Katastrophe an: das Auge des Unglücklichen ist getrübt. Wenn das Thal um ihn dampft, und er im hohen Grase am fallenden Bache liegt, fühlt er nicht mehr, wie sonst, die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält. Es hat sich ein Vorhang vor seine Seele gezogen. Er sieht in der herrlichen Natur nichts als ein verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Er muß nun fallen! —

Er theilte seine Gedanken dem Herrn von Göthe mit, dieser ermunterte ihn, darüber etwas auszuarbeiten, der Tod zog aber auch durch diesen Plan, so wie durch so manchen andern, einen Strich.

Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser. Als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz, von Karl Friedr. Klisching. Berlin, bei Wilh. Vieweg, 1794. (S. 51 ff.)

F. L. W. Meyer (in Bramstedt).

Goethe erhielt von der Natur eine eben so schnelle als unermüdliche Empfänglichkeit für alle Gegenstände des Denkens und des Gefühls, und einen gesunden starken Sinn, Empfindungen zu tragen und zu äußern. Nie mehr und nie weniger als das, womit er sich beschäftigt, erliegt er keiner Ansicht, und erträumt sich nichts, was sie ihm nicht darbietet. Er trat als Herr in die Schöpfung, und, gleich dem vollkommenen Menschen, dessen die jüdische Sage gedenkt, gab auch er allen Dingen, die zu seinem Dienst bestimmt waren, passende Namen. Sein Geist riß alles mit sich fort. Die Leichtigkeit, womit er verfuhr, weckte Nachahmer, die ihn bald aus dem Gesichte verloren; weckte Tadler, die gelesen wurden, weil sie sich mit ihm beschäftigen, und, wider ihren Willen, seiner Größe Lobreden hielten, indem sie ängstlich versicherten und bewiesen, wie wenig ihre Maßstäbe und Leisten zu ihm hinaufreichen könnten. Untergeordnete Wesen fühlen die Annäherung eines höheren, zu dessen Erkenntniß ihr Verstand nicht hinreicht, durch Ahndung. Nur leitet diese nicht immer zum Wohlwollen. Die hehre Nymphe Kalypso traute, wenn wir Fenelon glauben dürfen, dem Begleiter des Telemachos nicht, der ihren Blicken undurchdringlich blieb; und der, welchem die Augen aufgethan wurden, als Bileam durch Bestechung erblindete, sprang, nach Aussage einer heiligen Urkunde, vor dem Genius des Himmels zur Seite und entsetzte sich, machte aber keinen Gebrauch von dieser übernatürlich erlangten

Vernunftgabe, durch Huldigung der hohen Erscheinung das fortdaurende Bewußtsein derselben zu verdienen. Diesen unauslöschlichen Karakter der Kritik hat die neuere Zeit mit der alten gemein. Man kann nicht umhin ihn wohlthätig zu finden, wenn so viel dadurch gewonnen wird, daß niemanden die Lust anwandelt, das Maß seiner Kräfte zu überschreiten. Besser ist es sein Lob zurückhalten, als ihm einen seichten Grund unterschieben; und das Verdienst, welches über alle Schranken hinausgeht, mag sich allerdings begnügen, seinen schönsten Lohn von seiner eignen Billigung zu erhalten.

Ein Theil der Meisterwerke des genannten Schriftstellers liegt außerhalb der Gränzen dieser Ansicht. Seiner lebendigen Darstellungskraft eröffnete die Bühne ihr eigenthümliches Feld. Er versuchte jede Gattung derselben, und bereicherte sie alle. Auch konnte dem Beobachter der Menschheit der Bau der Theile, woraus sie zusammengesetzt ist, der Boden, der sie trägt, und das Licht, in dem sie sieht, nicht fremd bleiben. So entstanden Winke und Bemerkungen, über die Zergliederungskunst, Pflanzenerzeugung, und Farbenlehre. Kenner und Meister dieser verschiedenen Zweige des Wissens, deren jeder ein ganzes ihm geweihtes Leben erfordert, und zu dessen vollendeter Uebersicht die Laufbahn aller bis jetzt verflossenen Menschenalter nicht hinreichte, werden den von Goethe angelegten Faden treulich aufnehmen und fortführen, oder als unhaltbar zerreißen, und, statt seiner, einen andern wirken. Wir machen keinen Anspruch auf eine Arbeit, deren reizender Beruf glücklichere Forscher beschäftigt, und verweilen dagegen bei solchen, die unsrer Hand geläufiger sind.

Welche Herzensfülle ergießt sich in Goethens Liedern? Wo ist der neuere Dichter irgend einer Nation, der es darin mit ihm aufnähme? wo der ältere, welchem man schmeicheln dürfte, ihn übertroffen zu haben? Sie halten einen sonderbaren, schwermüthigen, innigen Ton, den sonst nur Auserwählte verstohlen zu hören wagten, zu welchem Shakspeare und Milton den Einklang ihres Busens entdeckten, für den sich, noch im Anfange dieses Jahrhunderts, Addisons anerkannter Geschmack kaum erklären mochte, ohne dem Spotte preisgegeben zu werden, und der jetzt endlich dem Ansehen Dalrymple's und Percy's, Tressans und Herders, mehr gefällige

Nachsicht verdankt. Er lernt sich nicht, auch gelingt es keiner Nachahmungssucht ihn zu erreichen. Empfindung allein, die sich nicht scheuen darf ihrem ärgsten Feinde offen darzuliegen, Gedankenhoheit, die im Gefühl ihrer Würde um keinen Sprachschmuck buhlt, und unerkünstelter Ausbruch angebornen Wohllauts, Poesie in seiner Entstehung, nicht erst aus Prosa übertragen und abgeleitet, vermögen ihn anzustimmen, und haben ihn, mehr oder weniger, bei den verschiedensten Völkern des verschiedensten Himmelsstrichs hervorgerufen. Aber diese Wunder schienen von ehedem. Das verbildete Menschengeschlecht dürfe in seinem eisernen Zeitalter keine Blüthe des Paradieses mehr erwarten, seines Frühlings Nachtigallen wären verstummt, hieß es; und abgemessene, schulgerechte, ausgewürfelte Uebereinstimmung erzwungener, mühsam hervorgegurgelter Töne, ein Werk des gefälligen Witzes oder des Empfindung berechnenden Verstandes, Treibhausfrüchte und Kunstgärtnerblumen, ergötzten durch ihre bunten Farben nur das Auge des Unwissenden, welcher dadurch zur Vermuthung verleitet ward, sein Vater habe sich und ihn getäuscht, da er eines Jahrhunderts erwähnen mögen, in welchem auch Geruch und Geschmack durch dergleichen Erzeugnisse befriedigt wurden. Konnte dennoch die Pflege solcher Pflanzen einen Jünger anlocken, so führten ihn seine Meister, zur Enthüllung des Geheimnisses ihrer Hervorbringuug, an Mistbeete, und beredeten ihn bald, ihre wässerigte, aufgedunsene, von Fäulniß strotzende Schattenschöpfung, der gedrängten, zusammengezogenen herben Frucht eines unnachgeholfenen, unbearbeiteten Bodens vorzuziehen. Die Natur gab dem Menschen Fähigkeit sie zu veredeln: die Eitelkeit liegt dem Menschen an, die Natur zu verlassen. Aber es giebt Herzen, die der Mutter nicht untreu werden können, und Augenblicke, in denen ihre weiche Stimme deren geheimste Tiefen durchschallet. Wir alle vernehmen zuweilen ihren Ruf, wenige sind so glücklich, ihn nie aus dem Gehör zu verlieren. Goethe steht unter diesen wenigen. „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll," „Es war ein König von Thule", „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer," und viele andre dieser bezaubernden Naturlaute, ihren liebevollesten Entzückungen abgelauscht, welche der Raum anzuführen verbietet, feuchten das verhärtete Auge des Hö-

rers mit Thränen, geben den rauhesten Sprachwerkzeugen melodischen Ausdruck, und lösen die Bande der eingekerkerten Seele in sehnliche Hoffnung geistiger Heimath auf. Der weiß sie zu singen, dem die Gabe des Gesanges verliehn ward: und die nämlichen Musen, die den Dichter Worte lehrten, besaiteten auch die Leier, mit welcher Reichardt und Seckendorf ihn begleiten. Diese irrte die Sylbe nicht, die der gehörlose Meßkünstler hier und dort zu viel oder zu wenig erblickt. Das Flickwort würde sie geirrt haben, und der weniger sagende Ausdruck, mit welchem ein solcher die Sprache des Herzens unbedenklich vertauscht, sobald er darauf ausgeht, eine gleichfüßige Verszahl in gleicher Unbedeutsamkeit neben einander fortzulallen. Ihm ist freilich die Tonkunst, wofür Leibnitz sie erklärt, ein bloßer Kunstgriff, das Gemüth mit Zählen zu beschäftigen, ohne daß es darum weiß.

Den höheren Eigenschaften des Dichters unbeschadet, ja vielmehr in Rücksicht auf ihre gewissere Wirkung, hat Goethe freilich der Gefälligkeit des Versbaues, in solchen Gattungen, denen diese Gefälligkeit als Mitgesetz vorgeschrieben scheint, zuweilen etwas mehr vergeben, als ein mustermachendes Vorbild dieser Art vergeben darf. Auserwählte Günstlinge werden selbst in ihren Nachlässigkeiten verführerisch: die Kritik erwirbt sich also kein geringes Verdienst, wenn sie dagegen warnt. Nur zerstört sie alle Wohlthätigkeit ihrer Strenge, sobald sie dieselbe übertreibt. Goethe war wohl befugt, die Eingebung eines Augenblicks mit der Flüchtigkeit eines Augenblicks zu entlassen. Zeigte sich die bewundernde Menge geneigt, auch diesen üppigen ungepflegten Nebenschößlingen, ihrer edlen Abkunft wegen, einen Werth beizulegen, zu welchem sie nicht heranreiften, so thaten die Richter ihre Schuldigkeit, dem Mißverständniß einzuhalten. Dieses gelungene, vom Künstler selbst so wenig erschwerte als gemißbilligte Unternehmen, gab Einigen den Muth, das Maß seiner Geschicklichkeit nach Gegenständen zu bestimmen, an denen er keine Geschicklichkeit aufbot. Weil es dieser oder jener Zeile eines Liedes an der Glätte und Geschmeidigkeit gebrach, die der Sänger desselben nicht bezielte, so behaupteten Kunstrichter, es fehle ihm durchaus an Gehör für die feinen Uebergänge und Verbindungen des Wohllauts. Der Meister

widerlegt durch Thaten. Iphigenia und Tasso, Sinngedichte wie die Griechen sie liebten, Lichtstrahlen, nicht zum Brennen, zum Erleuchten gesandt, und Reineke Fuchs, beweisen in jeder Zeile, wie leicht es ihm fällt, anmuthige Gedanken im lieblichen Fluß der Rede fortzuführen. Täuscht uns nicht eine außerordentlich glückliche Aehnlichkeit der Manier, so ist die poetische Epistel, mit welcher die gefälligen Horen beginnen, eine neue lieblich sprossende Blume in dem zierlichen Kranze des Dichters.

Seine Behandlung des Reineke mag nebenher als lehrreiches Muster der Ehrfurcht dienen, mit welcher ein Mann von Geist fremden Geisteswerken sich naht. Jene in allen Theilen ihrer Zusammensetzung vollendete Epopee, der unbegreifliche Schmuck eines sonst nicht beglückten Jahrhunderts, das Studium der Menschen- und Weltkenntniß für alle Folgezeit, würde einem eigenliebigen Witzlinge so erwünschten Stoff dargeboten haben, seine Schätze neben den ihrigen auszukramen, oder die ihrigen nach seinem Sinne umzufassen, daß er ihrer Eigenthümlichkeiten gewiß nicht geschont, ihre Gestalt gezwungen hätte, sich nach seiner Laune zu modeln. Aber Goethe sah mit Bruderaugen auf die Schöpfung eines ihm verwandten Genius. Was ihr gebrach, einem besser sprechenden Volke zu gefallen, bessere Sprache, damit stattete er sie aus. Schminke, Schönpflästerchen, Verhüllungen zum Besten siecher Krüppel erfunden, Zierrathen des Jahres, die den Kalender nicht überleben, bedurfte die gesunde Dirne nicht, und wurden ihr von ihm nicht angehängt. Gesunde Freier mag sie nun sich selbst erwerben. Schlimm genug für uns, wenn unser Kreis deren nur wenige aufstellt. Die Parzen, welche unserm mürben Alter schon die Scheere anlegen, haben für sie keinen festen Faden unverwelklicher Jugend gesponnen.

Die Darstellung römischer Faschingslustbarkeiten erschöpft ihren Gegenstand, ohne eine einzige Farbe höher aufzutragen, als solche die Untersuchung des unbefangensten Augenzeugen bewährt. Sie bemäntelt nichts, und setzt nichts hinzu. Sie überläßt es dem Verstande zu entscheiden, in wiefern unverhohlene Ausbrüche einer heftigen Volksfreude den Ansprüchen gebildeter Belustigungsliebe gemäß bleiben können: aber freilich giebt sie auch

keiner dieser Ergießungen einen gehässigen Anstrich. Wenn es der Vernunft eigenthümlich ist, das, worin viele Menschen übereinstimmen, nicht für ganz zweckwidrig und grundlos zu halten, so darf es auch nicht unter ihrer Würde sein, die Feste einer ganzen Nation ihrer Beobachtung vorgeführt zu sehn, und sie muß sich dem Mahler verbunden achten, dessen treuer Pinsel den flüchtigen Anblick, welcher ihm vorüberglitt, auf die dauernde Leinwand heftet.

Schon eilt das dankbare Gedächtniß unsrer Leser der gerechten Erwähnung zweier Dichtungen zuvor, deren mannigfaches Verdienst in so viele Zweige ausläuft, daß es leichter fällt, ihren gesammten Eindruck zu genießen, als zu entwickeln. Werthers Leiden erwarben sich die Theilnahme aller Stände, jedes Alters, und beider Geschlechter. Britten, Wälsche, Franzosen, und Söhne des Norden, übersetzten und lasen sie mit Entzücken. Ihre Welt ist so ausgebreitet als die Empfindungen der Liebe. Man hat ihnen die Wahrheit ihrer Schilderungen zum Verbrechen anrechnen wollen. Der Vorwurf ist befremdlich. Wie? Das, was ist, sollte nicht gesagt werden dürfen? Gefühle, die in unserm Blute liegen, deren sich der Edelste eben deßwegen am wenigsten überheben kann, weil er der Edelste ist, weil die Natur sie zum süßesten Ersatz des Unglücks leben zu müssen bestimmte, die aber so leicht in Verirrung ausarten und Unheil erzeugen, wären keiner warnenden Darstellung erlaubt, und würden am besten bekämpft, wenn der Unbefangene, welcher sich plötzlich durch sie umschlungen fühlt, von keinem Beispiel gehört hätte, daß ein andrer zu spät erwachter Schlummerer auf den gefährlichen Wellen Schiffbruch gelitten habe? Ich erstaune vor diesem Heischesatz. Aber der junge Schiffer, den der Dichter vorzeichnet, ist so schön in seiner Stärke, der Spiegel des Meeres so glatt, die Fläche so lieblich, das Geplätscher der Wellen so lockend, die rothen Wolken, welche den Sturm verkünden, so glänzend! Nun denn? Sind sie etwa anders in der Natur? Soll man ihnen Schrecken borgen, ehe denn es Zeit ist, damit der Gefährdete, den, in aller Kraft seiner jugendlichen Mannheit, ein solcher Anblick verleitet, sich vor dem Verderben einlulle, sich schmeichle: dein Anfang ist schöner,

dein Ende kann nicht sein wie das Ende Werthers? Aber Werther stirbt nicht ohne Größe, er bleibt liebenswürdig in seinem Falle, dieses Falles, dieses Unglücks wäre kein gemeiner Mensch fähig gewesen! Doch stirbt er, und dieser ungemeine Mensch macht die Qual seiner Freunde und seiner Mutter, zerstört ihren Frieden und den seinigen. Wer dadurch nicht belehrt wird, wem solche Schritte nachahmungswürdig scheinen, auf den hat die Vernunft ihre Rechte verloren, von dem läßt sich wohl, ohne Unbilligkeit, voraussetzen, daß die Kunst richtig zu sehn und zu folgern ihm von jeher versagt gewesen sei. Das Bäumchen, welches jeder Hauch zerknickt, war nie gemacht in der freien Luft zu stehn. Sollte der leben können, der nicht zu leben wußte? Oder ist ein Gegenstand der Liebe, wie Goethe ihn aufstellt, etwa so wunderselten, daß mancher empfängliche Jüngling die Zeit seiner erwachenden Gefühle sicher durchbringen könnte, ohne daß ihm ein Mädchen aufstieße, welches damit zu vergleichen wäre? Ist es eine Heloise, Klarisse, Klementine? Nichts weniger! Jede Stadt, jedes Dorf, jede Reihe von Häusern, manche einzelne Wohnung, schließt einen solchen Schatz in sich. Ein nur nicht ungebildetes, gesundes, frohmüthiges, gutherziges Geschöpf, in den Jahren, wie sie jede erlebt, die zur Gattin heranreift. Und dieses Naturkind verrückt, nach oft erprobter Weise, einem Manne den Kopf, der in jedem ihrer, Dank der Menschheit! nicht eben so seltnen als allgemein gefälligen Vorzüge, eine Befriedigung seiner dringend werdenden Bedürfnisse erblickt, dem die Unmöglichkeit ihres Besitzes den Werth desselben um vieles vertheuert, den die Fülle seiner Einbildungskraft vermag, ihr Reize beizulegen, welche eine Schöpfung seiner eigenen trunkenen Seele sind. Der Mann ist mehr als gewöhnlich. Desto besser und eindruckwirkender. Zu den Bewegungsgründen seiner Schwermuth gesellt sich gekränkter Stolz. Ihre Uebermacht wird dadurch wahrscheinlicher. Schwermuth und Frohsinn sind zwei Pflanzen, die jede Faser ihrer Bestandtheile ausdehnen, um von allen Seiten Nahrung einzuziehn. Er sinkt tiefer und tiefer. Aus Wohlwollen wird Eigenliebe, aus Zuneigung Begierde, aus Frömmigkeit Lästerung. Mordgedanken steigen in ihm auf. Ein roher Mensch, der, in einer niedrigen

Volksklasse, gleichen Ansprüchen mit minderer Verfeinerung nachgeht, vollführt eine That, welche in Werthers Seele nur bis zur schauerlichen Eingebung gedieh, und dieser erfährt, daß alle Ergießungen seiner innigen Beredsamkeit nicht hinreichen, jenen zu entschuldigen. — Dieser letzte Pinselstrich, dieses unentbehrlich scheinende Gegenbild und Uebermaß der Qualen Werthers, ist ein merkwürdiger Zusatz der späteren Hand. Eine neue Beschämung des so schlecht gegründeten Vorurtheils, das dem Meister untersagen will, ein Werk, welches dem Leser schon genügte, zu seiner innern höheren Befriedigung zu vollenden. — Stück- und ruckweise endete Werther mit seiner Anhänglichkeit an die Welt, endlich endet er mit seinem Leben. Das Buch von ihm enthält eine Sammlung fürchterlicher Wahrheiten, die entweder ganz verschwiegen, oder auf diese Weise gesagt werden mußten. Da sich jenes nicht mit Gründen wünschen läßt, so ist es höchst erwünscht, daß dieses geschah.

Ein Mann, dessen hingeworfenste Aeußerung Aufmerksamkeit und Ehrerbietung verdient, hat irgendwo die Bemerkung hinterlassen: ein Grieche würde auf diesen Gegenstand so viel Gewicht nicht gelegt haben. Es thut mir leid, die eigentlichen Ausdrücke jener Bemerkung nicht auffinden zu können, weil der, welcher sie vorbrachte, so äußerst bestimmt in seinen Ausdrücken ist. Hat mein Gedächtniß ihren Sinn recht gefaßt, so trifft der Tadel mehr das Jahrhundert als den Dichter. Was jenem wichtig ist, darf diesem nicht unwichtig scheinen. Soll ihm aber die Schuld beigemessen werden, er habe durch die Lebhaftigkeit seiner Darstellung etwas erst wichtig gemacht, das es sonst nicht gewesen seyn würde, so scheint die Erfahrung dieser Angabe zu widersprechen. Auch möchte, im Ganzen genommen, unser Zeitalter, bei der Vertauschung seiner Art zu lieben gegen die griechische, schwerlich gewinnen.

Feiner Züge der Menschenkunde enthält das Gemählde von Werther so viel, daß man bei jedesmaliger neuen Ansicht desselben auf neue stößt, und jeder Zuschauer etwas für seine Stimmung findet. Dem, welcher jetzt die seinige an den Tag zu legen wagt, fiel einer besonders auf. In ihrem ersten Aufkeimen weckt die Liebe eine zarte Empänglichkeit für Schönheiten der Natur und

Kunst. Wie das Fünkchen zur Flamme wird, erleuchtet und erhellt ihr Glanz alles um sich her, und führt wohl gar zu Entdeckungen. Aber im stürmischen Brande verschont sie auch nichts, was sich ihr nähert, und die Fackel des Geschmacks zerschmilzt und erlischt vor ihrer Gluth. Werther ist Mahler und Dichter, mit seinen Sinnen wenigstens, wenn ihn auch das lebhafte Gefühl der Kunsthöhe zur Kunstübung verdrossen macht. Er kann sich ohne Mittelsmann mit dem Homer unterhalten: und das Vergnügen, welches ihm dieser gewährt, ist so unverhohlen, daß ihm seine Freundin kein verbindlicheres Geschenk darzubringen weiß, als eine Taschenausgabe des ewigen Sängers. Da aber die um ihn versammelten Wolken loszubrechen bereit sind, hat Ossian den Homer in seiner Seele verdrängt. Macphersons Ossian! Der Zug entscheidet. Welche Zerrüttung muß das Gemüth erduldet haben, das den reinsten Urquell aller menschlichen Wahrheit und Schöne um nachgemachte, ungleiche, zusammengestückte Dichterglieder hingeben mag? Kann auch die gutmüthigste Vorliebe das schlechtgesponnene Gewebe schottischer Täuschung, die Vermischung widersprechender Theile, die Waltung eines dem Jahrhunderte des angeblichen Urhebers nicht eigenthümlichen Geistes, und sogar die Nachahmung volksverschiedener Dichter verkennen? Muß sie sich nicht entweder mit kritischer Vermuthungskunst quälen, um Stellen auszusondern, an denen sie sich mit gutem Gewissen ergötzen darf: oder dafern sie das Ganze, gleichviel woher es komme, hintereinander fortlesen will, lernt sie nicht bald, an der Eintönigkeit und häufigen schwachverlarvten Wiederholung dessen, was einzeln genommen gut ist, die seichte Dürftigkeit dieses immer wieder aufgepumpten Röhrenwassers von dem reichen Ueberfluß des unerschöpflichen homerischen Felsenstroms unterscheiden? Ja, hätten uns die verzehrenden Jahrhunderte von diesem nichts übrig gelassen als die Antwort des Hippolochiden, sie allein wöge, in ihrem gediegenen Golde, das ganze korinthische Erz der keltischen Trümmer auf. Und Werther? — Du bist verloren, Unglücklicher! Ich sehe, daß du nicht mehr zu retten bist! —

Wilhelm Meisters Lehrjahre beschäftigen uns hier nur als Roman. Ein junger Mensch, dessen ganze Geisteswirk-

samkeit der Schaubühne hingegeben ist, wird in allen Beziehungen zu derselben geschildert. Schauspiele, Schauspieler und Zuschauer, Kenner, Krittler, Gönner und Verfolger, dringen von allen Seiten auf ihn ein, und werden von ihm angezogen und zurückgestoßen. Die Scene wechselt, der Held bleibt sich getreu. Er ist die Sonne dieses Systems, der Mittelpunkt, um den alles sich dreht. Dadurch erhält das mannigfachste Ganze eine große Einheit. Es ist schön; oder es ist nicht wahr, daß Einheit in Mannigfaltigkeit den Begriff der Schönheit ausmacht. Wen die Schaubühne nicht beschäftigen kann, der thut wohl, sich mit einer Darstellung nicht zu beschäftigen, deren Element die Schaubühne ist. Die Kunst Unwahrscheinlichkeiten wahrscheinlich zu machen, seltsame Begebenheiten gegen einander zu treiben, und die Theilnahme der Leser durch Faustschläge zu wecken, diese leicht geübte, oft bewunderte Hanthierung war weder den Absichten eines solchen Schriftstellers, noch seinen Talenten angemessen. Er muß erwarten, welchen Eindruck richtig gezeichnete und zweckmäßig gestellte Verhältnisse, nach und nach, auf Augen hervorbringen werden, die an bunten Flitterstaat und schreiende Farbenmischung gewöhnt sind. Bis dahin muß ihm die Empfindung derjenigen genügen, welche, mit den Gegenständen seines Pinsels vertraut, die treffende Aehnlichkeit aller von ihm aufgenommenen Gestalten verbürgen. Eine anscheinende Nachlässigkeit wird die Kunstrichterei leichter bemerken, und vielleicht tadeln, als aus dem Gesichtspunkte ansehn, in welchem sie Dank verdient. Seines Studiums voll, spricht Wilhelm zuweilen inniger und anhaltender darüber, als die neben ihm geschilderten Zuhörer nachzudenken geneigt sein könnten. Aber seine Worte sind golden, und der Schreiber dieser Zeilen möchte, wenn ihm die traurige Wahl gelassen würde, lieber eine Begebenheit, eine Person, ja eine ganze Gesellschaft, womit ihn der Dichter bekannt macht, weniger kennen lernen, als einen einzigen belehrenden Wink vermissen, welchen jene ihm ertheilen. Auch legt er vorjetzt seine Feder nieder, um dieser angenehmen Unterhaltung auf's neue zu genießen. —

Flüchtiger Anblick der deutschen Litteratur. Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Berlin, 1795. 8. Bd. I. S. 360—372.

C. G. Körner.

Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Aus einem Briefe vom Jahr 1796.

Ich verweile zuerst bei einzelnen Bestandtheilen, und freue mich in der Darstellung der Charaktere sogar nichts von den schwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effekt des Kunstwerks nothwendig seyn sollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geschieht, ist hier nicht zu denken. Selbst Barbara ist im Grunde nicht bösartig, sondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfnisse fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwol hat sie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix. Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben so wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur, aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiednen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Mißverhältniß erzeugen, und dieß sind die Schatten des Gemähldes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu schätzen, aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhaßt. Enthusiasmus kennt er nicht, selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespear schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darstellung. Er heirathet Lydien nicht aus Freundschaft für Lothario, sondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei Nataliens Tante die Folge ihrer

übersinnlichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bei Philinen in ihrer höchsten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondre Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Keime, und diese Entwicklung wird durch die äußern Umstände bloß begünstigt. Dieß ist die Wirkung des Puppentheaters bei Meister und der Brustkrankheit bei der Stiftsdame. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuberanfall — der Besuch bei Lothario — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt bestimmt wird, aber auch nie alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge, wo die schönsten Pflanzen von selbst zu gedeihen scheinen, und jede Spur des Künstlers verschwindet. Aber die Macht des Schicksals zeigt sich auch an zwei Personen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltsamen Druck der äußern Verhältnisse. Dieser tragische Stoff stört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publikums, der sich bei Betrachtung eines Kunstwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck wenigstens beim zweiten Lesen behauptet, erkennt, wie sehr das Ganze durch eine solche Beimischung an W ü r d e gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwir-

kung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählich ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. Je größer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfodert, um in diesem Choas Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Bildsamkeit in der Person, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die sie umgiebt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes, die eine solche Erscheinung gewährt.

Was der Mensch nicht von außen empfangen kann — Geist und Kraft — ist bei Meistern in einem Grade vorhanden, für den der Phantasie keine Gränzen gesetzt sind. Sein Verstand ist mehr als die Geschicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke sind unendlich, und er gehört zu der Menschenklasse, die in ihrer Welt zu herrschen berufen ist. In der Ausführung dessen, was er mit Geist gedacht hat, zeigt er Ernst, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg seiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewissen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Lesers freier Spielraum gelassen. Wir erfahren nur seine gute Aufnahme auf dem Schlosse des Grafen, seine Gunst bei den Damen, den Beifall bei der Aufführung des Hamlet, aber keines seiner dichterischen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele ist rein und unschuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, ist ihm durch eine Art von Instinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Trefflichen wird er angezogen. Liebe und Freundschaft sind ihm Bedürfniß, und er ist leicht zu täuschen, weil es ihm schwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er strebt zu gefallen, aber nie auf Kosten eines andern. Es ist ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er sich freut, soll alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Bildsamkeit ist ohne Schwäche. Muth und Selbstständigkeit beweißt er, wie er die Mignon von dem Italiener befreit, wie er sich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbé seine Unabhängigkeit behauptet. Die persönliche Autorität des Abbés, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menschen von so großem Gewicht ist, überwältigt ihn nicht. Philine ist da, wo

sie liebenswürdig ist, sehr reizend für ihn, aber sie beherrscht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. Zu diesen Anlagen kommt noch einnehmende Gestalt, natürlicher Anstand, Wohlklang der Sprache.

Für ein solches Wesen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — sondern eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes Costum mußte die Darstellung dieser Welt lebendiger werden. Das antike Costum erleichtert zwar das Idealisiren, und verwahrt vor manchen Armseligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umrisse der Gestalten erscheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemähldes wird durch die unvollständige Bestimmtheit geschwächt. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet sich dieser Unterschied auch zwischen dem einheimischen und ansländischen Costum, und schon dieß konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publikum schrieb, bestimmen, eine deutsche Welt zu wählen. Aber es fragt sich auch, ob man, sobald es auf die Bilduug eines Menschen ankommt, durch eine französische, englische oder italiänische Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sei, daß sich in seinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand, uud Freiheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstigen Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proserpina; sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber eben so wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer unbe-

schriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für seine Gattin, zu viel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabei in dem glänzendsten Lichte, aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die bei dem Gedanken, von ihr getäuscht worden zu seyn, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht verzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß, seine bessern Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Culissenspiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Philinen erschien ihm das höchste Leben, aber freilich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannigfaltigen Gestalten ging vor ihm vorüber, und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaas von Gesundheit stellten sich zwei kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Poesie der Natur. Wo Meister durch die äußern Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bei Meistern zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters, vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äußern Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in

ihrer Buße ist Grazie, und beim letzten Abschiede wird sie uns wieder äußerst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beispiel, was Leidenschaft und Phantasie für Zerstörung in einem Wesen edler Art anrichten, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen ist Ruhe, aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel schöne Blüthen mußten ersterben, damit eine solche Frucht gedeihen konnte! Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert, und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schöner Zug, der sie der Menschheit wieder nähert.

Eine andre Art von innrer Ruhe, aber mit ununterbrochner äußrer Thätigkeit vereinigt, zeigt sich in Theresen. Hier ist Leben mit Gestalt vereinigt, aber in diesem Leben fehlt eine gewisse Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberspannung, aber auch keine Liebe und keine Phantasie. Gleichwohl hat ihr ganzes Wesen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äußerst anziehend sind, der den Mangel dieser Vorzüge in sich selbst oft schmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrscht in ihrem Betragen immer eine gewisse Weiblichkeit, die gleichsam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur sieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit so viel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthusiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichsam im Vorbeigehen; ihr alles verschlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite.

Bei Natalien ist dieselbe innre Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit, aber alles ist von Liebe beseelt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geschichte wünschte man wohl mehr zu erfahren, aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Sphäre gelebt, und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre Lokalfarben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die Hauptfigur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondre Verhältnisse, die auf Meistern wirkten. Dahin gehört außer der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bei der letzteren finde ich das Resultat der Lossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist, und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht hinlänglich. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Plans sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflösung der Dissonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von dem philosophischen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten ist sinnreich und überraschend, aber nicht gekünstelt und parador. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schicksalen, oder in irgend einem charakteristischen Zuge, oder in dem natürlichsten Gange des menschlichen Geistes und Herzens. Für einige Dissonanzen gab es keine Auflösung, die jeden Leser befriedigen konnte. Mignon und der Harfenspieler hatten den Keim der Zerstörung in sich. Für den Eindruck von Mignons Tode ist ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünscht man nicht mit Unrecht auch etwas linderndes nach dem Tode des Harfenspielers. Wenigstens hat der starke Kontrast am Schlusse zwischen dieser Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmusikalisches. Rousseau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman.

Wenn ich mir nun diesen Roman in eine Sonate übersetze, so wünschte ich nach einer so harten Dissonanz vor dem Schlusse noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalien allmählich eine Leidenschaft für Meistern entsteht? Ueberhaupt scheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei ersten Bänden die Begebenheit herbeiführt, sich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht absichtlich zum Behuf der größern tragischen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa ging die ästhetische Pflicht des Künstlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieser zu schaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Gespräche über Hamlet, der Lehrbrief, und so manche köstliche Nahrung des Geistes; die in den zerstreuten Bemerkungen über Kunst, Erziehung und Lebensweisheit enthalten ist. Von allem diesen durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erscheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Gespräch mit Meister. Ihr Kontrast ist nicht grell, aber stark genug um den Dialog zu beleben, und gleichsam vor unsern Augen entspringt die Meinung aus dem Charakter. Abgesonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beiden Personen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchst willkommnes Geschenk. Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wohl den Abbé und Natalien zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt seyn, miteinander darüber zu sprechen.

Bei Betrachtung eines Kunstwerks, wie dieses, giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unsern Blicken, so gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu

belauschen, wenn er dem Bilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen. Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zum Grunde liegen" — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag.

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Aesthetische Ansichten. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1808. S. 119 ff.

Böttiger.

Egmont von Goethe.

Iffland als Egmont.

Den Egmont, der dem genialischen Dichter bey der Verfertigung der schönsten Scenen dieses Schauspiels jenseits der Alpen vor Augen schwebte, der, um mich der Worte des berühmten Kunstrichters Schiller zu bedienen, ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch ist, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, liebenswürdig und sanft, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind, konnte und wollte Iffland nicht geben, der eigentlich nie Chevalier- und erste Liebhaberrollen spielt, und seine Vortheile zu gut kennt, um sich in ein Feld zu wagen, wo selbst ein Garrick einem Barry weichen mußte, weil keine Kunst die hierzu erforderlichen Hülfsmittel ganz ersetzen kann. Er nahm ihm also etwas von jener leichten, schwebenden Umbefangenheit und jugendlichen Raschheit, und gab ihm dafür mehr männliche Festigkeit, tiefere Empfindung, strengeren Ernst. Man muß gestehen, daß der Eindruck, den dieß auf den größern Theil der Zuschauer hervorbrachte, stärker und der Vorstellung vom Trauerspiele, die sie schon im voraus mitgebracht hatten, angemessener zu seyn schien, als wenn Egmont, nach des Dichters Sinn,

mehr von Seiten seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit und heitern Sorglosigkeit aufgestellt worden wäre. — —

Entwickelung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarschen Hoftheater im Aprilmonat 1796. (Von Böttiger.) Leipzig, bey G. J. Göschen, 1796. S. 352 ff.

Ungenannt.

Ueber Goethe's Gedicht, Herrmann und Dorothea.

Bei den Griechen war bis zu jener Zeit, da ihr Geist verschwunden und nur die Form desselben zurück geblieben war, alles die Frucht einer vollständigen, nie übereilten, aber auch nie trägen Entwicklung. Die Perioden ihrer Bildung zeigen sich mit einer solchen sichern, unverkennbaren Nothwendigkeit, wie der Kreislauf der Gestirne, der Jahreszeiten. Seine herrlichen Naturanlagen durfte dies bewundernswürdige Volk, in welchem die Menschheit die schönste Jugend verlebte, die ihr zu Theil werden mag, durch seine politische Verfassung nicht aufgehalten in der freien Ausbildung, und gegen die Hindernisse derselben geschützt, durch keine Einwirkung einer fremden Kultur gestört, mit Ruhe vollständig entwickeln, und sich in sich selbst vollenden. Wie ein Geschenk der Zeit nahm es daher jede neue Art der Gaben der Kultur an, und bekümmerte sich nicht darum, ob jene Art von Früchten, welche dem vorhergehenden Zeitalter gegeben wurden, nicht noch zu einer vollkommneren Reife getrieben werden könne. Schon darum wäre es Verirrung, wenn man die Höhe, welche die Griechen in einer Kunst erreichten, als den Gipfel derselben ansehen wollte, gesetzt, daß man der Regel ihres Kunstgefühles auch unumschränkt vertraute.

Es ist Charakter der Kultur, welche durch die Jahrhunderte des Mittelalters vorbereitet, dem neuern Zeitalter gegeben ward, daß sie, ein Produkt vieler Nationen und vieler Zeiten, zwar einer vielseitigern Bildung fähig ist, als die antike, aber auch leichter und in weit abentheuerlichere Verirrungen gerathen kann. Vor-

züglich ist dies der Fall im Gebiete der schönen Kunst. Durch keinen Nationalsinn geleitet, muß der Dichter, so sehr das Studium der Vorbilder ihm fruchtbar seyn kann, einzig der Nothwendigkeit vertrauen, die in den Gesetzen des menschlichen Geistes liegt, und sobald diese es ihm nicht verbieten, wird es ein Triumph für ihn über das Alterthum seyn, wenn er die goldenen Früchte, welche der Grieche in mehrern Regionen der Poesie pflükken mußte, in Einer Gegend kann reifen lassen. Auch wird er den modernen Geschmack, welcher zu seiner Schöpfung sich um so begieriger drängen wird, auf je mehr Seiten der menschlichen Natur sie wirket, durch einen solchen Triumph sicherer, schneller, dem reinen menschlichen nahe bringen, wie er in keinem Zeitalter und in keiner Nation, nur in den nothwendigen Gesetzen unsrer ästhetischen Kraft begründet ist. Die griechische Nothwendigkeit in Bestimmung der Gattungen der schönen Kunst möchte nicht immer mit dieser menschlichen übereinkommen.

Wenn die Griechen von dem epischen Gedicht nichts weiter forderten, als daß es hinlänglich begränzt ein sinnliches Ganzes sei, und die völlige Befriedigung der Vernunft erst von der dramatischen Poesie verlangten: so wird ein Genie unserer Zeiten, sowohl der Sinnlichkeit als der Vernunft durch eine epische Darstellung zu gleicher Zeit genug thun können. Wenigstens liegt in der Foderung, daß eine vorgeführte Reihe von Begebenheiten die Fassungskraft der Sinne nicht überschreiten solle, durchaus kein Grund, warum jene nicht auch als Schicksal mit seiner ehernen Nothwendigkeit und in ununterbrochener Wechselwirkung mit den dargestellten Charakteren zur Befriedigung der Vernunft erscheinen könnten. Wirklich ist es der Triumph und die Eigenthümlichkeit des Gedichtes Herrmann und Dorothea, daß es der doppelten Foderung entspricht, welche die Griechen an ihre epische und dramatische Poesie machten.

Schon die beiden ersten Personen, deren Bekanntschaft uns zu Theil wird, bestimmen die Sphäre, in welche der Dichter uns führen will. Wir treffen auf Menschen, die von der Verfeinerung unserer Zeit nicht so entfernt sind, daß dieselbe keinen Einfluß auf sie gehabt hätte; aber durch sie auch keinen Verlust an ihrer

eigenthümlichen Natur erlitten haben. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Theilnahme am Schicksal derer, die vor dem Feinde die Heimath verlassen müssen, erwirbt sich unser Wohlwollen. Daß die allgewaltige Neugier sie nicht zu dem Schauspiel der vorbeiziehenden Ausgewanderten treibt, verräth ihr Wohlgefallen an der Bequemlichkeit des häuslichen Kreises. Wie nun der Pfarrherr des Ortes und der Nachbar Apotheker zu dem Wirth und seiner Frau hinzukommen, so ist gleichsam der Rath der Götter versammelt, welcher über das Schicksal des Heldenpaars im Gedicht entscheiden soll. Durch den Wunsch des Vaters, an dem Tage des Friedensfestes zugleich die Hochzeit des Sohnes feiern zu können, der im Hause so rege, nach aussen langsam sei und selbst der jungen Mädchen Gesellschaft vermeide, ist kaum des Helden des Gedichtes erwähnt worden, so erscheint er selber, nur nicht mehr so beschaffen, wie die Eltern noch vor wenigen Stunden ihn kannten. Die Liebe hat ihn umgestaltet; sie hat die Bande zerrissen, durch welche seine Empfindung bisher nicht brechen konnte, die hohe, edle Gestalt einer Jungfrau unter den Ausgewanderten, die Handlung, bei welcher er sie traf, ihre verständige Rede, haben sein Herz mit Zauber gerühret; er fühlt aber auch, daß er ohne Befriedigung der Liebe, die seine innige, starke Natur ergriffen hat, auf sein bisheriges Wohlbehagen beim beschränkten Geschäft Verzicht thun müsse; und zu gleicher Zeit hört er des Vaters Willen, daß keine Arme ihm als Schwiegertochter ins Haus geführt werden solle. Bei der Ergebung in den väterlichen Willen, die er früh gelernt hat, verzweifelt er an dem Glücke seiner Liebe, doch auch an der Möglichkeit, bei den Eltern noch weilen zu können. Seine Mutter entlockt ihm das Geständniß seiner Liebe. So sehr man ein Hinderniß für dieselbe von Seiten des Vaters wegen jener Erklärung und wegen seines Strebens nach Verbindungen mit angesehenen Familien zu fürchten hat, liegen doch überwiegende Gründe in seinem Charakter zu der Vermuthung, daß er in einen Versuch willigen werde, ob jene ausgewanderte Jungfrau als Tochter sein Haus betreten solle. Zuerst spricht dafür sein inniger Wunsch, den Sohn vermählt zu sehen, und die Ueberzeugung, von seiner gesunden Denkart unterstützt, daß dieser sich nie zu

einer Braut einzig nach der väterlichen Wahl bequemen werde. Dann hatte er selbst in einer drangvollen Zeit und nach schneller Entscheidung, die ihn niemals gereuete, sich verheirathet. Ferner konnte doch die ausgewanderte Jungfrau von ansehnlicher Herkunft seyn, vielleicht noch Vermögen besitzen; und endlich widerstehen Menschen seiner Art nicht dem gemeinschaftlichen Rathe verständiger, uneigennütziger und geliebter Bekannten. Besonders mußte ihn das Wort des Predigers, welcher als feiner Menschenkenner im Orte berühmt war, in die Seele treffen, daß nämlich der Sohn nie etwas begehrt, was ihm nicht gemäß gewesen wäre, das gewählte aber auch fest gehalten habe. Die Scene der Entdeckung des Mädchens konnte ohne die beiden Freunde des Hauses so wenig vor sich gehn, als der Vater ohne ihren Rath in den ganzen Versuch würde gewilligt haben; und ohne den ehrwürdigen Richter der Ausgewanderten würden sie die hinlängliche Kunde von der Jungfrau nicht schnell genug haben erhalten können. Es lag in der männlichen, edlen Natur Herrmanns, in der Aengstlichkeit und der Stärke seiner Liebe, daß er allein um die wiedergefundene werben wollte; und ausser jenen Ursachen bewirkte der Ring, das schmerzliche Zeichen am Finger des Mädchens, und ihr ganzes Wesen, welches verständige Rede gebot, daß der Jüngling nicht von seiner Liebe zu reden vermochte. Als sie ihm stammelnd entschlüpfen wollte, und sogleich wie ein Antrag, daß sie in seinem väterlichen Hause dienen solle, von der Jungfrau genommen wurde, kam zu allen jenen Gründen noch die Unbehülflichkeit seiner Natur, daß er sie in ihrem Mißverständnisse ließ. Die Ursachen, welche sie sogleich anführt, warum sie als Magd folgen werde, könnten vielleicht ihren Entschluß rechtfertigen; aber ihr holdes Geständniß von der Neigung, welche auch sie für den Jüngling empfunden, giebt uns in der letzten Scene volle Aufklärung darüber. Die Verwirrung, welche jenes Mißverständniß verursacht, bewirkt die vollendete Darstellung der Charaktere, und die Auflösung, welche Dorothea über den Ring an ihrem Finger giebt, führt uns noch auf einen Zug in ihrem Schicksale, wodurch uns die frühe Vollendung einer so schönen und hohen Natur ganz begreiflich wird.

Wenn Zufall ein Ereigniß heißt, dessen Grund nicht in der

Ansicht der Begebenheiten, die uns der Dichter vorführet, nicht in dem Verhältnisse derselben zu den dargestellten Charakteren liegt: so spielt er nirgends in diesem Gedicht seine Rolle. Nirgends ist ein Glied in der Kette da, welches man hinwegnehmen könnte, ohne den Genuß der Vernunft zu stören, und diese findet ihre volle Befriedigung.

Offenbar mußte es eine große Aufgabe für das Genie seyn, eine Begebenheit zu erfinden, welche sich so rasch entwickelte, wie es nöthig ist, um die Wechselwirkung zwischen den Charakteren und den Ereignissen nach ihrer Stärke fühlbar zu machen, und welche zu gleicher Zeit geeignet war, das ruhige Fortschreiten ihrer Theile zu erlauben, wie es die epische Darstellung erheischt. Der Dichter verstand diese Aufgabe zu lösen, indem er einen Zeitpunkt schnell-vollendeter Begebenheiten, Charaktere wählte, die freilich stark genug sind, um den Ereignissen nicht sogleich zu weichen, aber nicht der Leidenschaft fröhnen, und indem er überaus glücklich den Moment traf, wo die Vollendung der Begebenheit, welche den Stoff des Gedichtes ausmacht, bei diesen Charakteren wie eine reife Frucht war, die nach leiser Berührung herabfällt.

Durch einen zwiefachen Umstand werden sowohl die Sinne, als die Vernunft trotz der engern Beschränktheit, die in der ganzen Handlung herrscht, zu einer wunderbaren Größe geleitet. Mit der Schwüle eines Erntemittages beginnet das Gedicht. Die ahndungsvolle Ruhe eines Abends, welcher noch einen Aufruhr der Schöpfung drohet, ist eingetreten, während der Zeit der Prüfung, ob Dorothea von Herrmann als die Verlobte könne heimgeführt werden, und indem plötzlich das nahe glückliche Ende derselben durch die Jungfrau scheint weggeschleudert zu werden, läßt auch der Donner des Gewitters sich hören. Diese genaue Verbindung zwischen den Erscheinungen der großen Natur und dem Gange der Begebenheit giebt dem Gedichte für die Sinne eine wunderbare Größe. Für die Vernunft hat es diese schon durch die erhabenen Naturen, welche es darstellet, erlangt sie aber vorzüglich dadurch, daß als Grundursache des hier waltenden Schicksales eine Weltrevolution erscheint. Was der Donner am Ende des Gedichtes für die Sinne,

ist für die Vernunft der Jüngling, der aus Liebe zur Freiheit mit erhabenem Sinne den Todesgefahren entgegen geht.

Schon aus dieser Bestimmung des Gesichtspunktes für das Urtheil der Kritik über dieses Gedicht ergiebt sich die hohe Vortreflichkeit desselben, und je schärfer man die einzelnen Theile, wie alle seine Eigenthümlichkeiten von jenem Standpunkte aus betrachtet, desto herrlicher zeigt sich allenthalben die Vollendung. Für den Forscher dessen aber, was der Gegenwart Noth thut, muß der erhabene und so menschliche Geist, der in dem ganzen Meisterwerke weht, sich noch in einem besondern Werthe zeigen.

So reich wir an Poesien sind, welche sich durch ächten dichterischen Gehalt, wie durch glückliche Sorgfalt für die Form auszeichnen, fehlt es uns doch sehr an Werken, in welchen die reine Natur der Gegenstände ergriffen wäre, ohne daß die Individualität des Künstlers nach den Schwingungen, welche in ihr hervorgebracht wurden, bald feiner bald gröber hervortönte. Dennoch ist es gewiß, daß einige Gattungen der Poesie in Schöpfungen, die ihrem Ideal entsprechen sollen, eben so wenig wie die Historie, irgend eine andere Eigenthümlichkeit vertragen, als welche dem Dargestellten angehört. Die poetische Täuschung ist gestört, wie die historische; sobald der Künstler in das Reich seiner Produkte tritt, und das Gefühl der Freiheit ist beleidigt, sobald ich die Hand erblicke, welche die Geister ergriffen hat, die ich schaue. Wie das Genie des Künstlers ein Geschenk des Himmels ist: so soll auch sein Werk wie eine Gabe des Himmels erscheinen. Ihm genüge im modernen Zeitalter sein Selbstgefühl, und er werde nicht irre, wenn die Menge Schöpfungen anstaunt, in welchen der Künstler selbst sich zur Schau stellt. Dieses Gedicht ist ein unschätzbares Geschenk, weil es, bei seiner objektiven Reinheit, wegen der Sphäre, die es begreift, doch gewaltig das Zeitalter an sich ziehen wird.

Wenn es wegen dieses Grundes besonders für die Gegenwart heilsam wirken wird: so kann es einer andern Eigenheit des modernen Geistes, deren edlen Einfluß man mehr für die vergangnen Zeiten, als für die gegenwärtigen nöthig erachten muß, ein trefliches Arzneimittel werden. Durch das Ritterwesen, von welchem sich überhaupt so manches im Charakter unsrer Bildung herschreibet,

ward schwärmerische Verehrung des weiblichen Geschlechtes nicht nur eingeführt, sondern mit zum Zwecke des Lebens gemacht. So entstand die Leidenschaft, welche wir jezt Liebe nennen. In so fern sie in der Natur begründet ist, wird sie jedem Zeitalter der nicht mehr rohen Menschheit angehören, aber wenn sie als die Pest für alle thätige Kraft erscheint, und die Bestimmung unsers Lebens wird: so ist dies ein sicheres Zeichen, daß die Kultur nicht gleichförmig, und den ganzen Menschen ergreifend, fortgegangen ist. Diese moderne Ungleichheit nämlich in der Ausbildung der einzelnen Individuen, wie der gesammten Masse derselben, die Mutter fast aller unsrer Uebel, ist auch die Erzeugerin der Leidenschaft Liebe, welche in dem wirklichen Leben aller neuern Nationen, die zu den gebildeten gehören, wie in ihrer Romanenwelt, eine fürchterliche Rolle spielet. Der Dichter, welcher durch seinen Werther ihr ein größeres Opfer, als irgend ein andrer Genius brachte, stellt in seinem Gedicht Herrmann und Dorothea eine Liebe auf, wie die Menschen auch auf der höchsten Stufe ihrer Kultur sie empfinden mögen.

Endlich greift dasselbe auch mächtig in die Bedürfnisse ein, welche durch die politischen Revolutionen unsrer Tage erregt wurden. Allenthalben findet man hier Lehren in Beziehung auf dieselben, die mit gewaltiger Wahrheit auf das Herz fallen, und im Gewirre des gegenwärtigen Lebens wie unsre Schutzgeister uns begleiten werden. Wie eindringend erscheint, durch die Handlung des Gedichtes vorzüglich herbeigeführt, besonders der Eifer wider die überhand nehmende Maxime, daß gerade wegen der Stürme, die bevorstehen, wohin man sich wenden möge, man weniger als je das ehliche Band schlingen müsse. Offenbar ist sie die Maxime des Egoismus, und der Staat, wo sie lange geherrscht hat, muß bei einbrechender Revolution darauf rechnen, daß er viel schwangrer an Unsittlichkeit und Verwirrungen seyn werde, als er ohne jene Meinung der Mode geworden wäre.

Mit welcher goldenen Rede Herrmanns zu seiner Dorothea schließt sich das Gedicht!

Kritik des Jahres 1797. Ein Taschenbuch für 1798. Altona, bey J. F. Hammerich. S. 277 ff.

Wie Wieland alle Zeitalter und alle Nationen für seine Gesänge benutzte, so hat er auf den Grundcharakter unserer Poesie, daß sie universell sein soll, mächtig gewirkt. Dies that auch Goethe, der reinste dichterische Genius der Deutschen. Unmittelbar nach Vollendung der Lehrjahre Meisters, schuf er ein episches Gedicht, durch welches, wie durch jenen Roman, eine neue Epoche unserer Poesie beginnen wird. Seine Werke sind die goldenen Früchte, welche dies Jahrhundert, sich zum ewigen Ruhm, gegen sein Ende noch zur Reife gebracht hat. —

Aus demselben Taschenbuch. S. 325 f.

Johann Gottlieb Fichte.

Die innere Stimmung des Künstlers ist der Geist seines Produkts; und die zufälligen Gestalten, in denen er sie ausdrückt, sind der Körper oder der Buchstabe desselben. Hier ist es, wo das Bedürfniß der mechanischen Kunst eintritt.

Wer die Dinge einer gewissen Stimmung gemäß bearbeiten will, der muß es überhaupt verstehen, sie zu bearbeiten, und sie mit Leichtigkeit zu bearbeiten, so daß kein Widerstand sichtbar sei, und daß die todte Masse unter seinen Händen von selbst Bildung und Organisation angenommen zu haben scheine. So bald die Materie widerstrebt, und es der Anstrengung bedarf, sie zu besiegen, ist die ästhetische Stimmung abgebrochen, und es bleibt uns Andern nichts übrig, als der Anblick des Arbeiters, der seinen Zweck zu erreichen strebt; ein nicht unwürdiger Anblick, den wir aber nur hier nicht haben wollten. Man hat diese Leichtigkeit der mechanischen Kunst sehr oft mit dem Geiste selbst verwechselt; und sie ist allerdings die ausschließende Bedingung seiner Aeußerung, und jeder, der an das Werk geht, muß sie schon erworben haben; aber sie ist nicht der Geist selbst. Durch sie allein wird nichts hervorgebracht, als ein leeres Geklimper; ein Spiel, das auch nichts weiter ist, denn Spiel; das nicht zu Ideen erhebt, und höchstens einen Muthwillen, und eine verschwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine bessere Anwendung wünscht. Zwar wird

der leichteste und muthwilligste Pinselstrich des wahren Genie einen Anstrich von Ideen haben; aber der bloße Mechaniker wird durch seine höchste Kunst nie etwas anders hervorbringen, als ein mechanisches Werk, über dessen Bau man höchstens sich wundern wird.

So ist in den letzten Meisterwerken des begünstigten Lieblings der Natur unter unsrer Nation, — im Tasso, in der Iphigenie, und in den leichtesten Pinselstrichen desselben Künstlers seitdem, — es ist in ihnen, sage ich, nicht die so einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulst so sanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leser so mächtig angezogen wird. Es ist nicht der Buchstabe, sondern der Geist. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel der Sprache ist es möglich, ein sehr schaales, sehr schmackloses, sehr unkräftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung ist es, welche in diesen Werken herrscht; diese edelste Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechischen Himmel hervorgetrieben und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es schmiegt sich an unsre Seele das lebendige Bild jener geendigten Kultur, die den Angriffen des Schicksals nicht mehr mit gewaltsamen Anstrengungen und Renkungen entgegen geht, und die eher alles, als die reine Ebenheit ihres Karakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths, verliert; jenes Beruhens in sich selbst und auf sich selbst, das es nicht mehr bedarf, durch Anstrengung seine Kraft aufzuregen und gegen den Widerstand anzustemmen, sondern das auf seiner eignen natürlichen Last sicher steht; jener Unbefangenheit des Geistes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltsamsten Andrängen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß sie Gegenstände unsrer Betrachtung sind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derselben ein ästhetisches Vergnügen, den Verzerrungen derselben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menschheit, die sich von der Sinnenwelt nicht losgerissen, sondern abgelöst fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derselben ohne Mißvergnügen entbehren, oder ihrer mit Freude auf ihre Weise genießen kann. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt versetzt, in der allein eine solche

Stimmung möglich ist, unter eine Gesellschaft, deren Mitglieder alle gerecht und wohlwollend sind, und deren Trennungen nicht durch bösen Willen verursacht, sondern selbst nur Stürme des widrigen Schicksals sind; — (denn Ungerechtigkeiten freier Wesen können uns nie gleichgültig sein, und werden immer ernste Mißbilligung, keinesweges aber das leichte Lächeln erregen, wie die Verstoße der vernunftlosen Natur). Wir entdecken mit befriedigter Selbstliebe unter dem Einflusse des Künstlers eine Fassung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben, und veredelt, und innige Liebe ist der Lohn des Dichters, der uns so sanft schmeichelt, um uns zu bessern.

Jeder hat den feinsten Sinn für diejenige Art der Ausbildung, der er zunächst bedürfte, und mag in der Stunde der Täuschung am liebsten das an sich finden, wovon eine leise Ahndung ihm sagt, daß es auf der nächsten Stufe der Kultur liege, die er zu ersteigen hat. Ein beträchtlicher Theil unsers Publikums ist noch nicht so weit, daß ihm nichts mehr, als die Grazie in seinen Bewegungen, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in seiner Kraftäußerung abgehe. Vielen fehlt es an der Kraft selbst. Für diese sind Darstellungen, wie die, von welchen wir redeten, unschmackhaft; sie verwechseln die durch die Fülle der Kraft gehaltne Kraft, die sie nicht kennen, mit der Kraftlosigkeit, die sie nur zu wohl kennen. Diese mögen im Bilde lieber die rohe aber kraftvolle Sitte unsrer Urahnen sich angetäuscht sehen — eine Art, die so vorzüglich ist, als jede andere, wenn sie mit Geist behandelt wird — oder vergnügen sich wohl auch an den wunderlichen Renkungen in unsern gewöhnlichen Ritterromanen, und an hochtönenden und vermessenen Reden.

Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verschiedene Epochen der menschlichen Kultur mit allen ihren Abstufungen auszumessen. Er nahm sein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erstern niederzusetzen. Aber sein Genius überflog, wie es sein mußte, den langsamen Gang desselben. Er bildete, wie jeder wahre Künstler soll, sein Publikum selbst, arbei-

tete für die Nachwelt, und wenn unser Geschlecht höher steigt, so ist es nicht ohne sein Zuthun.

Ueber Geist und Buchstab in der Philosophie. Von Fichte. S. Philosophisches Journal von Fichte und Niethammer. Jena und Leipzig, 1798. 8. Bd. IX. Heft 4. S. 296.

Ungenannt.

Fichte und Goethe über Napoleon.

Die Kunst, gegebene Charaktere in ihrer Wesenheit aus zu sprechen, ist eine der großartigsten und seltensten, die nur den ausgezeichnetsten Geistern verliehen wird. Sie ist, was die Darstellung betrifft, verwandt mit der Kunst, neue Charaktere lebendig zu schaffen, aber von ihr doch sehr verschieden. Diese gehört dem Dichter, jene mehr dem Historiker und Philosophen. Selten finden sich beiderlei Gaben in demselben Geiste vereinigt. Shakspeare, in der einen Kunst ein unübertreffbarer Meister, hat keinen Anlaß gehabt, auch in der andern sein Vermögen dar zu thun. Tacitus, als geschichtlicher Darsteller ein unerreichbares Vorbild, ist von seinem Felde niemals auf das dichterische hinüber getreten.

Wir Deutsche haben in dieser Kunst große Meisterstücke auf zu weisen. Erst neuerdings haben wir in wenigen, starken und glücklichen Zügen das Charakterbild Blüchers ausgedrückt erhalten, dem schwerlich ein anderes so leicht kann zur Seite gesetzt werden. Von früheren Schilderungen solcher Art müssen wir vor allen Fichte's tiefsinnige Erforschung über J. J. Rousseau und seinen Aufsatz über Machiavelli anführen, worin sich die ganze Gewalt seines construirenden Geistes glänzend offenbart. Allein die Hand des Dichters, welchem unsere Literatur die eigenthümlichsten und lebendigsten Schöpfungen dichterischer Art verdankt, hat auch in der Charakteristik gegebener Persönlichkeiten den höchsten Preis vor allen Mitbewerbern zu ergreifen gewußt. Wir

erinnern hier, anderer Beispiele zu geschweigen, die sich zahlreich in „Wahrheit und Dichtung" und in der „Farbenlehre" vorfinden, einzig an den Abschnitt der letztern, worin das Wesen Newton's ergründet und erklärt wird. Schwerlich möchte sich in unserer Literatur diesem Meisterstücke geistiger Durchschauung und gebildeter Darstellung außer den angeführten noch etwas vergleichen lassen.

Jetzt eben erscheint jedoch, in dem neuesten Hefte von „Kunst und Alterthum", ein neuer Ausspruch Goethe's, an Tiefe und Klarheit keiner früheren Schilderung nachstehend, aber alle an Interesse für uns Zeitgenossen durch den Gegenstand übertreffend. Goethe hat sich über Napoleon ausgesprochen, sein Urtheil über die Zusammensetzung dieses Charakters, der für die Welt ein so großes Räthsel geblieben, in kurzen Worten niedergelegt!

Hier gedenken wir alsobald auch unsres Fichte wieder, der gleichfalls, in seiner Weise, von Napoleon ein Charakterbild geliefert, welches zu den besten Redestücken gehört, die aus der Feder dieses scharfsinnigen Denkers geflossen sind. In ein größeres philosophisches Werk eingeflochten, ist dieses Stück einem bedeutenden Theile des deutschen Publikums bisher so gut wie unbekannt geblieben, und gewiß werden uns viele Leser dafür danken, wenn wir ihnen die Urtheile zweier unsrer ersten Geister, die der Stolz ihrer Nation geworden sind, über den merkwürdigsten Mann des Jahrhunderts, der auf unser Aller Schicksal eingewirkt, hier zusammengestellt vor Augen bringen.

Wir lassen zuerst Fichte reden. In seinem Buche: „Die Staatslehre" (Berlin, 1820) heißt es, wie folgt:

„Lassen Sie uns den Mann sehen, der an die Spitze jenes Volkes sich gestellt hat. Zuvörderst, er ist kein Franzose. Wäre er dies, so würden jene geselligen Grund-Ansichten, jene Achtung für die Meinung Anderer, und kurz für etwas außer ihm selber, einige wohlthätige Schwäche und Inconsequenz seinem Charakter beimischen, wie dergleichen sich zum Beispiel im vierzehnten Ludwig, meines Erachtens der schlimmsten Ausgeburt des französischen National-Charakters, vorfanden. Aber er ist aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war,

das gegen die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und in Folge dieses Kampfes in die Sklaverei eines nur schlaueren Herrschers gefallen, und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen seyn. Unter der französischen Nation, die auf diese Weise ihm zuerst bekannt wurde, erhielt er seine Bildung, sie legte sich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu schauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigster Klarheit dieselben begreifen lernen, als eine höchst regsame Masse, die da fähig wäre, durchaus jedwede Richtung an zu nehmen, keinesweges aber durch sich selbst sich eine bestimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er diese Nation fand, der er selbst seine Verstandes-Ausbildung dankte, und die er ungefähr für die erste halten mochte, so auch das ganze übrige Menschengeschlecht ansahe? Von einer höhern sittlichen Bestimmung des Menschen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher sollte er sie bekommen, da sie nicht, wie etwa bei den Franzosen, durch eine glückliche Angewöhnung in früher Jugend ihm zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelst der Philosophie oder des Christenthums seine spätere Bildung sie ihm auch nicht darbot? Zu dieser vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volke begründeter, und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher Wille. Mit diesen Bestandtheilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohlthäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn, und so wurde er denn ein Beispiel für

alle Zeiten, was jene beiden Bestandtheile rein für sich, und ohne irgend eine Anschauung des Geistigen geben können."

„Es bildete sich ihm hieraus folgendes Erkenntnißgebäude: daß die gesammte Menschheit eine blinde, entweder gänzlich stagnirende, oder unregelmäßig und verwirrt durch einander und mit einander streitend sich regende Masse von Kraft sey; daß weder jene Stagnation seyn solle, sondern Bewegung, noch jene unordentliche, sondern eine nach einem Ziele sich richtende Bewegung: daß selten, und durch Jahrtausende getrennt, Geister geboren würden, die bestimmt seyen, dieser Masse die Richtung zu geben, dergleichen Einer Karl der Große gewesen sey, und er der Nächste nach ihm, daß die Eingebungen dieser Geister das Einzige, und wahrhaft Göttliche, und Heilige, und die ersten Prinzipien der Weltbewegung seyen, und daß für sie schlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit oder des Genusses aufgeopfert, für sie alle Kräfte in Bewegung gesetzt, und jedwedes Leben in Beschlag genommen werden müsse, und daß es Auflehnung sey gegen das höchste Weltgesetz, solchen Anregungen sich entgegen zu setzen. In ihm sey erschienen dieses Weltgesetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Culturstaate, unter seiner Oberherrschaft ausführen wolle: das nächste Glied dieser Ordnung sey dermalen die Freiheit der Meere, wie er sagt, die Oberherrschaft der Meere in seinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für diesen allernächsten durch das Weltgesetz gesetzten Zweck müsse alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen; denn dafür allein sey es da. Diesen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menschenlebens sich hinaus streckt, soll nun nach ihm seine Dynastie fort- und ausführen, so lange, bis etwa nach einem Jahrtausend ein anderer inspirirter Held wie er auftreten, und mit neuer Offenbarnng in seine und Karl's Schöpfung eingreifen wird."

„Man hat geahnet, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrschern. So ist es auch. Oeffentliche Blätter zwar meinten, daß die Gesinnungen eines Generals in ihm verschwinden würden durch Einführung der Erbfolge für seine Dynastie. Nicht recht begriffen. — So verhält es sich: Jene sind gewohnt, sich als Vertheidiger des

Eigenthums und Lebens an zu sehen, als Mittel zu diesem Zwecke, der drum nie aufgeopfert werden darf: dieser setzt sich als Vertheidiger eines absoluten — selbst Zweck seyenden — Willens, eines Weltgesetzes, in der That aber nur eines individuellen Willens, einer Grille, ausgerüstet mit der formalen Kraft des sittlichen Willens. (Dies ist sein wahres unterscheidendes Wesen. Jene sind nicht im Stande, ihren gegen sie immer noch erhabenen Gegner auch nur zn begreifen.) Es ist allerdings wahr, daß Alles aufgeopfert werden soll — dem Sittlichen, der Freiheit; daß Alles aufgeopfert werden solle, hat er richtig gesehen, für seine Person beschlossen, und er wird sicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge; dafür bürgt die Kraft seines Willens. — Seine Denkart ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn ist, und den Genuß verschmäht; darum verführt sie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüther. — Nur soll es eben nicht geopfert werden seinem eigensinnigen Entwurfe; diesem aufgeopfert zu werden, ist er selbst sogar viel zu edel; der Freiheit des Menschengeschlechts sollte er sich aufopfern, und uns Alle mit sich, und dann müßte z. B. ich, und Jeder, der die Welt sieht, wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme."

„In dieser Klarheit, und in dieser Festigkeit beruhet seine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niedern Lüften, und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herab zu stürzen, und sie sich zu Nutze zu machen. In der Festigkeit: die Andern wollen auch wohl herrschen, aber sie wollen noch so vieles Andere nebenbei, und das Erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehren bleiben; sie wollen wohl gar geliebt seyn. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben , und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er daran, der Hitze, dem Froste, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt: auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von

Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht seyn, sondern ruhiger Herr der Welt will er seyn, und, falls er das nicht kann, gar nicht seyn. Dies zeigt er jetzt, und wird es ferner zeigen. Die haben durchaus kein Bild von ihm, und gestalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und seiner Dynastie, wie er sie will, sich etwas anderes schließen lasse, denn Waffenstillstände. Ehre und Treue? Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgesprochen, daß ein Herrscher damit es halte, wie die Zeiten es mit sich bringen: so lange es ihm selbst zuträglich ist, ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr Daher kommt auch in allen neuern Staatsschriften desselben das Wort Recht gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, sondern es ist allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhme der Armeen, den Trophäen, die er in allen Landen erfochten."

„So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen, und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit. Ob diese nun in uns lebt, und mit derselben Klarheit und Festigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat seine Grille, und durch Täuschung oder Schrecken Alle für sie in Thätigkeit zu setzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen."

Vernehmen wir nun Goethen. Er trägt seinen Ausspruch in folgenden drei zusammen gehörigen, aber einzeln gestellten Absätzen vor.

„In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandniß: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann."

„Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtseyn nicht erfassen; er läugnet alles Ideelle durchaus, und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirkli-

chen trachtet. Einen solchen innern perpetuirlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genöthigt, sich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt."

„Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt, ein Residuum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe. —"

Die Art, wie Goethe hierauf, in einem nachfolgenden Absatze, zu Hamann übergeht, ist höchst eigenthümlich, und zeigt, wie in diesem Kopfe ganz andere Verbindungen, nach tieferen Bezügen statt finden, als die gewöhnlichsten Klassifikationen darbieten. Napoleon und Hamann! Das ist gewiß noch nie da gewesen!

Fichte sprach zur Zeit des gegen Napoleon geführten noch unentschiedenen Krieges; Goethe nach dem Sturz und Tode Napoleons. Diesen Unterschied abgerechnet, und auf den tiefern Inhalt mehr als auf den oberflächlichen Anschein gesehen, wird man finden, daß beide Urtheile im Grunde übereinstimmender sind, als nach dem ersten Anblick scheinen möchte. In jedem Fall bieten diese denkwürdigen Aussprüche den Gegenstand reichhaltiger Meditationen, denen sich berufene Geister mit Sorgfalt und Ehrfurcht nicht ohne Belohnung widmen werden.

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist u. Herz. 1825. Nr. 92. 93. u. 94.

Ungenannt.

Jena, den 18. November 1799.

— Hardenberg (Novalis) habe ich gesehen, er war einige Tage hier, und die Anschauung seiner Persönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einst Ihrer Aufmerksamkeit entging; seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachtheil verändert; ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren.

Und nun zuletzt: ein heller Punkt in meinem Lebenslauf! Goethe'n habe ich gesehen! und nicht bloß gesehen; er ist mit mir und den beiden S— wohl eine gute halbe Stunde spazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich nnd ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott, so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig vermerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst groß war, so nahm sie doch sehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen in ihm. Ewig Schade ist es, daß er so korpulent wird, das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er so neben mir her ging, und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen Werken, die mir von ihm in der Eil' einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem Meister und dem Hermann am meisten ähnlich sieht, am allerwenigsten konnte ich aber den Faust in ihm finden, alles andere aber ganz deutlich, die vermischten Gedichte, Tasso, Egmont, Werther, Götz, Elegieen, überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen ward mir klar! — Er geht zu niemand, als zu Schiller, dessen Frau sehr krank ist; die Schlegel macht mir aber doch Hoffnung, daß er einmal ein Soupé annehmen wird. Wenn es geschieht, so sollen Sie davon hören, denn Sie, meine Liebe, verdienen

eigentlich mit dabei zu sein! — Hier haben Sie nun meine Freuden, die ich Ihnen gern noch weit ausführlicher mittheilte, aber ꝛc.

---

von Leonhardi (vormaliger kurhessischer Gesandter).

Im Jahre 1799 befand ich mich in Holstein. Es war eben ein Kauffahrer aus Ostindien nahe bei Glückstadt angekommen, und ich ging, dieses Schiff von vorzüglicher Größe zu besehen. In des Kapitain's Kajüte fand ich mehrere chinesische Gemälde, Werthers Leiden vorstellend. Es verdiente dieß wohl öffentlich mitgetheilt zu werden, da Herr von Goethe wohl der einzige Deutsche ist, dem eine solche Ehre widerfuhr.

Aus der Vorrede zum 3. Bande des Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinrich Jördens. Leipzig, Weidmann. 1808.

Sophie von La Roche.

— Wenige Tage nachher kam Goethe freundlich zu uns — mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eignen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange von Wielands Vorzimmer zu treffen, als Goethe, mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen karakteristischen Bilde des alten Grafen von Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien, und sich gewiß, als edler Deutscher, über diese zwei große Deutsche, und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte:

„Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schoße der Natur gesucht."

Nach Tische bedauerte Goethe, daß die Gegenden um Weimar so wenig Erdbeeren und Kirschen tragen. — Gerne hätt' ich ihm gantwortet: „Wer alle Früchte des Geistes vereint, verliert das Recht über Mangel des andern Obstes zu klagen." —

Bald nach diesem schönen Tage speisten wir bei ihm, und genossen wirklich ein Fest der Seele, wie einst ein Britte sich ausdrückte. — Mich däuchte das Ganze in einer römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit den in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphaels Stanzen findet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches mit der edelsten Simplicität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zu Bewahrung eines Heiligthums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der, ein wichtiges Geheimniß anzeigende, Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900 Jahren in frischer Farbe erhaltenen Gemählbes, das unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist, in welchem der Geschichtschreiber alte Sitte, und der Künstler Vollkommenheit antrifft — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieses Anblicks, sprach aber hier, wie bei der reichen Sammlung köstlicher Zeichnungen und Bilder des Herrn Professor Meyer, eben so wenig, als ehemals in der prächtigen Düsseldorfer Gallerie. Was sollte auch Urtheil und Reden einer guten alten Frau bei diesen Gegenständen bedeuten? —

Der Eintritt in das Eßzimmer schien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein scherzender Traum, in Briefen an deinen Neffen Gerning, steht nun als Wahrheit vor dir — du dachtest in Weimar ein Göttermahl nur von der Thürschwelle eines Tem-

pels zu sehen, und bekommst nun selbst einen Antheil von Ambrosia“ — denn die mit Blumen und Früchten aller Art so niedlich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahle, und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden Agnes von Lilien, die Dichterin der Gesänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apolls, konnten diese Vermuthung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino dienten zum Beweis, daß ich bei einer Art von Götterfest zugelassen war. —

— Madame Bertuch lehrte eine Menge junger Personen alle mögliche Blumen verfertigen, und antwortete mir auf die Frage: „Bei welchem Anlaß kam Ihnen der schöne Gedanke“? so munter als bescheiden: „Ganz ungefähr, und eigentlich durch den Schlaf.“ Es war natürlich, daß ich mit einer Art Erstaunen sie anblickte, sie mir aber eine liebliche Geschichte von dem Einfluß dieses griechischen Halbgottes erzählte.

Goethe wollte im Carneval, den an dem Ende aller Tänze so angenehmen Schlaf vorstellen, und wünschte, wie er immer gemahlt wird, mit Mohnblumen bekränzt und umgürtet zu erscheinen. Man fand nur sehr wenige zu Kauf. Die gefällige und erfindungsreiche Madame Bertuch sagte sogleich: „Ich will versuchen, welche nachzuahmen! Und es gelang in der, allem Schönen und Guten so günstigen, Luft dieses Hauses, daß alle nöthigen Mohnblumengewinde unter ihren Händen emporsproßten. Wie konnte sie das so unerwartet entdeckte Talent vernachlässigen, und ungetheilt genießen! Sie bildete Zöglinge, welche nun von der holden Beschäftigung leben, und hat alles Recht zu sagen: „Dieses Kunstgefühl entwickelte sich beim Schlaf.“

Ich wünschte Klauers Sammlung von Brustbildern und Bildsäulen zu sehen. Mein theurer Freund führte uns hin, und ich fand mich in der merkwürdigen Versammlung großer Männer der alten und neuen Zeit, welche ehemals, wegen ihrer vorzüglichen Verdienste, von der dankbaren Verehrung Halbgötter, bei uns nun ungewöhnliche Genies genannt werden. Goethe, welcher mit so viel Recht dazu gezählt wird, hatte den Kunstgeist des Herrn Klauer mit zwei allerliebsten Gedanken zu halberhabner Arbeit beseelt, da er ihm zwei Denkmäler für die frühverstorbenen Prinzessinen von Weimar angab, von welchen die erste, die nur einige Stunden lebte, als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, schnell zurück eilendes Wesen erscheint, dessen liebreicher Führer im Vorbeischweben den Schleier, welcher den aufblühenden Engel deckt, ein wenig emporhält, um sie den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen; die zweite älter gewordene aber, wo sie vor der Erdkugel stehend, das weimarische Land betrachtet, von der ersten, welche aus den Wolken hervortritt, bei der Hand gefaßt, von dieser Aufmerksamkeit abgezogen wird, sie aber ihrer himmlischen Schwester, mit dem Finger auf Weimar deutend, die andere Hand darreicht. Ich war sehr gerührt und dachte, keine schönere Dichtung kam je aus unseres Goethe reicher Phantasie, und diese zwei Stücke können sich neben das liebliche Bild stellen, welches Homer von dem Tod eines kaum gebornen Kindes giebt, welches Aurora in ihre Arme faßt, und mit ihm davon eilt. —

Schattenrisse abgeschiedener Stunden. S. 3. 58 ff. 389 u. 433 f.

Ludwig Tieck.

— — — — —

Doch bist du allzusehr verdrossen,
Und steckst voll dummer ird'scher Possen,
So steck die Nas' in ein gutes Buch,
So wirst du wieder gesund und klug,
Da schau von unserm deutschen Mann
Das Gedicht vom Faust mal wieder an,

Da liegt für dich noch manch Verständniß,
Wovon viel Hundert nicht haben Kenntniß:
Und willst mal recht in die Tiefe schauen,
In allen Sinnen dich erbauen,
Den Wein des Lebens schlürfen ein,
So recht im Frühling heimisch sein,
Wo aus allen Blüthen Nachtigallen
Und tausendfach Gesänge schallen,
So hab' ich dir ja ein Buch erschlossen,
Wo schon manch Himmelsstunde hast genossen,
So gab ich dir, noch außer Goethe,
Auroram, jene Morgenröthe,
Von jenem tief verkannten Helden,
Der in sich trug so viele Welten,
Deß heil'ger unentweihter Mund
Der Gottheit Tiefe hat verkundt,
Den großen Deutschen Jakob Böhme,
Daß er von dir die Schwermuth nähme,
Jedwedes Wort in ihm dir lacht,
Und all umzogen mit Glanz und Pracht,
Er hat durchaus sich gesponnen ein
In eitel Glori und Heiligenschein. —

Der neue Herkules am Scheidewege. Poetisches Journal von L. Tieck. Jena, 1800. 8. St. I. S. 150.

Kleines Theater in der Arena.

Werther und Charlotte wird gespielt. —
Wie neugierig strömt das Volk
Das Lieblingsstück zu sehn,
Wie ungeduldig sucht jeder Platz
Den Liebling als Werther zu vernehmen.

Die kleine Bude
Steht ohne Vorhang,
Das volle Sonnenlicht scheint hinein.
Unten der gemeine Mann,
In zweien Logen die Vornehmen und Kranken.
Wie sonderbar
Strecken sich die großen runden weiten Stufen

Der Steinzirkel aus.
Ein Sechstheil nur des großen Amphitheaters
Ist eingehegt,
Um auch von dort zu schaun.
Hierher ziehn die Frauen und Mägdlein,
Mit Schmuck angethan,
In farbig seidenen Kleidern,
Sie nehmen lachend die hohen Sitze ein,
Und spannen über sich bunte Sonnenschirme.
Wie ein Tulpenbeet glänzt die Versammlung,
Wie leuchtende Edelsteine
Bewegen sich die Farben im wechselnden Schimmer,

Alles ist aufmerksam,
Und wie das Leiden der Dichtung steigt,
Erröthen die staunenden Hörer gerührt.
Carlota piange! ruft Werther
Im süßesten Schmerze melodischen Lauts,
Und alle Hände, Fächer, Tücher, Beine, Stöcke
Erregen das lauteste Getümmel freudigen Beifalls,
Und tausend Thränen fließen.

Glückseliger Dichter,
Der du nur die schwache Feder
In den Wohllaut der süßesten Sprache
Nachlässig tauchen darfst!
Wozu noch Bilder, Gedanken, Gefühle,
Wenn dein Mutterton
Schon für dich dichtet und die Herzen bewegt?
Doch Heil dir, Werther,
Denn nie vernahm ich wieder
Die zarten Worte also schmerzlich und süß erklingend.
Charlotte, das edelste Bild,
Anmuth jede Geberde,
Kräftig und groß,
Die Stimme zart und voll; —

O weh!
Was mischt sich in die Leiden der Liebenden?
Ein ferner Donner ertönt vernehmlich,
Die leuchtenden Farben bewegen sich unruhig,
Auch das Parterre murrt schon.
Und wieder ein Schlag,
Und der Regen strömt schwer in großen Tropfen,
Da drängen sich Weiber und Mädchen herbei,

Sie springen die Stufen herab,
Ein Flammenmeer bunter Farben,
Sie suchen alle Schutz, wo keiner zu finden,
Unten kehrt man Bank und Sessel um,
Sich gegen den Regen zu bergen,
Alles murrt und zankt, niemand weiß weßwegen,
Und der geliebte Werther
Muß im Monologe
Der Leidenschaft gebieten und inne halten, —
Das Stück bleibt stehn,
So lange das Gewitter des Himmels spielt.
Darüber wird es spät und finster,
Mancher schleicht fort,
Und der durchnäßten Versammlung
Wird in der Finsterniß
Bei wenigen Lichtern,
Gegen die die Fledermäuse fliegen,
Das Schauspiel geendigt,
Und Werther gerettet,
Doch war er nicht froh mehr,
So schien es, seines Lebens.

Reisegedicht eines Kranken. 1805. Gedichte von L. Tieck.
Dresden, 1823. Thl. III., S. 120—123.

Villa Borghese.

Niemals veraltet dein Reiz,
So oft ich hier wandle.
Dank dem edlen Geiste,
Der das süße Labyrinth erschuf
Und uns vergönnte,
Hier, wo aus grünen Bäumen
Bilder uns grüßen,
Wo Blumenpracht den Frühling ausgießt,
Und Duft und Farben spendend
Alle Sinne mit Zauber umstrickt,
Glücklich zu sein.
Dort das sprudelnde Wasser,
Und in dem einsamen Raum
Unter Eppich und Ulmen versteckt,

Die niederperlenden Tropfen Kristalls,
Die in Marmorbecken
Melodisch fallen und klingen:
Dazu der Turteltaube Liebesklage
Aus dichterem Gebüsch,
Den wilden Waldruf
Fremden Geflügels.
Wie oft schon trank ich hier das süßeste
Innigste Leben entzückt. —

Hier auch bist du gewandelt,
Edelster Genius,
Unsers Vaterlands Zier und Lust,
Goethe, deutscher herrlicher Sänger.
Hier, so verkündet die Sage,
Ward dein Lied vom Tasso gedichtet,
Und jedes lispelnde Blatt,
Der Lorbeer rauscht deinen Namen,
Die Springquellen reden von dir,
Und ein Geisterschauer
Fliegt über mir hinweg
Und säuselt noch heilig in den fernen Pinien.

So les' ich täglich die alte Welt,
Stein und Boden und Fluß,
Himmelsbläue und Baum
Reden von ihr.
Des Mittelalters Wunder,
Die Kraft der Religion,
Die Helden der Vorzeit,
Treten sichtlich vor mich hin,
Mit Glanz umflossen
Schwebt mir Rafaels Schatten
Grüßend vorüber,
Er inmitten der Schaar
Der begeisterten Dichter und Bildner,
Erwiedr' ich mit Thränen den Gruß.
Und nun noch muß mir die süßeste, lieblichste
Schönste Erinnrung begegnen.
Deine hohe Gestalt,
Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muster,
In dessen Lied mir der trunknen
Begeistrung Quelle rauscht,

Du, der den Muth der Brust mir weckst,
Und, Unerreichbarer, im Kampf der Liebe
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beschämung wandelst.

Ebend. S. 209—212.

Bücher.

Oft schon hat man belacht,
Daß der Engelsmann reisend
Allen seinen lästigen Troß mit sich führt,
Und zum Aetna hinauf
Den Theekessel schleppt,
Um am Krater
Wie an Londons Kamin
Den chinesischen Trank zu schlürfen.
Lächle doch keiner,
Denn schlimmer als diese
Treiben's die Deutschen.
Wandeln doch oft mit mir
Hochgebildete, feine,
Fast gelehrte Edelleute,
Die nur weniges der italischen Sprache
Lesend entwenden,
Doch alle Meisterwerke
Tragisch und komisch
Unsers Kotzebue, Lafontaine,
In großen Kisten mit sich führen,
Und schwer und theuer
Die heimathlichen Gefühle zahlen.

Jüngst fragte mich einer
Neugierig forschend,
Ob ich vielleicht ganz unbedingt
(Was ihm unbillig schien)
Goeth's Fragment vom Faust
Der Dichtung Schinks
Den Vorzug gäbe.
Er schüttelte ungläubig

Das denkende Haupt,
Als ich ihm betheuert,
Das mir die zweite unbekannt,
Und ich auch ohne Trieb mich fühle
Sie zu genießen.
Ja wohl heiß' ich ihm unpatriotisch,
Einseitig in die Erfindungen
Der Wälschen vergafft.
Mit gutmüthigem Eifer
Wird mir von Enthusiasten
Oft aufgedrängt,
Dem ich schon jenseit der Alpen
Gern entfloh.

Ebend. S. 177.

Schon in verschiedenen Perioden unserer Litteratur hat man, aus richtigem Gefühl, ein Verlangen nach ächt vaterländischen Geschichten und Darstellungen gehabt. Wie müssen alle Nationen den Engländern ihren Shakspeare beneiden, der nur darum so als unerreichtes Vorbild dasteht, weil er so ganz Engländer war, wie keiner seiner Zeitgenossen: deßhalb gelang es ihm, in seinen vaterländischen Schauspielen sich und seinem Volke ein unvergängliches Denkmal zu bauen. Ein großes Talent unserer Nation begeisterte sich und seine Zeitgenossen für Deutschland, aber es war ein erträumtes, erfundenes Land und Volk, dem nichts in der Zeit entsprach, bis Goethe mit seiner unvergleichlichen Dichtung hervortrat, und uns zeigen konnte, wo und wie wir waren, wie wir empfanden, was diese Vorzeit gewesen sei. In allen seinen übrigen Werken hat er sich als Dichter verkündigt, der nur als ein Deutscher ein solcher sein kann; wir wissen nur durch ihn, was unsere Litteratur ist und wohin sie streben soll. Er erregte früher und später andere Talente, die etwas Aehnliches leisten wollten, und es wäre unbillig, Dichtungen wie den Otto von Wittelsbach, Kaspar den Thorringer und Agnes Bernauer ganz zu vergessen, in denen sich ein edles Feuer ausspricht, und starke Liebe des Vaterlandes. Hier kämpft aber offenbar ein zu kleines, provin-

zielles Interesse mit dem wahren großen, und überwindet es, so wie die Dichter in ihren Schöpfungen nicht mehr originell sind; sie wollen Goethe und eben so oft Shakspeare nachahmen, wodurch diese und manche andere Produkte jener Zeit ihre Klarheit verlieren.

Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821. 8. Vorrede S. LXVI.

Ich könnte denn wohl noch bemerken, daß dieser geistliche Schwindel sich auffallend genug mit einem politischen verbindet, und daß diese kranke Stimmung, die sich über ganz Deutschland verbreitet, es einem überaus verwirrten Buche möglich gemacht hat, den Beifallsruf einer Menge zu erwerben, die nun erst beurkundet, wie wenig sie je unsern großen Dichter faßte, als sie ihm zujauchzte. Es kann als ein Frevel gegen diesen großen Mann erscheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm so schulmeisternd mit Glaubensfragen nahe rückt, daß man Immoralität und Mangel an Idee seinen Werken vorwirft, weil er sich nie zu den armen Bedürfnissen dieses Wortführers herabgelassen hat. Daß alles dies möglich gewesen ist, hat mir gezeigt, wie wenig wahre Bildung bei uns noch Wurzel gefaßt hat, und wie leicht es daher Schwindlern wird, mit halbwahren Begriffen die schreiende Menge zu verwirren.

Die Verlobung. Novelle von L. Tieck. 1823.

Maria Mnioch.

Iphigenia und Tasso.

Iphigenia. Die edle, große und erhabne Einfalt dieses Stücks hat mich innig gerührt und erhoben. Ich fühle einen wunderbaren elegischen Stolz über die stille Hoheit des Weibes

im Dulden, Hoffen und Glauben. Wohl darf ich es mir gestehn, daß ich Sinn habe für diese männliche Weiblichkeit, die einzige, die einer weiblichen Seele ziemt, die Standhaftigkeit der Geduld, nicht als Kunst oder Philosophie, sondern als Unschuld und Religion! — Diese Standhaftigkeit hat den heiligen Blick des Gebets, sie erscheint als eine Priesterin vor dem Altar, erwartend eine rettende Gottheit, und sich offen darstellend mit dem schuldlosen Auge und dem schuldlosen Herzen. Die große Thräne des innern Leides verklärt ihren Aufblick zum Himmel:

„Ihr habt Wolken,
Gnäd'ge Erretter,
Einzuhüllen
Eure Verfolgten!" —

Aber ich weiß es wohl, daß in ähnlichem Unglück meine gefalteten Hände zittern, und daß mein Auge auch unter dem Gebet ängstlich umherblicken würde nach den Lauben und Bäumen meines Glücks, und nach den geliebten Menschen, die versinken wollen, und die ich nicht retten kann. — Die Seele eines Weibes und einer Mutter darf und kann nicht mehr so sein, wie die Seele einer Jungfrau. —

Tasso. Warum hab' ich die Iphigenia leichter verstanden, als den Tasso? — Dies ist das drittemal, daß ich ihn durchgelesen habe, und unzufrieden (mit mir selbst) aus der Hand lege. Sage das Keinem! Den Tasso wollen alle gebildete Frauen sehr gut und leicht verstehn, und sie nennen ihn gern ihr Lieblingsgedicht. Eigentlich versteh' auch ich wohl, was darin gesagt wird, welchen Sinn es hat, auch ungefähr, wie es in den Gemüthern der dargestellten Frauen und Männer zugeht. Aber ich fühle, daß dieses feine Kunstwerk nicht also auf mein Herz wirkt, als es geschehen würde, wenn nicht irgend ein Fehler, ein Mangel in mir, seiner Wirkung entgegenstände. — Es fehlt mir an genugsamer Kenntniß des Konventionellen, besonders seines sublimen Geistes. — Auch ist der Tasso wohl herzlich zu bedauern, aber die Frauen sind schuld, und es soll doch scheinen, als wären sie's nicht! — Sie

opfern ihn! und bekränzen ihr Opfer mit Blumen. — Anders ist Lotte in Werthers Leiden; sie wird mitgeopfert.

Zerstreute Blätter, beschrieben von Maria Mnioch, ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen eines edlen weiblichen und häuslichen Sinnes. Görlitz, 1800. 8. S. 110 ff. Und ferner: S. 124. 147. 236. 258.

Mignon, das wunderbare Kind in Wilhelm Meisters Lehrjahren.

(Die Verfasserin hatte den vierten Theil dieses Romans noch nicht gelesen.)

Aus der dunkeln Felsenhöhle schimmert
Uns ein Flämmchen. Sind es Zauberstrahlen?
Ist's ein Irrlicht? Nein, die Flamme scheint
Darum nur so zauberhaft und schaurig,
Weil sie tief im Dunst der Höhle brennt.
Es ist rein und heilig Opferfeuer
Auf dem Altar einer weltgescheuchten,
Jungen Eremiten = Seele! —

Stiller, tiefer, dunkler Geist voll Flammen,
Heil'ge, wilde Eremiten = Seele,
Wer versteht dich, ach, und führt dich liebend
Aus der Düsternheit in's helle Leben,
Daß du selbst dich kennest und verstehest;
Daß den Himmel, dem die Flamme brennt,
Du in seiner Freundlichkeit erblickest,
Und dir Sonn' nnd Sterne liebend sagen:
Deine Opfer sind mit Huld empfangen,
Und du bist den guten Göttern lieb!
Oft umschwebten sie dein heilig Feuer
Dir unsichtbar; sie verstanden dich
Früher als du selbst, — und jetzt erscheinen
In Gestalten sie, die du geahndet,
Dich zu segnen mit dem schönsten Gute,
Mit der Gegenliebe des Geliebten! —

Oder sollst auch du geopfert werden,
Stille, dunkle, heil'ge, wilde Jungfrau,
Sollst die unbekannten hohen Götter
Dann erst schaun in ihrer Freundlichkeit,
Wenn du selbst aus deiner eignen Flamme
Auf zu ihnen steigst? — — —

Ach, so gingen hinweg schon viele der schönen Gebilde
Deines Künstlers! dort liegt Werther in einsamer Gruft,
Margarethe verzweifelt, Mariens verschmachtende Seele
Hebet ein kühlender West, darauf zerbricht sie der Sturm!
Doch Du wärest vor Allen die heilige Märterin! Niemand
Klaget dein Schicksal an, wenn die Natur Dich zerstört!

Ebend. S. 133.

Ungenannt.

Das Bildniß von Goethe, gemahlt von F. Büry.

— Alles befremdet in diesem Gemählde: das Gesicht des Mannes, der hohe Ernst, die Stellung, der Stuhl, die Kleidung, die Wahl der Farben, der Hintergrund, die Haltung.

Es ist so ungewöhnlich in unsern Tagen, ein Portrait auf diese Weise behandelt zu sehen, daß es gewiß nur wenige giebt, für welche der Anblick nicht etwas Zurückstoßendes hätte.

Wie — dieses Goethe? und dies Bildniß ihm ähnlich? — so fragen gewiß die Meisten, welche den Mann nur durch seine Schriften kennen, und in dieser Gestalt ihren Liebling aufsuchen. Aber auch die, welche ihn persönlich kennen, welche auch im Bilde jeden Zug seines Gesichts wiederfinden, müssen sich betroffen fühlen. Sie haben seine Gestalt und sein Wesen nie mit dem Auge des genialischen Künstlers aufgefaßt, sie haben ihn sich nie im Bilde gedacht.

Der Mahler hat von dem Urbilde nichts, als den Karakter herausgehoben. Das Imposante der Stellung, das etwas veränderte Kostum, die Farbenwahl, die Auszierung des Stuhles mit den tragischen Masken, die Rolle Papier in der Linken, sind

Schöpfungen des Künstlers, um den Hauptkarakter zu akkompagniren, und das Ganze zu einem Gemählde im höhern Styl umzubilden.

Nur Goethe der Dichter erscheint hier: — nicht der Jüngling, welcher im Werther so hinreißend schwärmt, sondern der besonnene, ernste Künstler, welcher in der Iphigenie mit dem Euripides ringt, und in seinem Tasso die zarteste und zugleich reifste Blüthe seines Geistes niedergelegt hat.

Aus diesem Standpunkte, mein Freund, möchte ich dieses Bild angesehen und beurtheilt wissen. Mit diesem Geiste trete vor das Gemählde, — blicke mit festem Auge in die hohen, ernsten Formen dieses Gesichtes: und wenn das Ungewöhnliche dich, wie in der Gegenwart eines höhern Wesens, ergreift, so sage dir kühn: Das ist Goethe!

Selten hat mich ein Portrait wie dieses erfreut; und selten mir ein Gemählde unserer Tage die schöne Zeit der italiänischen Kunst so lebhaft, wie dieses, zurückgerufen. Ich theile also den Enthusiasmus, den das Bild in Weimar erregte, mit ihnen gern. Der ernste und zugleich brillante Farbenton, welchen das weichliche Künstlerauge unserer Tage so selten waget, erhebt den Hauptkarakter ungemein; und trefflich sticht der Scharlachmantel gegen das blaue Unterkleid und die dunkeln Fonds ab. — Die Figur tritt relief aus dem Grunde hervor. — Kräftig ist der Fleischton des Gesichtes, obwohl man ihn um eine Tinte weniger bräunlich wünschen möchte: und warum vermisse ich einen Grad mehr Leben im Auge, dem ausgezeichnetsten Theile des Urbildes?

Ueberaus meisterhaft sind die Hände sowohl im Lichten als im Schatten gemahlt; nur die Gelenke der Finger, besonders an der Rechten, dürften etwas weniger markirt seyn. Auch scheint der rechte Arm nicht glücklich verkürzt, und für die Figur nicht verhältnißmäßig stark zu sein. Der Mantel, der im Ganzen so glücklich geworfen, und so schön und harmonisch im Ton ist, hat einige wiederholte und tiefe Falten um den Unterleib, und der rechte Schenkel gegen das Knie hin zeichnet sich darunter etwas spitz.

Auch scheinet etwas in der Perspektiv der Stuhllehne versehen zu seyn, und es hat etwas Unangenehmes für's Auge, die Schultern der Figur durch die Seiten der Lehne zu sehr eingeengt zu sehen.

Doch warum ängstlich Fehlern nachspüren, wo die Wesenheit und das Ganze des Werkes so trefflich und harmonisch zu dem Gemüthe spricht? —

— Nur ein Portraitmahler mit diesem Geiste steht auf dem Gipfel seiner Kunst, und nur durch einen solchen Gang in seinen Studien kann er es dahin bringen, Bildnisse zu machen, wie dasjenige des Dichters Tibaldeo durch Raphael, von welchem Bembo so schön sagt: „Tibaldeo sei sich selbst nicht so ähnlich, als ihm sein Bildniß ähnlich sei." — H.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Herausgegeben von Rambach und Feßler. Berlin, 1800. 8. Bd. II. S. 235 ff.

Ferdinand Delbrück.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst, ꝛc.

Was Goethe sagt, schildert das treue sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Gegenstande der Liebe, welches die ganze Seele ganz erfüllt, und indem es den manigfaltigsten, verschiedensten und stärksten Eindrücken einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt giebt, unter allem Wechsel der Empfindung beharrlich dasselbe bleibt, und so eine nie versiegende Quelle von Trost und Ruhe wird.

Goethe schildert, was er aus seiner Empfindung sich bildete. Des Dichters Worte sind schön. Wodurch sind sie es?

Die Zeilen

Denn, seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort, wie in Wolken, erblicke —

Diese Zeilen stellen uns das Gewirre des menschlichen Lebens, welches aus unendlich vielen in die Seele strömenden Eindrücken zusammengesetzt ist, vor das Auge, und in der Mitte derselben das ruhige, nur mit dem Andenken an seine Liebe beschäftigte Gemüth des Dichters. Und durch die Vergleichung der alltäglichen Erscheinungen mit den trüben Dünsten des eben so schnell verschwindenden als entstehenden Nordlichts, und durch die Vergleichung zwischen Lida's Gestalt und den unvergänglichen in nimmer verlöschendem Glanze ewig leuchtenden Sternen, schildert er uns die Flüchtigkeit und Nichtigkeit jener, und die unsterbliche Würde dieser, so daß wir uns von dem Gewirre des menschlichen Lebens, und von der ruhigen Stille eines durch den Adel seiner Ideen über demselben empor gehaltenen Gemüths Ein großes reiches Gemählde zusammensetzen.

Der Dichter entzückt uns nicht durch das, was er sagt, sondern durch das, was wir hinzudenken, nicht durch die Uebereinstimmung seiner Bilder mit der Erfahrung, sondern dadurch, daß er uns über die Erfahrung hinaus in das Reich der Ideen führt; und diese so vielen und so mannigfaltigen Ideen erhalten alle Klarheit, Zusammenhang und Einheit dadurch, daß sie sich vereinigen, uns des Dichters Liebe, den Adel derselben, und ihre unsterbliche Dauer zu schildern.

Der Wanderer.

Gott segne Dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!

Wir sehn hier einen Fremdling, der voll von Enthusiasmus für die Schönheit der Natur und Kunst nach dem Lande gewandert ist, welches beide mehr als ein andres in sich vereinigt. Am Abend eines schwülen Tages ruht er an dem Fuße eines Berges aus, um sich durch einen kühlen Trunk zu erquicken. Unerwartet findet er hier Ueberreste ehemaliger schönerer Zeiten. Die Empfindungen, welche dieser Anblick in ihm erweckt, ergießet er in Worte, die bald seine Ehrfurcht für die Würde der Kunst, bald seinen Schmerz über die Vergänglichkeit ihrer Werke ausdrücken.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reich hin streuende Natur!

Ich erkenne Dich, bildender Geist,
Hast Dein Siegel in den Stein geprägt.

Glühend webst Du
Ueber Deinem Grabe,
Genius!

Und:

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet!

Schätzest Du so, Natur,
Deiner Meisterstücke Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst Du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?

Während so des Wanderers Gemüth von den erhebenden Betrachtungen über die Würde der Kunst übergeht zu den niederschlagenden Betrachtungen über ihre Schicksale und die Vergänglichkeit ihrer Werke, spricht die Natur ihm wieder Trost und Ruhe zu. Eben die Stätte, die ihn so ernst und feierlich überzeugt, daß die herrlichsten Werke der Kunst sterblich sind, wie die Hand, die sie bildete, überzeugt ihn auch, daß die Natur ewig lebt, und in ihren schönen Formen stets sich verjünget:

Wie herrlich Alles
Blüht umher und grünt!

Und gleich beim Eingange dieses Paradieses begegnet seinem Auge der schöne Anblick einer Mutter mit ihrem Säuglinge:

O, des süßen Kindes! und o, der glücklichen Mutter!
Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergötzt!

Diese begleitet ihn den Felsenpfad hinauf, ohne die sinnvollen Worte zu verstehn, worin der Gast seine Empfindung ausdrückt, ohne zu ahnden, welch' eine geweihte Stätte es ist, die ihr Fuß betritt, welche Gottheiten es waren, deren Wohnung sie jetzt einnimmt, und was für Anmuth sie über das Leben derer verbreiteten, welche sie mit reinem Herzen verehrten. — Durch die Einfalt, womit sie den Wandrer anredet und den Strom seiner Empfindungen so oft unterbricht, und womit sie in wenigen Zeilen die Geschichte ihres ganzen Lebens erzählt, zeigt sie, welch ein beschränktes, und durch die herzliche Liebe, womit sie Mann, Kind und Vater umfaßt; und durch die himmlische Zufriedenheit, welche aus jedem ihrer Worte spricht, zeigt sie, welch ein glückliches Dasein sie hat. Die wehmüthige Bewunderung, worin den Fremding der Anblick der zertrümmerten Werke der Kunst, und die sanfte Rührung, worin ihn diese Lieblichkeit der Natur versetzet, vereinigen sich bei ihm in Ein großes Gefühl, und dieses ergießet er sowohl in dem Segen, den er über den Säugling ausspricht, als auch in dem Gebete am Schlusse, worin er dem Rest seines Lebens den einfachsten Genuß der Natur, als das wünschenswürdigste Gut, und als den höchsten Lohn für sein Streben nach Kunst, erfleht.

Das sind die Gesichtspunkte, aus welchen ich diese Poesie betrachte. Wenn ich den Inhalt, die Form und den Ausdruck derselben erwäge; wenn ich bedenke, daß der Dichter den Raum weniger Tritte zu einem Theater gemacht hat, auf welchem wir in der Geschichte weniger Minuten alles, was die Kunst Herrliches und die Natur Liebliches, was das Schicksal der Menschen Ernstes, und die Bestimmung derselben Erfreuliches hat, auf welchem wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zu einem großen Ganzen vereinigt, erblicken: wenn ich dann die Mittel bedenke, deren der Dichter sich bedient hat, um die Phantasie zur Hervorbringung aller jener Ideen schöpferisch zu machen, und die genaue Angemessenheit des Ausdrucks; wenn ich dieß alles bei mir überlege: so möcht' ich geneigt werden, zu glauben, daß diese Poesie eine der schönsten wäre. Dennoch begreif' ich sehr wohl, und nicht nur daß, sondern ich weiß es aus Erfahrung, daß sie bei'm ersten Lesen oder Anhören ohne Wirkung bleibt. Den großen Sinn

derselben kann selbst ein empfängliches Gemüth nur nach wiederholter Betrachtung, nur in seinen reinsten Stunden auffassen. Wer ihn aber einmal aufgefaßt hat, der wird nie müde werden, sie zu betrachten. Denn ist es nicht offenbar? je mehr sich der Kreis unserer Begriffe und Kenntnisse erweitert, je tiefer wir in das Wesen der Kunst eindringen, je näher wir das wahrhaft Wünschenswürdige kennen lernen, je vertrauter wir mit unserer Natur und Bestimmung werden: desto zahlreicher, lebhafter und anschaulicher müssen die Ideen werden, zu deren Hervorbringung diese Poesie uns veranlaßt; und so kann man mit Wahrheit von ihr, wie von jedem echten Kunstwerke, sagen, daß sie desto mehr an Schönheit gewinnet, je mehr unser eigner Geist an Anmuth gewinnet, und daß das Vergnügen, das sie uns gewähret, mit den Fortschritten unserer Cultur im genauesten Verhältnisse steht. Und eben dadurch macht sich ein solcher Dichter um den Genuß unsres innerlichen geistigen Lebens so hoch verdient. Indem er die Einbildungskraft von den Fesseln befreit, welche die täglichen Sorgen, Geschäfte und Leidenschaften ihr anlegen, indem er so unser stockendes Innere in eine freie harmonische Thätigkeit setzet: verschafft er uns ein helles Anschauen unserer Selbst. Wenn ich mir den Eindruck denke, den auf einen Mann von unsres großen Friedrichs Geiste und Schicksalen ein vollendetes Werk der Poesie von ernstem Inhalte machen müßte: so stell' ich mir vor, daß es sein ganzes Daseyn in Einen Moment concentriren würde, in einen Moment, der ihm in der Jugend die Vorempfindung seines verhängnißvollen Lebens gäbe, und in dem Alter die Erinnerung daran. Und diese Concentrirung der Gefühle, welche macht, daß alles, was wir gedacht und empfunden, was wir gethan und gelitten, daß unser ganzes Geschick, vergangenes und künftiges, an unserm innern Gesichte gleichsam vorüber geht: diese Concentrirung der Gefühle scheinet mir die letzte und höchste Wirkung der Kunst zu seyn; worauf auch der Dichter deutet, wenn er von seiner Muse sagt:

Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.

Ganymed.

Wir sehen hier den philosophischen Dichter.

Es liegt tief in der menschlichen Natur, daß auf die Betrachtung des Schönen die Liebe folgt, d. i. das Verlangen nach Vereinigung mit demselben. Die Natur, als ein todtes empfindungsloses Wesen, ist einer solchen Vereinigung nicht fähig. Daher treibt die Fülle des Herzens die Phantasie an, die einzelnen Theile des schönen Ganzen zu beleben, und den leeren Raum mit menschenähnlichen Wesen zu bevölkern, oder an die Spitze der Dinge Ein höchstes Wesen zu setzen, gegen welche es sich ergießen könne. Dieser Trieb nach Vereinigung mit der schönen Natur ist wohl eine der vornehmsten Ursachen von der Religiosität gefühlvoller Menschen und mag auch Goethe diese Phantasie eingegeben haben.

Die Empfindung wird durch die Herrlichkeit der Natur erregt und löst sich in Religion auf in Vereinigung mit dem allliebenden Vater. Sehr deutlich ist sich der Dichter des Mittelzustandes, der von Einer Empfindnng zur andern den Uebergang bereitete, bewußt. Der Dichter drücket mit der größten Klarheit das, was der nicht Denkende sich nicht hätte erklären können, was er bald einen Drang des Herzens nach einer andern Art von Genuß, bald eine süße Schwermuth nennen würde, aus in den Zeilen:

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Nun scheinet es mir, daß diese Poesie Jeden ganz gleichgültig lassen muß, und Niemandes Phantasie schöpferisch machen kann, der nicht etwas Aehnliches von dem, was Goethe schildert, empfunden hat. Bringt er aber zur Lesung jener Poesie diese Stimmung mit, oder nur Erinnerungen aus seinem Leben, die ihn derselben fähig machen: so wird die Innerlichkeit der Poesie ihm zu Aufschlüssen über sein Herz verhelfen. Diese Innerlichkeit finde ich in den angeführten Zeilen:

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Nur Dichter vom ersten Range befriedigen Leser vom ersten Range; nur Leser vom ersten Range können durch Dichter vom ersten Range befriedigt werden.

Ferd. Delbrück, lyrische Gedichte. 1. Band. Berlin, bei Sander. 1800.

Hätte Klopstock für sein Werk nicht den Hexameter, sondern die Stanze erwählt, dann könnte man auf dasselbe mit noch größerm Recht, als schon itzo, die Worte anwenden, welche das frömmste und christlichste unter allen Gedichten in unserer Sprache einleiten:

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei.
Durch Berg und Thäler ist der Weg geleitet:
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei.
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet:
So denket nicht, daß es ein Irrthum sei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde;
Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde:
Der eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde.
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Ein Gastmahl. Reden und Gespräche. Von Delbrück. Berlin, 1809. 12. S. 99.

Ueber Goethe's Gedicht, welches überschrieben ist: das Göttliche.

Die Veränderungen, welche das Spiel der Elemente und die Fügungen des Schicksals hervorbringen, erfolgen nach unabänderlichen Gesetzen. Diesen ist auch der Mensch unterworfen, aber nur in Beziehung auf sein körperliches Dasein. In der ihm in=

wohnenden Willenskraft besitzt er ein Vermögen, selbstthätig zu wirken, und was von der Welt seiner Herrschaft übergeben ist, nach eigener Einsicht zu gestalten. Hiebei soll er das Wohl Anderer unablässig in das Auge fassen, und helfend, tröstend, heilend, rettend des Guten schaffen, so viel er vermag. Vielleicht giebt es höhere Wesen, die im Großen thun, was unter uns im Kleinen der Beste thut oder thun möchte. Es geziemt uns, solche Wesen, welche wir ahnden, zu verehren, und bei den Bildern, die wir uns von ihnen machen, den edlen Menschen zum Muster zu nehmen. Dies ist der Inhalt des Gedichts. Was darin am stärksten hervortritt, ist dieses, daß Bewußtsein der uns inwohnenden Freiheit des Willens Anfang der religiösen Weihe sei. Wohin aber das Gefühl der Unabhängigkeit von der Natur führe, wenn ihm nicht die Anerkennung der Unabhängigkeit von einem geistigen Urwesen zur Seite geht, lehr die Ode: Prometheus.

Ueber Goethe's Gedicht, welches überschrieben ist: Prometheus.

Inhalt: Was mit Wahl und Einsicht über uns waltet, ist ein selbstsüchtiges, schadenfrohes Wesen, welches Freude am Zerstören und Verderben findet. Glücklicherweise ist seine Macht beschränkt: denn gleich uns ist es nicht ewig, sondern entstanden, und dienet, wie wir, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal. Weder von dieser hochthronenden und blindwirkenden Urkraft, noch von jenem Untergotte kann der Mensch Hülfe erwarten, sondern nur von sich und seinem Herzen. Vermittelst der ihm inwohnenden unbezwinglichen Willenskraft, dem Verhängnisse zum Trotze auszuführen, was ihm beliebt, darin besteht seine Würde. Unbekümmert über das droben Waltende, in unaufhörlicher Bekämpfung feindseliger Elemente, die uns umringen, wie die Umstände es gestatten wollen, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, das ist die Summe menschlicher Weisheit.

Betrachtet man dieses Gedicht aus religiösem Gesichtspunkte: so erscheint es durchaus ungöttisch. Das Ungöttische aber liegt nicht in den Schmähungen, die es gegen den Zeus ausstößt, sondern darin, daß es unter dem Namen allmächtige Zeit und ewiges Schicksal an die Spitze der Dinge eine blindwirkende Urkraft setzt.

Diejenigen unter den alten Dichtern und Weltweisen, welche dasselbe thun, erkennen doch größtentheils unter dem Namen Nemesis und Dike Gewalten an, welche bei ihnen zwar nicht als selbstständige Wesen auftreten, sondern nur als nothwendige Aeußerungen der allgemeinen Verknüpfung der Dinge, dennoch in die Weltregierung und in die Schickungen des Menschenlebens etwas Sittliches bringen. Dadurch, daß unser Gedicht das Sittliche ganz ausschließt, wird es heidnischer als heidnisch, und bekömmt in seiner letzten Wirkung auf das Gemüth des Hörers etwas Grausenhaftes. Sofern es aber die Unbezwinglichkeit des menschlichen Willens mit großer Stärke hervorhebt, muß es Menschen von tüchtiger Gesinnung, entschiedenem Streben und scharfem Verstande sich empfehlen. Solch ein Mann war Lessing.

Der Philosoph Seneca betete eine mit Bewußtsein und Persönlichkeit begabte Gottheit an, hielt es aber seiner für unwürdig, sich unter dieselbe zu beugen, und ihr eine sittliche Ueberlegenheit einzuräumen. In einer Rücksicht, sagt er, übertrifft der Weise Gott: denn dieser verdankt die Weisheit nicht sich, sondern seiner Natur. Bei menschlicher Schwäche göttliche Genugsamkeit bewahren ist etwas Großes.

Aus diesen und ähnlichen Bekenntnissen stoischer Philosophen erhellet klar, wie tief selbst in vorzüglichen Menschen der Stolz eingewurzelt ist. Darum wird die in unserem Gedichte angedeutete Lehre von Gott, der Welt und dem Menschen, immerdar ihre Anhänger und Verehrer behalten.

Lasset uns nunmehr den Prometheus neben seinem Bruder Epimetheus betrachten, an dessen Seite er in der Pandora auftritt.

Ueber Goethe's Gedicht, welches überschrieben ist: Pandora.

Wenn man von zwei ungleichartigen Elementen spricht, welche das Eigenthümliche der menschlichen Natnr ausmachen, so hat man hiebei Folgendes in Gedanken.

Auf der einen Seite ist der Mensch mit Kräften und Trieben begabt, welche ihn geneigt und fähig machen, über Gegenstände der äußeren Erfahrung Beobachtungen anzustellen, diese zu durchdenken, zu ordnen, zu verknüpfen, wie auch sich Fertigkeiten zu

erwerben, um die Natur bis zu einem gewissen Grade zu bezwingen, und durch verständige Bearbeitung und Benutzung ihrer Gaben sich das Leben bequem einzurichten. Auf der anderen Seite ist der Mensch mit Trieben und Kräften begabt, sein Streben auf etwas Höheres jenseit des Gebiets der Sinnenwelt Liegendes hinzurichten, welches ihn mit Erinnerungen und Ahndungen erfüllt, die über die Gränzen der Geburt und des Todes hinausreichen, und ihm eine Sehnsucht einflößen, welche im Raum und in der Zeit nirgendwo und nirgendwann Befriedigung findet.

Den Inbegriff der ersterwähnten Kräfte und Triebe will ich in Ermangelung eines geeigneten Ausdrucks das irdische Element der Menschheit nennen, den Inbegriff der andern das himmlische.

Man würde unrecht thun, die irdisch Gesinnten sämmtlich für genußsüchtig zu halten. Die Wackeren unter ihnen hassen träge Ruhe, und lieben nichts mehr als Arbeit und Mühe. Aber eben wegen ihrer Vielgeschäftigkeit wird das Göttliche, wenn es ihnen erscheint, als störend von ihnen abgewiesen. Die himmlisch Gesinnten ergeben sich gern der Einsamkeit, Ruhe und stiller Betrachtung. Einmalige Offenbarung des Göttlichen ist hinreichend, die feurigste Liebe zu sich in ihnen zu wecken. Diese Liebe ist auf innige Vereinigung mit dem Göttlichen gerichtet. Eine solche kann hienieden nur auf Angenblicke Statt finden, nicht auf die Dauer. Daher ist die herrschende Stimmung ihrer Seele trauernde Sehnsucht, welche nur dann und wann freudige Hoffnung unterbricht.

Bei aller Verschiedenheit, welches die himmlisch und irdisch Gesinnten trennt, fühlen sie doch, daß sie einander bedürfen, und suchen sich auf. Ihr erstes Begegnen ist feindlich. Auf den Kampf, in den sie gerathen, und durch den sie sich verständigen, folgt Versöhnung und ein Friede, der sie zu gemeinsamem Glücke vereint: denn der Mensch ist weder allein für die Erde geschaffen, noch allein für den Himmel, und verfehlt, wenn er über dem Einen das Andere vergißt, seine Bestimmung.

Goethe's Pandora ist ein allegorisches Drama oder eine dramatische Allegorie, welche die jetzo mitgetheilte Gedankenreihe sinnbildlich darstellen soll. In dem rüstigen, thätigen, biedern, verständigen, von seinen arbeitsamen Schmieden früh und spät um-

gebenen Prometheus erkennen die irdisch Gesinnten ihr Muster. Pandora, die ihm erschienen war, hatte ihm durch das Uebermaß der Schönheit, die sie schmückte, nicht Liebe gegen sich eingeflößt, sondern Mißtrauen. Sie wendete sich darauf zu dem Epimetheus, der sie auf den ersten Blick für das Kleinod erkannte, nach dessen Besitze er lange geseufzet. Das Glück der Liebe, welche ihn mit ihr vereinte, war zu groß, um dauernd sein zu können. Sie schied, und reichte ihm beim Scheiden zwei Töchter dar, die sie ihm geboren hatte, die hoffende Elpore und die sorgende Epimeleia, damit er wähle, welche ihm die liebste sei. Er wählte die Epimeleia, und mit Elporen erhob sich Pandora zum Olymp. Von dem an ist die Sorge des Epimetheus stete Gesellin; die Hoffnung besuchet ihn nur auf Augenblicke in Träumen. Neben der Epimeleia wächst des Prometheus Sohn Phileros auf: beide fühlen sich zu einander hingezogen. Als nun einst der Jüngling bei nächtlicher Weile das Mädchen zu suchen geht, wähnt er, sie treulos zu finden, entbrennt darüber in eifersüchtigen Zorn, und mißhandelt sie. Jammernd rettet sie sich in die väterlichen Arme. Des Epimetheus Klagen, Epimeleia's Thränen, des hinzutretenden Prometheus Vorwürfe treiben den Jüngling zur Verzweiflung, und er stürzet sich in die Wellen. Hier sollte er, in dem verzehrenden Gram über seinen Verlust Epimeleia den Untergang finden. Da erscheint die erhellende Morgenröthe. Durch eigene Kraft hebt sich Phileros aus den Fluthen empor, eilet der Geliebten zu, und schließt sie in die Arme.

Aus den Fluthen schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia.
Sie begegnen sich, und eins im andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das andre.
So vereint in Liebe doppelt herrlich
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senken Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich ungeahndet vormals.

Nehmt an, daß mehrere dramatische Dichter des ersten Ranges, wie Aeschylos, Sophokles, Shakspeare und Goethe, einen und denselben Stoff bearbeiteten: so würde gewiß ein jeder dieser

Meister den Gegenstand in verschiedenen Beziehungen auffassen, die aber sämmtlich diesem gleich wesentlich wären; ihre Werke würden gleich schön sein, aber jedes derselben würde etwas Besonderes an sich haben, welches seinen Ursprung kenntlich machte. Eine solche, das Wesenhafte, worauf es bei jeder Darstellung ankömmt, nicht kränkende Eigenthümlichkeit ist es, was man in der Kunst Styl nennt; und in so fern läßt sich sagen, jeder große Meister habe seinen eigenen Styl. Nun aber giebt es Künstler, die bei Behandlung ihres Stoffes gern ihr Ich einmischen, indem ihnen mehr darum zu thun ist, sich zur Schau zu stellen, als die Idee des Gegenstandes sichtbar zu machen. Zu dem Ende halten sie sich an Zufälligkeiten, und bringen in ihre Werke Eigenheiten, deren Inbegriff man in der Kunst Manier nennt. Wer diesen Unterschied zwischen Styl und Manier wohl gefaßt hat, wird auch verstehen, was gemeint wird, wenn man sagt: ein ächter Künstler sei der, bei welchem in den Stunden der Begeisterung das Bewußtsein seines Selbst so stark hervortritt, daß des Ichs Bewußtsein völlig verschwindet, wogegen bei dem unächten Künstler jenes von diesem verdunkelt wird. Das Manierhafte in der Kunst hat Aehnlichkeit mit dem, was man im Leben Ziererei nennt, und auch dieselbe Quelle, nämlich die Eigenliebigkeit. Die ächte Darstellungsweise hat Aehnlichkeit mit dem, was man im Leben Einfalt der Sitten nennt, und auch dieselbe Quelle, nämlich Schlichtheit der Gesinnung. Diese hat niemand gründlicher erkannt und vortrefflicher beschrieben, als Fenelon. — Seine Schilderung paßt Zug für Zug auf den ächten Künstler, und hievon findet sich die Bestätigung in den schönen Worten, welche Goethe der Muse in den Mund legt, wenn er sie zu einem Künstler sagen läßt:

Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinsten Stunden
Aus deinem innern Selbst empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit stillem treuem Fleiß vollbracht.

Wie schwer es auch heut zu Tage sei, den Begriff der christlichen Liebe rein aufzufassen und festzuhalten, beweiset das Beispiel eines unserer größten Dichter.

Unter Goethe's Gedichten befindet sich eines, mit der Ueberschrift: die Geheimnisse.

Wenn man die Hauptzüge, welche dieses Bruchstück bilden, zusammenfaßt: die Reise des Bruders Marcus, die dieser auf erhabenen Antrieb thut; seine unvermuthete und unbeabsichtigte Ankunft in einem Kloster; den Eindruck, welchen an der Schwelle desselben das rosenumwundene Kreuz auf ihn macht; die heimliche Gewalt, womit seine Worte die Herzen der Zuhörer bewegen; die Erzählung des Greises von des frommen Bundes Stifter, welcher den Namen Humanus führt; die Bilder, welche die Kirche schmükken; die überirdische Musik, nach deren Klange drei weißgekleidete Jünglinge sich in gemessenen Schritten bewegen und bei Tagesanbruch die Fackeln auslöschen, welche sie in den Händen tragen; — wenn man, sage ich, alle diese Züge zusammenfaßt, so leidet es kaum einen Zweifel, daß es das Geheimniß der christlichen Liebe ist, welches dieses wunderbare Lied uns enthüllen soll. Die herrlichen Erscheinungen aber, welche das Werk uns vor Augen stellt, und die noch herrlicheren, welche es im Hintergrunde zeigt, könnte die Liebe wohl schwerlich hervorbringen, wenn sie nicht dem Herzen, in welchem sie wohnt, die Demuth mittheilte, sich selbst Gott zum Opfer darzubieten. Wie aber stimmen hiermit die folgenden Worte, welche der Dichter dem Greise in den Mund legt:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besiegt, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

Diese Worte, an der Stelle, wo sie sich befinden, in dem Munde, der sie spricht, und in Beziehung auf den, welchen zu preisen sie bestimmt sind, stehen mit der Idee des Ganzen, welche

zur Anschauung gebracht werden soll, so sehr im Widerspruche, daß sie demselben alle Haltung rauben, und zwischen den einzelnen Theilen den Zusammenhang völlig aufheben.

Eure Aeltesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, sagt die Schrift, um anzuzeigen, daß in der Jugend der Sinn für das Göttliche weit offener und lebendiger ist, als in dem Alter, woraus folgt, daß diejenigen, welche in der Abgeschiedenheit von der Welt sich der Betrachtung des Unsichtbaren weihen wollen, nicht warten dürfen, bis sie der Welt und die Welt ihrer müde geworden, daß sie damit eilen müssen, um nicht der Offenbarungen beraubt zu werden, deren nur die Jugend theilhaftig werden kann. Wie aber stimmen hiermit folgende Worte desselben Greises:

Du siehest alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies;
Wir nehmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
Nachdem wir Lebens Lust und Last erfahren,
Der Wind nicht mehr in unsre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Solche Mißtöne thun um so weher, je reiner an anderen Stellen die Musik christlicher Empfindung erklingt, wie etwa in folgender Stanze:

Leicht, wie ein segelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt, und eilt von Port zu Port,
Trug er die Last der älterlichen Lehre,
Gehorsam war ihr erst- und letztes Wort;
Und wie den Knaben Lust, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater sann umsonst auf neue Proben,
Und wenn er fodern wollte, mußt' er loben.

Wenn nun ein so großer Dichter, der vor andern den Ruhm behauptet, vielgestaltig zu sein, und sich in die verschiedensten Seelenstimmungen und Lebenslagen versetzen zu können, nicht vermocht hat, das Innere einer mit christlicher Liebe erfüllten Seele zu durchschauen, und das Bild, welches sich ihm davon in glücklichen Augenblicken darbot, festzuhalten: was haben wir

Andern hierin von uns zu erwarten? Unter Tausenden, welche das oft entweihte Wort aussprechen, weiß vielleicht kaum Einer, was es bedeutet.

— Es gewinnt demnach, Eurer Lehre zufolge, das Ansehn, niemand habe von der göttlichen Vorsehung und den menschlichen Schickungen würdiger zu sprechen, als der Dichter, in dem vielleicht auch Euch bekannten, ich weiß nicht, soll ich sagen hoch- oder niedrigkomischen Prolog, wo Gott der Vater von Erzengeln umringt, deren unablässiger Hallelujajubel ihm anfängt beschwerlich zu fallen, sich einmal nach andrer Gesellschaft sehnt.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt,

spricht er. Den Schalk meint er, der von sich rühmt:

Ich bin ein Theil von jener allgemeinen Kraft,
Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.

Diesen also läßt er vor sich kommen, und beauftragt ihn, einen armen Erdgebornen, der ihm besonders werth ist, in Versuchung zu führen, woraus denn eine Reihe, theils lächerlicher, theils ärgerlicher oder gar abscheulicher Auftritte entsteht, die sich auf dem Theater ganz unvergleichlich ausnehmen.

Zu beklagen ist nur das arme, fromme Mägdlein, welches in diesen Strudel hineingezogen, zwiefache Blutschuld auf sich ladet, ohne zu wissen, wie. Schade, daß sie den Zusammenhang des Spiels nicht überschaut, in welchem sie eine so mitleidwürdige Rolle übernehmen sollte. Wüßte sie, daß alles dabei auf eine Posse hinausläuft, sie würde bei Anhörung des dies irae, statt in Ohnmacht zu sinken, vielleicht laut auflachen. Und so würde auch ein Prolog des Weltspiels, von Eurer Hand geschrieben, ehrwürdiger Vater, den Zuschauern da, wo sie nicht loben könnten, weit öfter Anlaß geben, zu lachen, als zu klagen oder zu zürnen. — (Aus einem Gespräche.)

---

16 *

„Menschen lernten wir kennen, und Nationen. So laßt uns,
Unser eignes Herz kennend, uns dessen erfreun!"

— Ja! lasset uns, dieser Ermahnung des weisen Dichters gehorchend, fleißig unser Inneres und die Mischung der uns verliehenen Kräfte durchforschen, wie sich zu dem Verstande die Phantasie verhält, welchen Grad der Stärke oder Schwäche das Vermögen der Theilnahme an Andrer Wohl und Wehe, und das Organ für das Uebersinnliche besitzt, wie weit wir der Kraft des Willens vertrauen können, welches die verdeckten Gänge unserer Leidenschaften sind, und ihre offenbaren Ausbrüche; lasset uns bei Würdigung unser selbst nicht bei dem stehen bleiben, was wir wirklich gedacht und gethan, sondern auch bedenken, was wir unter gegebenen Umständen thun würden. Dann wird uns einleuchten, was Sokrates meinte, da er, allen andern Forschungen entsagend, nur an sich denken mochte, ob er etwa ein Ungeheuer sei, verschlungener gebildet und ungethümer als Typhon.

Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen von Ferd. Delbrück. Bonn, bey Adolph Marcus, 1822. S. 8 f. 26 f. 63 f. 141 ff.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Lasset uns den Göttern danken, daß sie uns von dem Newtonischen Spektrum (ja wohl spectrum!) eines zusammengesetzten Lichtes durch denselben Genius befreit haben, dem wir so vieles verdanken. In der That kann nur auf der Basis einer solchen Ansicht, welche die absolute Identität des Lichtes behauptet und die vorgeblichen Erfahrungsbeweise jener wichtigen Hypothese dadurch widerlegt, daß sie an die Stelle der künstlich verwickelten und verunstalteten Experimente der Newtonschen Schule die reinsten, einfachsten Aussprüche der Natur selbst setzt, dieses ganze Identitätssystem sich erheben. Zu verwundern ist es aber nicht, sondern vielmehr ganz natürlich und höchst begreiflich, daß die Physiker, welche den Newtonischen Sätzen knechtische Anhänglichkeit geschworen haben sich gegen Versuche setzen, welche ganz unläugbar

darthun, daß sie gerade in dem Theil der Physik, worin sie bisher die größte, ja fast geometrische Evidenz zu besitzen wähnten, sich in Ansehung der Hauptsache in dem grundlosesten Irrthum befunden haben. Solche Erfahrungen könnten über kurz oder lange den Glauben an diese blinden Priester der verschleierten Göttin auch unter dem Volke wankend machen und die allgemeine Vermuthung hervorbringen, daß es mit allen andern Theilen der eigentlichen Physik (nämlich des dynamischen Theils derselben) um nichts besser gestanden habe, und daß die wahre Physik erst jetzt anfangen müsse zu werden und sich aus der Verwirrung und Nacht herauszuarbeiten. Eine künftige Geschichte der Physik wird nicht unbemerkt lassen, welche retardirende Kraft in Ansehung der ganzen Wissenschaft die Newtonische Vorstellung vom Licht ausgeübt hat, und wie dagegen die entgegengesetzte, einmal zum Grunde gelegt und angenommen, die Natur gleichsam öffnet, und den Ideen Raum macht, die bis jetzt aus der Physik so gut wie verbannt waren. —

Zeitschrift für spekulative Philosophie. Jena und Leipzig, 1801. Bd. II. Hft. 2. S. 60.

Friedrich von Schlegel.

Charakteristik des Wilhelm Meister.

Ohne Anmaßung, und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte. Was hier vorgeht, und was hier gesprochen wird, ist nicht außerordentlich, und die Gestalten, welche zuerst hervortreten, sind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, das sich aus den Verstrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um sich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das schöne Feuer seiner ersten Liebe einer Schauspielerin weiht. Indessen steht alles gegenwärtig vor unsern Augen da, lockt und spricht uns an. Die Umrisse

sind allgemein und leicht, aber sie sind genau, scharf und sicher. Der kleinste Zug ist bedeutsam, jeder Strich ist ein leiser Wink und alles ist durch helle und lebhafte Gegensätze gehoben. Hier ist nichts, was die Leidenschaft heftig entzünden, oder die Theilnahme sogleich gewaltsam mit sich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von selbst, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter gestimmt war. So bleibt auch wohl eine Landschaft von einfachem und unscheinbarem Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung, oder eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder sich fragen kann, wieer mit ihnen bekannt geworden sey. Es geht ihm damit wie der Schauspielergesellschaft auf ihrer lustigen Wasserfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte sie schon gesehen haben, weil sie aussehn wie Menschen, und nicht wie Hinz oder Kunz. Dies Ansehn verdanken sie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bei einem oder dem andern nähert sich diese auf verschiedne Weise und in verschiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darstellung ist es, wodurch auch das Beschränkteste zugleich ein ganz eignes, selbstständiges Wesen für sich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu sein scheint. Das ist eben das Große, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzufinden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müßte es so seyn, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leser Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenspiele, welche den neugierigen Knaben mehr beseeligten, als alles andre Naschwerk, als er noch jedes Schauspiel und Bilder aller Art, wie sie ihm vorkamen, mit demselben reinen Durste in sich sog, mit welchem der Neugeborne die süße Nahrung aus der Brust der liebkosenden

Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeschichten von jener Zeit, wo er immer alles zu sehen begehrte, was ihm neu war, und was er gesehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen versuchte oder strebte, wichtig, ja heilig; seine Liebe mahlt sie mit den reizendsten Farben aus, und seine Hoffnung leiht ihnen die schmeichelhafteste Bedeutung. Eben diese schönen Eigenschaften bilden das Gewebe seines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menschen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen schöneren Zeitalters der vaterländischen Bühne zu werden, für die seine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporschlägt. Wenn die Theilnahme an diesen Gefühlen und Wünschen nicht frei von Besorgnissen sein kann, so ist es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reise, auf welche ihn die Väter zum ersten Versuch senden, einem Abentheuer von der Art, die sich ernsthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederschein seines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß seiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt ist indeß die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Mariane so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heiße Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, aufs äußerste, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Mißlaut schließt das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuß

des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk sichtbaren Dichtergeistes zu verstehen wünscht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausstrebe, sondern auch das Auge nach einem großen Gesichtspunkt die Entfernung sinnlich berechnen, und die weite Aussicht einigermaßen umgränzen könne, steht der Fremde da, der mit so vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich wie eine Erscheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, so verschieden sein mag, wie von der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft, und das Leben eine Kunst sein wird.

Der reife Verstand dieses gebildeten Mannes ist wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geschieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief ist der Uebergang nicht milde, und der Contrast zwischen seiner Poesie und Marianens prosaischer, ja niedriger Umgebung ist stark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahlerischen Gegensätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiednen Massen bilden mehr oder weniger jede für sich ein mahlerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehn, daß er erst spät, oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vor-

empfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günstig beisteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt: so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu wiederholen, sie in wenige Punkte zusammen zu drängen, und gleichsam auf die äußerste Spitze zu treiben. Zuerst wird die langsame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poesie seiner Kinderträume mit schonender Allgemeinheit der Darstellung betrachtet. Dann wird der Geist, der mit Wilhelmen in diese Tiefe gesunken, und mit ihm gleichsam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, sich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenschaftlichste Erinnerung an Marianen, und durch des Jünglings begeistertes Lob der Poesie, welches die Wirklichkeit seines ursprünglichen Traums von Poesie durch seine Schönheit gewährt, und uns in die ahndungsvollste Vergangenheit der alten Heroen und der noch unschuldigen Dichterwelt versetzt.

Nun folgt sein Eintritt in die Welt, der weder abgemessen noch brausend ist, sondern gelinde und leise, wie das freie Lustwandeln eines, der zwischen Schwermuth und Erwartung getheilt, von schmerzlichsüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvollern Wünschen schwankt. Eine neue Scene öffnet sich und eine neue Welt breitet sich lockend vor uns aus. Alles ist hier seltsam, bedeutend, wundervoll und von geheimem Zauber umweht. Die Ereignisse und die Personen bewegen sich rascher und jedes Capitel ist wie ein neuer Act. Auch solche Ereignisse, die nicht eigentlich ungewöhnlich sind, machen eine überraschende Erscheinung. Aber diese sind nur das Element der Personen, in denen sich der Geist dieser Masse des ganzen Systems am klarsten offenbart. Auch in ihnen äußert sich jene frische Gegenwart, jenes magische Schweben zwischen Vorwärts und Rückwärts. Philine ist das verführerische Symbol der leichtesten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die lustige Gesellschaft vollzählig sey, repräsentierte

sentirt der blonde Friedrich die gesunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenlosen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch süßere Schauer und gleichsam ein schönes Grausen erregt das heilige Kind, mit dessen Erscheinung die innerste Springfeder des sonderbaren Werks plötzlich frei zu werden scheint. Dann und wann tritt Marianens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erscheint der seltsame Fremde und verschwindet schnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Gestalt. Die schwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin contrastirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorlesung des Ritterstücks einen tiefen Blick hinter die Coulissen des theatralischen Zaubers, wie in eine komische Welt im Hintergrunde. Das Lustige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende sind im Finale wunderbar verwebt, und die streitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Diese Harmonie von Dissonanzen ist noch schöner als die Musik, mit der das erste Buch endigte; sie ist entzückender und doch zerreißender, sie überwältigt mehr und sie läßt doch besonnener.

Es ist schön und nothwendig, sich dem Eindruck eines Gedichts ganz hinzugeben, den Künstler mit uns machen zu lassen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu bestätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder streiten dürfte, zu entscheiden und zu ergänzen. Dieß ist das erste und das wesentlichste. Aber nicht minder nothwendig ist es, von allem Einzelnen abstrahiren zu können, das Allgemeine schwebend zu fassen, eine Masse zu überschauen, und das Ganze festzuhalten, selbst dem Verborgensten nachzuforschen und das Entlegenste zu verbinden. Wir müssen uns über unsre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum sollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten

und sich ganz in diese Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der schönen Erde, ist dem Menschen, der ganz Mensch ist, und so fühlt und denkt, interessant: er mag auch gern untersuchen, wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten sie zusammengesetzt sind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunct wo möglich, und möchte wissen, wie das Ganze construirt ist. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm fesseln lassen, mögen am liebsten dem nachspähn, was er unserm Blick entziehen oder doch nicht zuerst zeigen wollte, und was ihn doch am meisten zum Künstler macht: die geheimen Absichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, dessen Instinct zur Willkühr geworden ist, nie zu viele voraussetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organisirten und organisirenden Werks, sich zu einem Ganzen zu bilden, äußert sich in den größeren wie in den kleineren Massen. Keine Pause ist zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck ist, wird es nicht unrichtig sein, den ersten Theil unbeschadet seiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für sich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenstände aller Gespräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menschen und ihrer Umgebung sehen: so fällt in die Augen, daß sich alles um Schauspiel, Darstellung, Kunst und Poesie drehe. Es war so sehr die Absicht des Dichters, eine nicht unvollständige Kunstlehre aufzustellen, oder vielmehr in lebendigen Beispielen und Ansichten darzustellen, daß diese Absicht ihn sogar zu eigentlichen Episoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorstellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser poetischen Physik der Poesie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in diesem Abschnitt seiner Lehrjahre mit den ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst beschäftigt ist: so werden hier auch die einfachsten Ideen über die schöne Kunst, die ursprünglichen Facta, und die rohesten Versuche,

kurz die Elemente der Poesie vorgetragen: die Puppenspiele, diese Kinderjahre des gemeinen poetischen Instincts, wie er allen gefühlvollen Menschen auch ohne besonderes Talent eigen ist; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Versuche machen und beurtheilen soll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poesie, die Künste der Gaukler, die improvisirte Komödie auf der Wasserfahrt. Aber nicht bloß auf die Darstellungen des Schauspielers, und was dem ähnlich ist, beschränkt sich diese Naturgeschichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantischen Gesängen offenbart sich die Poesie auch als die natürliche Sprache und Musik schöner Seelen. Bei dieser Absicht mußte die Schauspielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben diese Kunst nicht bloß die vielseitigste, sondern auch die geselligste aller Künste ist, und weil sich hier vorzüglich Poesie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einsame Werkstätte des bildenden Künstlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgesonderten Künstlerstand mehr bilden.

Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sei das Ganze eben so sehr eine historische Philosophie der Kunst, als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sei alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: so ist doch auch alles Poesie, reine, hohe Poesie. Alles ist so gedacht und so gesagt, wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künstler wäre; und selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheint für sich zu existiren und sich eines eignen sebstständigen Daseins zu erfreuen. Sogar gegen die Gesetze einer kleinlichen unächten Wahrscheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poesie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten

Sprache des gesellschaftlichen Lebens genommen sind, so gefällt er sich auch in seltsamen Gleichnissen, welche eine Merkwürdigkeit aus diesem oder jenem ökonomischen Gewerbe, und was sonst von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poesie am entlegensten scheint, dem Höchsten und Zartesten ähnlich zu bilden strebt.

Man lasse sich also dadurch, daß der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der heiligste Ernst. Man darf es nur auf die höchsten Begriffe beziehen, und es nicht bloß so nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunct des gesellschaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zusammengesetzten und entstandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in sein Schächtelchen packen will.

Eben so sehr regt sich das Gefühl gegen eine schulgerechte Kunstbeurtheilung des göttlichen Gewächses. Wer möchte ein Gastmahl des feinsten und ausgesuchtesten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umständlichkeit recensiren? eine sogenannte Recension des Meister würde uns immer erscheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald spazieren kommt, und den Philine mit dem Kukuk vertreibt.

Vielleicht soll man es also zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu sein scheint. Glücklicherweise ist es eben eins von den Büchern, welche sich selbst beurtheilen und den Kunstrichter sonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt sich nicht nur selbst, es stellt sich auch selbst dar. Eine bloße Darstellung des Eindrucks würde daher, wenn sie auch keins der schlechtesten Gedichte von der beschreibenden Gattung sein sollte, außer daß sie überflüßig seyn würde, sehr den Kürzern ziehen müssen; nicht bloß gegen den Dichter, sondern sogar gegen den Gedanken

des Lesers, der Sinn für das Höchste hat, und ohne Wissenschaft das Rechte weiß.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman eben so oft, als er sie erfüllt. Wer aber Sinn für den Organismus des Daseins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielseitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, die Wilhelm so interessant macht, fühlt gleichsam die Persönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen und Verwandschaften, je mehr geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. Hat irgend ein Buch einen Genius, so ist es dieses. Hätte sich dieser auch im Ganzen wie im Einzelnen selbst charakterisiren können, so dürfte niemand weiter sagen, was eigentlich daran sei, und wie man es nehmen solle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig scheinen, da troß jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werks fast allgemein seltsam und unbefriedigend, und eins und das andere in der Mitte überflüßig und unzusammenhängend gefunden wird, und da selbst der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterscheiden und zu ehren weiß, beim ersten und beim letzten Lesen etwas Isolirtes fühlt, als ob bei der schönsten und innigsten Uebereinstimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht absprechen kann, wird sich in vieles lange nicht finden können: denn bei fortschreitenden Naturen erweitern, schärfen und bilden sich Begriff und Sinn oft nur gegenseitig.

Ueber die Organisation des Werks muß der verschiedene Charakter der einzelnen Massen viel Licht geben können. Doch darf sich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen gesetzmäßig fortzuschreiten, eben nicht ins unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es schlechthin einfache Theile, bei jenen größern Massen stehen bleiben, deren Selbstständigkeit sich auch durch ihre freie Behandlung, Gestaltung und Verwandlung dessen, was sie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre absichtslose Gleichartigkeit und ursprüng=

liche Einheit der Dichter selbst durch das absichtliche Bestreben, sie durch sehr verschiedenartige, doch immer poetische Mittel zu einem in sich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung ist der Zusammenhang, durch diese Einfassuug ist die Verschiedenheit der einzelnen Massen gesichert und bestätigt; und so wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein System für sich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortschreitung sind ungefähr überall dieselben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erscheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im ersten Bande, unsre Erwartung und unser Interesse in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht sichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet sich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Gestalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in sein eigenthümliches Wesen; und das dritte Buch, welches sich durch das frischeste und fröhlichste Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin ersten Kuß eine schöne Einfassung wie von den schönsten Blüthen der noch keimenden, und der schon reifen Jugendfülle. Wo so unendlich viel zu bemerken ist, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was schon da gewesen ist, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen ist, bedarf der Erläuterungen, die aber keineswegs alles allen hell und klar machen sollen: sie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, der den Meister ganz versteht, schon bekannt, und dem, der ihn gar nicht versteht, eben so gemein und leer, wie das, was sie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklären, über anderes aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subject wenigstens seiner Halbheit, so viel das möglich ist, inne werde. Der zweite Band insonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigsten: er ist der reichste, aber der reizendste; er ist voll Verstand, aber doch sehr verständlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst ist dieser Band für Wilhelm der höhere Grad der Versuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber kostbaren Erfahrungen. Freilich laufen seine Vorsätze und seine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Indessen hat er doch endlich das gewonnen, daß er sich aus der Gemeinheit, die auch den edelsten Naturen ursprünglich anhängt oder sie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder sich doch aus ihr zu erheben ernstlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerst bloß in seinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbstvernichtung seiner ersten Liebe und seiner ersten Künstlerhoffnung, und sich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe strebte, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne seyn, daß das Edle und Vornehme sein vorzüglichstes Augenmerk ward, sollte es auch nur die Repräsentation eines nicht sehr gebildeten Adels sein. Anders konnte der Erfolg dieses seinem Ursprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch so unschuldig und so neu war. Daher mußte das dritte Buch eine starke Annäherung zur Komödie erhalten; um so mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntschaft mit der Welt, und den Gegensatz zwischen dem Zauber des Schauspiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauspielerlebens in das hellste Licht zu setzen. In den vorigen Massen waren nur einzelne Züge entschieden komisch, etwa ein paar Gestalten zum Vorgrunde oder eine unbestimmte Ferne. Hier ist das Ganze, die Scene und Handlung selbst komisch. Ja man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adlichen und die Komödianten zwei abgesonderte Corps bilden, deren keins dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligste gegen einander manövriren. Die Bestandtheile dieses Komischen sind keineswegs vorzüglich fein und zart oder edel. Manches ist vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contrast zwischen den schönsten Erwartungen und einer schlechten Bewirthung. Der Contrast zwischen der Hoffnung

und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit spielt hier überhaupt eine große Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt, und der Pedant bekommt sogar Prügel, weil er doch auch ein Idealist ist. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn sein College, der Graf, mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verschiedenheit des Standes; der Baron darf an geistiger Albernheit und die Baronesse darf an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adelichen sind, den Stand abgerechnet, den Schauspielern nur darin vorzuziehn, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Malerei denken möchte. Es ist bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Diese Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte und was zu zart und fein ist, als daß der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiederholen könnte. Nur dem, der vorlesen kann, und sie vollkommen versteht, muß es überlassen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieser sich selbst belächelnde Schein von Würde und Bedeutsamkeit in dem periodischen Styl, diese scheinbaren Nachlässigkeiten und Tautalogien, welche die Bedingungen so vollenden, daß sie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu sagen oder sagen zu wollen scheinen, dieses höchst Prosaische mitten in der poetischen Stimmung des dargestellten oder komödirten Subjects, der absichtliche Anhauch von poetischer Pedanterie bei sehr prosaischen Veranlassungen; sie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht ist keine Masse des Werks so frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch ist nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno

giebt Wilhelm und dem Leser eine mächtige Glaubensbestätigung an eine würdige große Realität und ernstere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein schlichter trockner Verstand ist das vollkommne Gegentheil von Aureliens spitzfindiger Empfindsamkeit, die ihr halb natürlich ist und halb erzwungen. Sie ist durch und durch Schauspielerin, auch von Charakter, sie kann nichts, und mag nichts, als darstellen und aufführen, am liebsten sich selbst, und sie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verstand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfsinn; aber es fehlt ihr so ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen, wie Jarno an Einbildungskraft. Es sind sehr ausgezeichnete, aber fast beschränkte durchaus nicht große Menschen; und daß das Buch selbst auf jene Beschränktheit so bestimmt hindeutet, beweißt, wie wenig es so bloß Lobrede auf den Verstand sei, als es wohl anfänglich scheinen könnte. Beide sind sich so vollkommen entgegengesetzt, wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich diesen stärker hervor, als nöthig wäre, um die dargestellte Kunstlehre mit Beispielen und die Verwicklung des Ganzen mit Personen zu versorgen. Es sind Hauptfiguren, die jede in ihrer Masse gleichsam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß sie Wilhelms Geist auch bilden wollen, und sich seine gesammte Erziehung vorzüglich angelegen sein lassen. Wenn gleich der Zögling trotz des redlichen Beistandes so vieler Erzieher in seiner persönlichen und sittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben scheint, als die äußere Gewandheit, die er sich durch den mannigfaltigern Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: so macht er doch, dem Anscheine nach, in der Kunst große Fortschritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung seines Geistes als auf fremde Veranlassung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuosen kennen, und die künstlerischen Gespräche unter ihnen sind, außer daß sie ohne den schwerfälligen Prunk der sogenannten gedrängten Kürze unendlich viel Geist, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Gespräche; vielstimmig und in einander greifend, nicht bloß einseitige Scheingespräche. Serlo ist im gewissen Sinne ein allgemeingültiger Mensch, und selbst seine Jugendgeschichte ist, wie sie sein kann, und sein soll

bei entschiedenem Talent und eben so entschiedenem Mangel an Sinn für das Höchste. Darin ist er Jarno gleich: Beide haben am Ende doch nur das Mechanische ihrer Kunst in der Gewalt. Von den ersten Wahrnehmungen und Elementen der Poesie, mit denen der erste Band Wilhelm und den Leser beschäftigte, bis zu dem Punct, wo der Mensch fähig wird, das Höchste und das Tiefste zu fassen, ist ein unermeßlich weiter Zwischenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung sein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden sollte: durch welchen Dichter konnte dies wohl schicklicher geschehen, als durch den, welcher vorzugsweise der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade diese Seite des Shakspeare wird von Wilhelm zuerst aufgefaßt, und da es in dieser Kunstlehre weniger auf seine große Natur als auf seine tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit ankam, so mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu so vielfachem und interessanten Streit, was die verborgne Absicht des Künstlers, oder was zufälliger Mangel des Werks sein möchte, Veranlassung geben kann, als eben dieses, welches auch in die theatralische Verwicklung und Umgebung des Romans am schönsten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit ein vollendetes Meisterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichsam von selbst aufwirft. Durch seine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der sein Wesen eben darin setzt, bis zu Verwechselungen verwandt scheinen. Auch ist der Geist der Betrachtung und der Rückkehr in sich selbst, von dem es so voll ist, so sehr eine gemeinsame Eigenthümlichkeit aller sehr geistigen Poesie, daß dadurch selbst dies fürchterliche Trauerspiel, welches zwischen Verbrechen und Wahnsinn schwankend, die sichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüsternen Sünde, und ihr gleichsam hohles Innres, wie den Wohnsitz der Strafe und der Pein darstellt, und auf den härtesten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigstens in einer Eigenschaft sich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künstlers anneigen kann.

Die in diesem und dem ersten Buche des nächsten Bandes zerstreute Ansicht des Hamlet ist nicht sowohl Kritik als hohe Poesie. Und was kann wohl anders entstehen als ein Gedicht, wenn

ein Dichter, als solcher, ein Werk der Dichtkunst anschauend darstellt? Dies liegt nicht darin, daß sie über die Gränzen des sichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sei, mehr weiß, als es sagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verschiedenheit des Zweckes und des Verfahrens. Jene poetische Kritik will gar nicht wie eine bloße Inschrift nur sagen, was die Sache eigentlich sei, wo sie in der Welt stehe und stehen solle: dazu bedarf es nur eines vollständigen ungetheilten Menschen, der das Werk so lang als nöthig ist, zum Mittelpunct seiner Thätigkeit mache; wenn ein solcher mündliche oder schriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar ist, weitläufig zu entwickeln, und so entsteht eine eigentliche Charakteristik. Der Dichter und Künstler hingegen wird die Darstellung von Neuem darstellen, das schon gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu gestalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Masse und Stücke theilen, nie in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt sind, weil sie nicht mehr Einheiten derselben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Massen desselben sein könnten. Auf solche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenstand seiner Kunst, und muß daher seine lebendige Einheit unvermeidlich zerstören, ihn bald in seine Elemente zersetzen, bald selbst nur als ein Atom einer größern Masse betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtsinn, Aureliens Ueberspannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltne Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein göttlich lichter Punct, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen scheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äußersten Tiefen des innern Menschen zu graben, und von da wieder eine noch größere und

schlechthin große Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt scheint es an einem Scheidepuncte zu stehen, und in einer wichtigen Krise begriffen zu seyn. Die Verwicklung und Verwirrung steigt am höchsten, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluß so vieler interessanten Räthsel und schöner Wunder. Auch Wilhelms falche Tendenz bildet sich zu Maximen: aber die seltsame Warnung warnt auch den Lesrr, ihn nicht zu leichtsinnig schon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen scheint so abhängig von diesen zu seyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt sich sogar bloß theoretische Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Soufleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauspielkunst, die Grundsätze über den Unterschied des Dramas und des Romans.

Die Bekenntnisse der schönen Seele überraschen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, scheinbare Beziehungslosigkeit auf das Ganze und in den frühern Theilen des Romans, beispiellose Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in dasselbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor seiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandschaft mit der Tante sein, wie ihre Bekenntnisse mit dem ganzen Buch. Es sind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grunde auch theatralisch, nur mit dem Unterschiede, daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schlosse, wo alle agirten, und Komödie mit sich spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der sie Schauspielet und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Intriguen in der Coulisse besorgt Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen

mußte, da das Werk von Anfang an einen so entschiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere scharf zu trennen und entgegen zu setzen. Hier hat sich das Innere nun gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenübersteht. Der Onkel nämlich ruht im Hintergrunde dieses Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunst im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältnissen, aus dem reinsten gediegensten Marmor. Es ist eine ganz neue Erscheinung in dieser Suite von Bildungsstücken. Bekenntnisse zu schreiben, wäre wohl nicht seine Liebhaberei gewesen; und da er sein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er sich die umgebende Natur zu einer classischen Welt gebildet, die sich um seinen selbstständigen Geist wie um den Mittelpunct bewegt.

Daß euch die Religion hier als angebohrne Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geist des Ganzen, und es wird auch dadurch, wie an dem auffallendsten Beispiele gezeigt, daß er alles so behandelt wissen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante ist die stärkste Versinnlichnng der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen sich der Weltgeist des Werks am unmittelbarsten offenbart. Die Darstellung einer sich wie ins Unendliche immer wieder selbst anschauenden Natur war der schönste Beweis, den ein Künstler von der unergründlichen Tiefe seines Vermögens geben konnte. Selbst die fremden Gegenstände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit solchen Schlagschatten, wie sie sich in diesem alles in seinem eignen Wiederscheine schauenden Geiste abspiegeln und darstellen mußten. Doch konnte es nicht seine Absicht sein, hier tiefer und voller darzustellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es seine Pflicht sein, einer bestimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in diesem Roman zwar durch die Art der Darstellung dem Portrait, ihrem Wesen nach aber sind sie mehr oder minder allgemein und allegorisch. Eben

daher sind sie ein unerschöpflicher Stoff und die vortrefflichste Beispielsammlung für sittliche und gesellschaftliche Untersuchungen. Für diesen Zweck müßten Gespräche über die Charaktere im Meister sehr interessant sein können, obgleich sie zum Verständniß des Werks selbst nur etwa episodisch mitwirken könnten: aber Gespräche müßten es seyn, um schon durch die Form alle Einseitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpuncte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen räsonnirte und ein moralisches Gutachten fällte; das wäre wohl die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehn; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über diese Gegenstände so, wie es nun lautete, gesinnt sei.

Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst, und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, daß diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler, oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannigfachen Beispielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen plötzlich aus der Poesie in das Gebiet der Moral versetzt wähnten, so stehn hier die gediegnen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt: aber sie haben ihn, fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt völlig darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahr wirklich vollendet, und Natalia wird Supplement des Romans. Als die schönste Form

der reinen Weiblichkeit und Güte macht sie einen angenehmen Contrast mit der etwas materiellen Therese. Natalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Dasein in der Gesellschaft: Therese bildet eine ähnliche Welt um sich her wie der Oheim. Es sind Beispiele und Veranlassungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener großen Lebenskunstlehre nicht fehlen dürfte. Sittliche Geselligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantisch schöner Gestalt, sind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für diesen Theil der Menschheit aufgestellt werden.

Wie mögen sich die Leser dieses Romans beim Schluß desselben getäuscht fühlen, da aus allen diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt als bescheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnißvollen Erscheinungen nichts steckt als die erhabenste Poesie, und da die letzten Faden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese hier, wie es scheint mit gutem Bedacht, fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem interessantesten Menschen im ganzen Buch wird fast nichts ausführlich erwähnt, als sein Verhältniß mit einer Pachterstochter; gleich nach dem Untergang Marianens, die uns nicht als Mariane, sondern als das verlassne zerrissne Weib überhaupt interessirt, ergötzt uns der Anblick des Ducatenzählenden Laertes; und selbst die unbedeutendsten Nebengestalten, wie der Wundarzt, sind mit Absicht höchst wunderlich. Der eigentliche Mittelpunct dieser Willkührlichkeit ist die geheime Geselischaft des reinen Verstandes, die Wilhelm und sich selbst zum Besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird. Dagegen ist aber der Zufall selbst hier ein gebildeter Mann, und da die Darstellung alles andere im Großen nimmt und giebt, warum sollte sie sich nicht auch der hergebrachten Licenzen der Poesie im Großen bedienen? Es versteht sich von selbst, daß eine Behandlung dieser Art und dieses Geistes nicht alle Fäden lang und langsam ausspinnen wird. Indessen erinnert doch auch der erst eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten

Bandes, wie Wilhelms allegorischer Traum im Anfang desselben, an vieles von allem, was das interessanteste und bedeutendste im Ganzen ist. Unter andern sind der segnende Graf, die schwangere Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beispiel der komischen Nemesis, und der sterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichsam die ganz burlesken Spitzen des Lustigen und Lächerlichen.

Wenn bescheidner Reiz den ersten Band dieses Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet; so ist Größe der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbst der Gliederbau ist erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles ist gediegen und hinreißend, und die Ueberraschungen drängen sich. Aber nicht bloß die Dimensionen sind erweitert, auch die Menschen sind von größerm Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim sind gewissermaßen jeder auf seine Weise der Genius des Buchs selbst; die andern sind nur seine Geschöpfe. Darum treten sie auch wie der alte Meister neben seinem Gemählde bescheiden in den Hintergrund zurück, obgleich sie aus diesem Gesichtspuncte eigentlich die Hauptpersonen sind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verstand, und schwebt über dem Ganzen wie der Geist Gottes. Dafür daß er gern das Schicksal spielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schicksals übernehmen. Lothario ist ein großer Mensch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Mageres, aber Lothario ist vollendet, seine Erscheinung ist einfach, sein Geist ist immer im Fortschreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerstören zu können. Er ist die himmelanstrebende Kuppel, jene sind die gewaltigen Pilaster, auf denen sie ruht. Diese architektonischen Naturen umfassen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darstellung die wichtigsten scheinen können, sind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie interessiren den Geist unendiich, und es läßt sich auch gut darüber sprechen, ob man sie achten oder lieben soll und kann; aber für das Gemüth selbst bleiben es Marionetten, allegorisches Spielwerk.

Nicht so Mignon, Sperata und Augustino, die heilige Familie der Naturpoesie, welche dem Ganzen romantischen Zauber und Musik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es ist als wollte dieser Schmerz unser Gemüth aus allen seinen Fugen reißen: aber dieser Schmerz hat die Gestalt, den Ton einer klagenden Gottheit, und seine Stimme rauscht auf den Wogen der Melodie daher, wie die Andacht würdiger Chöre.

Es ist als sei alles vorhergehende nur ein geistreiches interessantes Spiel gewesen, und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst; die vorigen Theile sind zur Vorbereitung. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich, und gelassen und rein ist, und von der Mignons Exequien so wichtig und so bedeutend erscheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Königsberg, bei Friedr. Nicolovius. 1801. Erster Band. S. 132 ff.

— Bei einigen Schriftstellern, und besondres Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachlässigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur sein kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat. —

— Erst in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und Sprache ziemlich allgemein als

das Vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stück jedoch könnte sein Beispiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieses ganzen Unternehmens selbst urtheilen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Kabinet der Großen sich verbreiten. Oder ist es erlaubt, Werke von verschiedener äußerer Art bei ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwicklung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandtschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke, Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bei der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. ——

— Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen als zu dem eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantasie und des Witzes mit Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abstufungen und Mischungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieses Dichters sein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er Vielen mit Recht als ein Shakspeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin, da selbst der poetische Uebermuth und die Ironie bei dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund giebt, redlicher und ernstlicher gemeint ist, als bei dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indessen wird doch auch in unserm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkte fehlt. —

Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Litteratur. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1812. Wien, 1815. 8. Thl. II. S. 284 ꝛc.

Kühn drum wandl' ich auf einsamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Gestirn.
Klar erkenn' ich mich selbst und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Lessing und Goethe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,
Würdiger Quell warst du, heiliger Winkelmann, einst!
Was den Beiden entrissen die Parze, das gab sie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün. —

Herkules Musagetes. 1799. S. 5.

August Wilhelm von Schlegel.

Sonett.

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Athenäum. Bd. III. St. 2. S. 343.

Goethe's römische Elegieen.

Die Elegieen, im sechsten Stück der Horen 1795 zuerst abgedruckt, sind eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen, ja man darf sagen, der neuern Poesie überhaupt einzige Erscheinung. Unbestochen vom Nationalstolze kann der Deutsche wohl behaupten, daß seine Sprache, im Ganzen genommen, die treuesten poetischen Nachbildungen der Alten, daß sie allein Originalwerke im ächten antiken Styl aufzuweisen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechischen Homer gelesen haben müssen, um Popens geglättete Reime nur für eine Uebersetzung des Altvaters der Sänger gelten zu lassen, geschweige dann, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodigen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias gesungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberschrift gewisser Englischer Oden, daß sie Pindarisch

sind; und es kann uur Mitleiden einflößen, wenn die Franzosen sich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunst und Vollendung auf die tragische Bühne der Griechen herab zu sehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unsrigen abstehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht, über deren räthselhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unsterblichen Denkmale, noch so gewissenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufschluß ertheilen. Es nachahmen wollen ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Die ursprünglichen, einfach schönen Formen der alten Kunst haben das Schicksal aller Formen gehabt, ihren Geist zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, diesen aufs Neue hervorzurufen, so ist es vergeblich, daß er sie nachzubilden sucht; er umarmt in ihnen, wie in köstlichen Urnen, nur die Asche der Todten. „Das Antike war neu, da jene Glücklichen lebten.“ Nur an der lebenden Welt kann sich die Brust des Künstlers und Dichters erwärmen; nur eigne Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichthellen Fantasie zurück wirft. Die kühle Begeisterung dessen, der wahre Verhältnisse seines Daseins darzustellen vorgiebt, und sich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Costum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an diesen oder jenen Aeußerlichkeiten desselben hängen bleibt, sondern in das Innere dringt, wird hingegen wünschen, daß sich eigenthümlicher Geist immer in der angemessensten, natürlichsten, eigensten Form offenbare.

Und das ist es eben, was an diesen Elegieen bezaubert, was sie von den zahlreichen und zum Theil sehr geschickten Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateinischer Sprache wesentlich unterscheidet: sie sind originell und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumviren unter

den Sängern der Liebe in das verlaßne Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den Germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehn, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie.

Von den elegischeu Dichtern der Griechen, sowohl den frühern Jonischen, als den Alexandrinern, haben sich nur Fragmente erhalten. Aber nicht leicht hat eine andere Dichtart, nachdem die Musen in Griechenland verstummt waren, sich mit so ausgezeichnetem Gedeihen auf römischen Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausspinnt. Der Charakter unsers Dichters ist eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am weitsten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäft macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offne Heiterkeit seines Gemüths einbüßen sollte. In der ersten Elegie schweifen seine Wünsche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er sie nicht nur gefunden, sondern schon jede Gewährung erlangt. Es ist wahr, einige Umstände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines so schnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl ist duldsamer, als das seiner römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eignen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern

durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig; und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zn geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruch treu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimath der Elegie, die Scene dieser Darstellungen ist, erhöht noch um vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Absicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leser sich selbst versetzt fühlt, fodert ihn erwärmend zum Antheil an sinnlicher Lust und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkömmt, gleichsam auf jedem Bruchstücke eines alten Werks eingegraben steht, in jeder verloschnen Spur ehemaliger Herrlichkeit sich entziffern läßt: alle menschliche Größe muß untergehen; diese Wahrheit verliert am jugendlichen Busen der Schönheit ihre Macht zu schrecken, ja sie wird eine Einladung dem allgemeinen Loose der Vergänglichkeit zuvorzueilen, und die Freuden des Lebens zu haschen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtausenden einstürzt:

Freue dich also, Lebend'ger, der Lieberwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünstigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das classische Alterthum noch immer sich selbst zu überleben scheint, daß die ihn umgebenden Gegenstände eine freundliche Gegenwart auf gewisse Art mit einer idealischen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich ist die Erscheinung der alten Götter, statt daß sie sonst, wenn der Dichter sie unter den Ausdruck eigner Leidenschaft mischt, entweder als hergebrachte Redefigur nur

einen schwachen, oder, als etwas fremdartiges und willkührlich ersonnenes, einen störenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuschend. Die Einbildungskraft gesteht diesen Wesen gern eine sichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes persönliches Dasein an einem Orte zu, wo sie einst so glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Gestalten aufbewahrt, vor deren übermenschlicher Macht das Volk sich ehemals niederwarf, wie der Künstler noch jetzt ihre übermenschliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeisterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

Schwerlich wird jetzt noch gegen diese Gedichte wegen ihres meist leichten und fröhlichen Inhalts der Einwurf vorgebracht, sie seien keine wahrhaften Elegieen, da der aus modernen willkührlichen Theorieen entsprungene Begriff, nach welchem ein Gedicht in einer beliebigen Versart Elegie heißt, wenn es nur sanfte Wehmuth ausdrückt, oder wie sie es sonst bestimmen mochten, immer mehr dem historischen, einzig gültigen, Platz macht. Dieser läßt sich auch rein theoretisch, und zwar aus und mit der Form construiren, so daß der artistische Sprachgebrauch der Alten, ein Gedicht im elegischen Sylbenmaaß, bei noch so verschiednem Umfange und mannigfaltiger Beschaffenheit des Stoffes, Elegie zu nennen, vollkommen gerechtfertigt wird.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Goethe.

Obgleich dies Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht: so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus den-

ken. Sollte dies weiter nichts auf sich haben, als eine willkühr-liche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigstens nicht billig, vor der Untersuchung so zu vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter sich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink sein, sie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künstlerischen Absicht zu beurtheilen ist, so darf die Rücksicht auf das homerische Epos hier so wenig ein überflüßiger Umweg scheinen, daß sie vielmehr das sicherste, ja das einzige, Mittel sein möchte, ein so viel möglich von allem materiellen Interesse und von allen Einflüssen eines einseitigen modernen Geschmacks gereinigtes Urtheil über den dichterischen Werth von Herrmann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poesie, worin die Vorschriften dieser Kunst aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths hergeleitet, nach den nothwendigen Richtungen desselben die ursprünglichen Dichtarten bestimmt und ihre ewigen Gränzen festgestellt wären: so würden wir auch über das Wesen der epischen Gattung im Klaren sein, und der Kunstrichter hätte nur die schon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine solche Wissenschaft zu Stande gebracht sein wird, muß man zufrieden sein, sich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunstbeurtheilung braucht, mit dem Leser nothdürftig verständigt zu haben. Nicht nur dies, sondern, was eine Kritik am besten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit classischen Vorbildern, ist dadurch sehr erschwert worden, daß man diese seit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunstlehren angesehen, angebliche Tugenden an ihnen gepriesen, und was sich als ihre erste Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geschichte der alten Poesie, worin, mit Hinwegräumung so vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vorurtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wissenschaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünstigung der Natur (deren sie sich stolz bewußt waren, wenn sie im Gegensatz mit hellenischer Eigenthüm-

lichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben so vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poesie, wie für die verschiednen Style der Bildnerei und Baukunst aufgestellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, fast ungemeßnes, Ansehn zugesteht, erst in Erkenntniß verwandelt werden würde. Was das Homerische Epos anlangt, so liegt es dem Theoristen ob, sein Wesen auf die ersten Gründe der Poetik zurückzuführen und an diesen zu prüfen; dem Geschichtschreiber der Griechischen Poesie, es genetisch zu erklären, das heißt, die nothwendige Entstehung desselben aus einer bestimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Versuch, in aller Kürze eine in sich zusammenhängende Charakteristik der ursprünglichen epischen Gattung zu entwerfen, um davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöst hat, jene in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisch zu machen.

Wir müssen hiebei zuvörderst alle gangbaren und in unsern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der sogenannten Epopöe gänzlich bei Seite setzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zum Stifter derselben zu machen; und wie man dieses künstliche, aus grundlosen theoretischen Behauptungen und Mißgriffen einer beabsichteten Nachahmung zusammengesetzte Gebäude für die würdigste, umfassendste und prachtvollste Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt; so pflegt auch jener schlichte Altvater unter den Baumeistern solcher Epopöen obenan zu prangen. Die historischen Untersuchungen eines scharfsinnigen Kritikers über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gesänge, die vor kurzem die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen haben, welche Fortschritte in den Wissenschaften zu erkennen wissen, geben uns zum Glücke einen festen Punct, wovon die künstlerische Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengesetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyssee aus einigen großen, für sich Bestand habenden Stücken zusammengeschoben, und diese wiederum, wo Lücken blieben, durch kleinere Stellen, (nicht immer zum geschick-

testen) an einander gefügt sind: so hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anstaunte, ein fremdes Verdienst, das dem Homerischen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade seiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maaße gar nicht einmal vorhanden ist, für das wichtigste bei der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet ist die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptuugen geschehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreiße ihnen ihren Homer: daß vielmehr seine Rhapsodien dadurch erst von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöst werden. Maaß, Verhältniß und Ordnung, Vorzüge, die Homer selbst am Gesange rühmt, (Od. VIII, 489. 496) wird man noch in den kleinsten Theilen seines Epos gewahr, da man sie hingegen in der zusammengesetzten Länge der Ilias und Odyssee nicht selten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über Poësie war, am wenigsten über antike, aber durch seinen scharfen Verstand auch da, wo der Gegenstand weit außer seiner Sphäre lag, sich oft überlegen bewiesen hat, Voltaire, sagt vom Homer: Malheur à qui l'imiterait dans l'économie de son poëme! Heureux qui peindrait les details comme lui! — Es versteht sich, daß die epische Rhapsodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetische Einheit bestehen kann. Nur muß man diese nicht in einem Verstandesbegriffe suchen, wie meistens in den Theorieen geschieht, wo denn auch der Unterschied zwischen der lyrischen Einheit, der epischen und der dramatischen gänzlich verloren geht. Nur durchgängige Vollständigkeit und innere Wechselbestimmung des Ganzen und der Theile kann die Vernunft befriedigen; und diese höchste poetische Einheit haben die Griechen in der durchaus selbständigen und und in sich beschlossenen Organisation ihrer Tragödie erreicht. Die epische Einheit bezieht sich nicht auf die Vernunft, die im Homerischen Zeitalter noch längst nicht genug geübt war, um solch eine Foderung an ein dichterisches Werk zu machen; sondern sie gilt nur die Fantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Umriß, sichtbare Begrenzung. Daher läßt sie sich denn auch nicht absolut bestimmen; sie kann vergrößert und erweitert werden, bis die Masse der Anschauungen die sinnliche

Auffassungskraft übersteigt; und Aristoteles, (der doch, wie man weiß, dem epischen Gedicht die Gesetze der Tragödie vorschreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen Trojanischen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht übersehbar (εὐσύνοπτος) gewesen sein würde. Auf der andern Seite ist die epische Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyssee enthalten sie noch in sich; Episoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV, 372—398) können für sich als ein vollständiges Epos betrachtet werden, und sind wahrscheinlich meistentheis Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt also, daß es gewaltsamer Mittel bedurft hätte, um einzelne Rhapsodien zu größeren Ganzen zusammen zu heften, in denen Uebereinstimmung und lebendiger Zusammenhang schon durch die Sage gegeben war, ist diese Leichtigkeit und Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gattung, nach welcher sie Pindarus sehr schicklich ῥαπτα ἔπη benennt.

Wäre der Gegenstand des Epos eine einfache untheilbare Handlung; so leuchtet es ein, daß diese Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) sich mit dem Wesen desselben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargestellte ist immer eine Mehrheit: es sind Vorfälle, Begebenheiten. (Aristoteles: ἐποποιϊκον δε λεγω το πολυμυθον.) Bloß physische Begebenheiten, bei denen nicht Menschen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig anziehendes für den Geist haben. Allein es ist gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geschehenes zu erklären, die Triebfedern nnd Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menschen hervorgebracht und abhängig, sondern als in ihm gewirkt denken; sie also auch nicht von der gesammten Masse der bewegenden Naturkräfte, als etwas entgegengesetztes, absondern. Handlung im strengeren Sinne, das heißt: Richtung der Kraft durch einen freien Entschluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erst durch den Standpunct der Betrachtung, und in der Poesie durch den Standpunct der Darstellung werden. Die Beantwortung der Frage: ob die Idee der Freiheit in der poetischen Darstellung nur durch Versinnlichung ihres Gegentheils erscheinen, ob eine durch jede äußere

Gewalt unüberwindliche Selbstbestimmung ohne die Entgegensetzung einer unvermeidlichen Bestimmung von außen, d. h. des Schicksals, anschaulich gemacht werden kann? und ihre Anwendung auf die Griechische Tragödie liegt außerhalb unsers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meister über den Unterschied des Romans (der so viele Analogie mit dem epischen Gedicht hat oder haben sollte) und des Drama jeden forschenden Kunstrichter zu weiterem Nachdenken auffodern. „Im Roman," wird daselbst behauptet, „sollen vorzüglich Gesinnungen und „Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere „und Thaten; man könne dem Zufall im Roman gar wohl „sein Spiel erlauben, das Schicksal hingegen habe nur im Drama Statt." Wie zufällig in Homers Gesängen der ganze Hergang der Geschichte erscheint, selbst da, wo etwas einer entscheidenden Schickung ähnliches vorkommt, liegt am Tage.

Der Unterschied der epischen und dramatischen Dichtart, welche neuere Theoristen unter dem Namen der pragmatischen dem Wesen nach für einerlei erklärt haben, möchte also doch, wenigstens wenn wir dabei stehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen als in der äußern Form, als darin, „daß die Personen in dem einen sprechen, und daß in dem andern „gewöhnlich von ihnen erzählt wird." Ueberhaupt ist es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchsten Vorschriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dies könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunst nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man sie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da sie aber eine selbstthätige, nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende Umgestaltung derselben ist; so muß die poetische Erzählung und der poetische Dialog erst durch das Wesen der Dichtart, die sich derselben bedient, seine Bestimmung empfangen. Die dieser immer untergeordnete Rücksicht auf die gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunstgemäßen Wahrheit der Darstellung die Rede ist. Im alten Drama erzählen die Personen häufig, im Homerischen Epos werden sie fast beständig redend eingeführt, und in lyrischen Gedichten kommt sowohl Erzählung als Gespräch vor: aber wie durchaus ver-

schieden in jeder von diesen Gattungen! Der epische Dialog ist eben so wenig ein bloß natürlicher, als der tragische, dem er ganz entgegengesetzt ist; beide sind bis in ihre feinsten Bestandtheile nach dem Charakter des schönen Ganzen, wozu sie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeisterung, von seinem raschen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthusiastischer Prophet gewesen wäre. Es scheint wohl, daß hiebei Verwechselung des Objectes mit dem Subjecte zum Grunde liegt. Die Helden des Sängers haben allerdings gewaltige Leidenschaften, aber er selbst erscheint völlig leidenschaftlos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er selbst äußert die seinige nie. Wie ein bloß beschauendes Wesen steht er über seinen Helden und über seinen Göttern, ordnet und trägt die in seinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menschlicher Besonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange seines Geistes jedes Ding eine schickliche Stelle und erscheint in seinem wahren Licht. Mit einem Worte: das Homerische Epos ist ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Es ist niemals Darstellung des Ruhenden, oder sogenanntes poetisches Gemälde. Dieses ist dem Homer so fremd, daß, wo er beschreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortschreitendes verwandelt (z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieser in den letzten späteren Gesängen der Ilias vorkommt und der Homer, von dem die ersten Rhapsodien herrühren, ihn schwerlich so gedichtet hätte.) Die über eine stürmische Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anspannen noch Nachlassen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerst alle Theile seines Gegenstandes auf gewisse Weise einander gleich; sie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darstellung: die weniger bedeutenden, aber zum stätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufstehn, zu Bett gehn, Essen, Trinken, Händewaschen, das Anlegen der Fußsohlen, Kleider und Waffen u. s. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigsten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältnisse der Wirklichkeit werden aufgehoben, und alles fügt sich in eine nach den Gesetzen schöner Anschaulichkeit

geordnete dichterische Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erschöpfen kann, nur einen Moment der Darstellung einnimmt, und das noch so schnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm sich drängenden Lebens festgehalten wird. Nirgends ein Stillstand des Gesanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, sondern das schönste Gleichgewicht und Maaß der stätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Puncte der Vergangenheit mit so ungetheilter Seele, als ob demselben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen sollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke ist daher zugleich sanfte Anregung und Beruhigung; und das epische Gebiet gleicht einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit sich willig vom Baume löst, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von diesem innern geistigen Rhythmus im Vortrage des Epos ist der demselben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Aristoteles nennt ihn das beständigste und am meisten Gewicht habende unter den Sylbenmaaßen. Der Griechische Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäische Tetrameter, der daher leidenschaftlich mit fortreißt (κινητικον, ὀρχηστικον); noch einen steigenden, wie der jambische Trimeter, der sich bei einem gehaltnen Hinanstreben doch entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt (πρακτικον; natum rebus agendis); sondern er ist schwebend, stätig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittlern Höhe in ungemeßne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdies an dem ursprünglich nach einem Zeitmaaße gesungenen Verse weit weniger hervorstechen konnte, ist dabei wohl nur Nebensache. Warum unter dem reichsten epischen Wechsel eine so einfache metrische Formel unzählig oft wiederkehren darf, da eine noch so beschränkte Pindarische Ode nicht ohne vielfach verschlungne Strophen bestehen kann; möchte denen schwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Sylbenmaaßes vom Grundsatz der nachahmenden Harmonie

ausgehn, und dadurch hier wie überall den Künstler zum bloßen Copisten der Natur machen. Ist aber das Sylbenmaaß, ganz allgemein mit Abstraction von allen besondern Bestimmungen genommen, die Erscheinung des Beharrlichen im Wechselnden, verkündigt es die Identität des Selbstbewußtseins; so ist es klar, daß dieses im Zustande der hellsten Besonnenheit (der Unterscheidung des Selbst von den in ihm vorgestellten Objekten) stärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, strebenden Seele. Die äußern Gegenstände schreiben dem menschlichen Gemüthe in der Kunst, wo sie ihm bloß Stoff sind, das Gesetz nicht vor, sondern sie empfangen es von ihm; und so ist es auch in Ansehung des Sylbenmaaßes. Aristoteles bemerkt sehr richtig, daß der Jambe am meisten den dialogischen Ton (λεκτικη ἁρμονια) an sich habe, wovon der Hexameter sich weit entferne; dieser sei der erzählenden Darstellung geeignet, und es würde sich nicht schicken, ein Epos in einem andern Sylbenmaaße, oder gar in gemischten Sylbenmaaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es am Homer, daß er in eigner Person so wenig als möglich sagt, und nach einer kurzen Vorrede sogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie stimmte dies nun zusammen, wenn der Dialog im Epos nicht in so fern seine Natur ablegen müßte, daß seine unstäte Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darstellung gefesselt wird? Da die Reden bei weitem den größten Theil der Homerischen Gesänge einnehmen, so ist es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptsache, ihren Charakter recht zu fassen. Selbst in den kürzesten und leidenschaftlichsten ließe sich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweisen, wodurch sie episirt sind. In den ausführlicheren findet man alle wesentlichen Eigenschaften der ganzen Rhapsodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinstreben zu einem Hauptziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden ist; jedes, wodurch das Folgende verbreitet wird, scheint doch nur um sein selbst willen da zu stehn: ganz das verweilende Fortschreiten, die sinnlich belebende Umständlichkeit, die besonnene Anordnung, die leichte Folge, die lose Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In diesem Sinne sind auch die zusammengesetzten

Beiwörter und die Episoden zu nehmen, die in leidenschaftlichen Reden, wenn man die Darstellung als bloße Natur verstehen sollte, sehr fehlerhaft sein würden, und oft unverständig genug getadelt worden sind. Die Willigkeit des epischen Sängers zu Episoden überzugehn, wo sie sich irgend gefällig anschlingen lassen, liegt darin, daß die Gegenstände sich seiner nie bemeistern: er kann sich daher selbst in dem entscheidendsten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Fantasie etwas entferntere nahe zu rücken. Was von der Rede und Episode, gilt auch vom Homerischen Gleichnisse; es dient nicht bloß, sondern genießt im schönen völligen Umrisse freies Leben, und ist gleichsam ein Epos in verjüngtem Maaßstabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der Homerischen Wortstellung und Wortfügung, der faßlichsten, losesten, aber gefälligsten, die sich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie, und die Sprache sei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielsylbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die stätige, sanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erstaunenswürdigen Consequenz dieser bloß durch einen glücklichen Instinkt gefundenen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beispiel sein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit statt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler so natürlich ist, und deren sich schon Virgil fast unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyssee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält sich derselben auch, weil er der Homerischen Form treuer bleibt, die nun freilich, nachdem der Geist entwichen, zur Formel geworden war. Er ist matt und kalt; das am meisten Summarische im Homer ist lebendiger als das Ausgeführteste bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die späteren epischen Dichter zu kurzen Werken sehr viel mythischen Stoff: das Geheimniß der schönen E n t f a l t u n g war verloren gegangen. Virgil schuf mit Römischem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden ist als Homer, kann man den Unterschied der vermischten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen ursprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgesehen von der künstlicheren Verknüpfung des Ganzen, und

dem Bestreben, tragische Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affectirt Theilnahme, und geht darin bis zu manierirten Ausrufungen über und an seine Helden. (IV, 408. sqq.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er selbst gemeine Dinge zu überkleiden sucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd ist. Die ruhigen Reden beim Virgil sind rhetorisch, die leidenschaftlichen mimisch; sie ahmen nämlich das Stürmische und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er ist stellenweise mehr oder weniger Homerisch: wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettspielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigsten in der mit Recht bewunderten Geschichte der Dido, einem tragischen Bruchstücke, das nicht nur der am wenigsten Homerische, sondern geradezu der modernste Theil seines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos ist mit Fleiß nicht von dem mystischen Elemente desselben, noch weniger von dem, was bloß national und local darin ist, die Rede gewesen. Man darf sich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Absonderungsvermögen, die Darstellung vom Dargestellten, Form und Styl vom Inhalte zu scheiden, nicht besessen zu haben scheinen, da es den Theoristen der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberste Autorität ist, so offenbar daran gefehlt hat. In das Heroische, in das Wunderbare, in das Erhabene; in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Personen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles? hat man das Wesen der Epopöe gesetzt. Besonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwischenkunft der höhern Wesen verstand, zu einer unerlaßlichen Bedingniß gemacht. In der alten Tragödie erscheinen die Götter häufig; sie streiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeschylus; oder die Scene spielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man sie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen wie das Homerische Epos: weil

dort die Götter mit den Menschen in demselben Bezirke der Nothwendigkeit stehn und handeln; in dem letzten hingegen erscheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig als das Thun der Menschen. Wenn das Wunderbare (Arist. P. c. 24) vorzüglich aus dem Grundlosen entspringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht; so mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden sein. Denn man begriff sehr wenig von der Kette der Ursachen und Wirkungen in der Natur, darum ließ man sie durch lebendige Wesen verrichten; der Mensch hatte sich noch nicht zum Bewußtsein der vollständigen Selbstbestimmung durch Freiheit erhoben, daher gestand er den Göttern Einfluß auf seine Entschließuugen zu. Aber wer bestimmte nun das Wollen der Götter? Es scheint, sie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und so ins Unendliche fort. Ist die selbstthätige Unabhängigkeit der ganz menschlich vorgestellten Götter begreiflich, so wäre die der Menschen es auch gewesen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieser Stufe ihrer Kindheit zurück versetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, das Homers Helden weniger groß sind, weil sie so vieles nicht durch sich selbst ausführen. Wenn das Bemühn der Olympier für und wider uns sie einen Schimmer höherer Würde um sie her zu verbreiten scheint, so versetzen wir uns nicht genug in die Homerische Denkart. Damals mischten sich ja die Götter in die gemeinsten Händel des Lebens; sie waren so wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunst des Hermes mit Dieberei und Meineid geschmückt sein konnte (Od. XIX, 396), und auch die Bettler ihre Götter uud Erinnyen hatten (Od. XVII, 475). Wer wird es leugnen, daß die über alles reizende Unvernunft der Homerischen Götterlehre seine Dichtung mit der blühendsten Mannichfaltigkeit bereichert, und die auserwählte Gefährtin des frischen lustigen Heldenlebens ist? Allein soll man mit Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und sich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der historischen Sage unterschieden wird) kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkührliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch

sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden, und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkührliche Erfindung eines Einzelnen sein. Aus diesem Grunde gewährt die Ritter- und Zaubersage des Mittelalters, die nichts anders war, als der abentheuerliche Geist der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantischen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künstlich ersonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beispiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist, und also nicht zu dem Bilde des Weltganzen, welches die Fantasie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt, gehört. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche gesucht; sie haben nicht nur dies, sondern sogar das Außernatürliche gefunden, und sich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke sind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt, (Tasso's befreites Jerusalem ausgenommen, mit dem es hierin eine ganz eigne Bewandtniß hat) da Homer der popularste aller Sänger war, weil seine Dichtung vom Leben ausging, nnd darauf zurück führte.

Es ist also offenbar, daß man sein Epos auf eine ganz entgegengesetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geschehen soll. Dieser Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt sind, die Homerischen Epopöen als den Gipfel der Poesie, als den höchsten unerreichbaren Schwung des menschlichen Geistes anzusehn: eine Meinung, von der man selbst bei der neumodigeren Ansicht, den hellenischen Sänger in einen wilden Natursohn, einen rohen nordischen Barden zu travestiren, nicht abgewichen ist; denn es hängt mit der empfindsamen Klage über das Elend der Cultur zusammen, die Poesie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen selbst scheinen den Homer durch eine sehr begreifliche Verwechselung des Ehrwürdigsten mit dem Vollkommensten oben an zu stellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menschen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und

Odyssee bezeichnete? Aber die Harmonie der griechischen Bildung läßt schon vermuthen, daß die Poesie mit den übrigen Künsten und Bestrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird, und die Geschichte zeigt uns, wie sie sich von leichter Fülle (epische Periode) zu energischer Einzelheit erhob (lyrische Periode), und durch innige Verschmelzung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit gelangte (dramatische Periode). Wenn also die lyrische Poesie mit dem Jugendalter, die dramatische mit dem männlichen verglichen werden kann; so vereinigt die epische die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem sichern Blick des Greises. Die epische Schönheit ist die einfachste, und konnte daher zunächst nach den wilden rhythmischen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, sondern Entledigung vom Drange eines Bedürfnisses waren, gefunden werden. Besonnenheit ist die früheste Muse des nach Bildung strebenden Menschen, weil in ihr zuerst das ganze Bewußtsein seiner Menschheit erwacht. Also nicht als die höchste oder vorzüglichste, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunstsinn als Natur genießen, was bei den Kunstbildungen eines Sophokles zum Beispiel nicht mehr möglich ist. In diesem Stücke, wie in allem Wesentlichen, stimmt Herrmann und Dorothea, ungeachtet des großen Abstandes der Zeitalter, Nationalcharakter und Sprachen bewundernswürdig mit seinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im classischen Alterthume suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kömmt eigentlich auf eins hinaus; denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu solch einer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht

ein schweizerischer Dichter Geschichten aus den Zeiten der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfassung, Volksfeste, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, so müßte er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volke daheim bleiben. Es fragt sich nun weiter: was er in diesem Kreise herausheben, ob sich die Darstellung lieber auf das Privatleben wenden soll? Man wird geneigt sein zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tausend den wichtigsten Einfluß haben, seien vorzüglich geschickt, auch in der Poesie groß und ergreifend zu erscheinen; was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur durch allgemeine Ansichten in große Massen zusammen faßt. Allein damit kann sich die epische Ausführlichkeit nicht begnügen: die fodert ein großes Detail, sie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier ist es eben, wo sich die unüberwindliche Sprödigkeit eines solchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wissenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden; was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt: dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geschäften des Friedens kann nur da, wo die Verfassung ächt republicanisch ist; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroischen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Mensch mit seiner ganzen geistigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisches Epos wird daher mehr eine Odyssee als eine Ilias sein, sich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältnissen beschäftigen müssen. Doch hier öffnet sich wieder eine neue Aussicht von Schwierigkeiten, die, wenn das Problem nicht gelöst vor uns läge, die Ausführbarkeit sehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Be-

rührung und Wechselwirkung der Gemüther durch tausend conventionelle Fesseln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfnisse und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künstlich zusammengesetzte, glänzende, aber leere Geselligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komische, also bestimmt gerichtete, parteiische Darstellungen zusammengedrängt, im höchsten Grade unterhalten: in der ruhigen, parteilosen Entfaltung des epischen Dichters müßte sie todt und herzlos erscheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Gesinnungen, worein die geplagten Lastträger der bürgerlichen Gesellschaft natürlicher Weise versinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographischen Idyllen den Stoff herleihen. Freilich kann sich große und schöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünstigen Einfluß erschlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgestellt, müßte sie uns wie eine unwahrscheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat also nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch nicht so leicht sein wird, Lagen für seine Personen zu ersinnen, wodurch sie entfernt von steifen Conventionen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beschränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte ist dies auf das glücklichste getroffen. Herrmanns Aeltern haben das sichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genossen, sie ist durch redlichen Fleiß erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freiheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung großstädtischer Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäuerin, aber einer im Wohlstande erzogenen, auf, und die reife Festigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geistes wird aus ihrer besondern Geschichte befriedigend erklärt. Der Geistliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältnissen nach, Kenner des menschlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieser ein durch Unglück geprüfter, ernster Weiser sein. Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in

der feinsten Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde seiner Bildung die schlichteste, bescheidenste Farbe giebt. Alles dies verschafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Personen jene Entwickelung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höhern sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den roheren Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichsam der Styl der Natur und der Sittlichkeit im Erhabnen, wie Kant sagt, ist dem epischen Gedichte überhaupt angemessen, weil sie uns in dem Dargestellten einen Widerschein von der Einfachheit der Darstellung erblicken läßt. Vollends in einem solchen, welches seinen Stoff aus unserm Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt, ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichterischer Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemeßne Feierlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man sich gepanzert und dabei mit Alongenperücken und Manschetten vorstellen kann; sondern etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroische Kraft seiner großen Gestalten, an welche die Welt schon damals hinaufsah, einflößen mußte. Und was wäre dies anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber spotten, daß hier die Wirthin zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe besungen wird: daß Herrmann seiner Geliebten, einer Bäuerin, den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo sie reden, versinkt jede Uebereinkunft der Meinung und der Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären also gefunden: aber nun hat der Dichter eine epische Begebenheit zu suchen. In der glücklichen Beschränkung jener Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswürdige Thaten natürlicher Weise nicht statt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragischen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, der Größe für die Fantasie habe. Er muß seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht

bloß die Oberfläche ihres Daseins geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergiebt sich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage: einer anmuthigen gemischten Gattung, wovon wir an Vossens Luise ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familienfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle durch das Ganze hin dieselben gegen einander bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden fortschreitendes.

Der große Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die fantastische Vorstellungsart, das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der geselligen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunct und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unsrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maaß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein Wilhelm Meister (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzu günstig urtheilt) unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit aus einander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten

Platz einräumt. Auch in Herrmann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem Style der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Entscheidungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umstand, daß Herrmann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichtes völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig Statt finden darf: nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Auffoderung zur Theilnahme an die Menschheit.

Es versteht sich von selbst, daß das oben über die unbestimmte epische Einheit bemerkte bei einem ganz erfundenen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig poetisirte Sage gegeben, kann der Sänger fast in einem beliebigen Puncte aufnehmen, (nach Homers eignem Ausdruck: *Ενϑεν ἑλων*, Od. VIII, 500) und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bei einem schicklichen Einschnitte wieder fallen lassen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren,

ihnen schon bekannten, Schicksale seiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Personen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine strengere Begrenzung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punct hindrängende Spannung. Alles ist einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorher sieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten, Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerissen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfte und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermeiden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Herrmanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmern Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gemüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung; denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen

Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu unterscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, beim Herrmann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll, und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrokkenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rükken, mischte sich nicht, dem Jünglinge gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaaßungslosen Styl der Behandlung dem Werke

nicht von außen mit schmückender Willkühr angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des Homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt und gleichsam vergessen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneigung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbstständigkeit ist; so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in Homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an dem Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worin sie ausgeprägt werden soll, muß der Geist durch anders modificirte Mittel sich auszudrücken suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener, Reden, und manche kleinen Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzuselten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Herrmann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre; sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sän-

gers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangne nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne sich besonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausschließung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Herrmanns Ausdruck seyn: dem ist kein Herz im ehernen Busen, wo sowohl seyn mit dem Dativ statt haben, als das Beiwort ehren nicht bei uns einheimische Redensart ist. Aehnlichkeiten wie: denn mir war Zwiespalt im Herzen, und διανδιχα μερμηριξα, oder wie: και με γλυκυς ἱμερος ἁιρε, und S. 130. und süßes Verlangen ergriff sie; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zusammengefaßt werden:

ὡδε δε τις ειπεσκεν, ιδον ες πλησιον αλλον.

Denn so sagte wohl eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

Aber ein und die andre der Weiber sagte gebietend,

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen, da wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, so bietet unsre Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an sich schöne und treffende Beiwörter, die einmal für allemal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Ge-

schichte während des Gesanges ersinnend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkern Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den Homerischen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sodern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der Deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeiue Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen, als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur Einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuser, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist, als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Herrmann und Dorothea viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyssee, „die in „den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa „ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine „Sorge darauf wenden, schön zu reden," das Verdienst der poetischen Synthesis weitläuftig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung „scheint die Homerische Diction, unermeßlich weit entfernt „von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welcher der „Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen be„scheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu „sein." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannichfaltigere

Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem Deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Herrmann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung, von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck, manchmal die Weglassung.

Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie, was sie sollen. Auch bei kühnern Versetzungen ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel, wird sich manches Deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so bescheidner, schmuckloser, und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in Herrmann und Dorothea herrscht, in unsrer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen nehmen in Homers Gesängen einen großen Raum ein, und dieß gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper, und so wenig geübt am Geiste sind.

Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dies, was man poetisches Stillleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das noch nöthig sein würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine subjective Empfindungsweise des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In Herrmann und Dorothea ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit dienliches übergangen, und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beispiele hievon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht sein muß sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspuncte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden, die im Ernste und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergessen muß, wie er sie selbst beschreibt.:

> Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der vermöge der Götter
> Kundig, den Sterblichen singt die lusterregenden Worte:
> Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nun singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekom-

men. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unsrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Herrmann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enhält. Dieses Eine ist schön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt. Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem Deutschen Sänger mit Bedacht weggelassen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapsodien, die er wie Herodot die Bücher seiner Geschichte nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben Herrmann und Dorothea in dem bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besondern Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Styls zu charakterisiren gesucht. Als ein Individuum seiner Gattung, d. h. als episches Gedicht, haben wir es schon vorher charakterisirt. Denn was wir oben als wesentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegne Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschließung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus; diese Merkmale lassen sich eben so gut an dem Deutschen Gedicht entwickeln als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht; so wird der Leser, der dies Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt ist, sie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Mißverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein

sollte. Er muß es allerdings auf das innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fodert, gleich nach dem erschütterndsten Momente einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in Herrmann und Dorothea, namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme ist also kein leerer Schein: denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr tingirt ist, so sympathisirt der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter. — Die Lehre vom epischen Rhythmus verdient ein genauere Auseinandersetzung. Sie ist auch deswegen wichtig, weil sie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Sylbenmaaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im einzelnen, durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß; und im Wilhelm Meister scheint dieß wirklich ausgeführt zu sein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichterische Laufbahn, so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unsrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fortzugehn, eine solche Uebersicht auch sein würde; und fassen nur unsre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig ver-

bunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende, Rührung. Herrmann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Styl, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Königsberg, bei Friedr. Nicolovius. 1801. Band II. S. 197 ff. 260 ff.

— Ich darf wohl von der dramatischen Laufbahn Goethe's und Schillers, zweier Männer, auf welche unsre Nation stolz ist, und im vertrauten Umgange mit denen ich oft meine Gedanken über die Kunst berichtigt habe, mit der Offenheit reden, welche ihres großen uneigennützigen Strebens würdig ist. Die Verirrungen, welche sie, anfänglich noch in Mißverständnissen begriffen, veranlaßt haben, während sie immer reinerer Klarheit entgegengingen, sind zum Theil schon in Vergessenheit versunken oder werden es bald sein; ihre Werke werden dauern: wir haben darin wenigstens die Grundlage einer zugleich eigenthümlich deutschen und ächt künstlerischen dramatischen Schule.

Kaum hatte Goethe in Werther gleichsam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt, so protestirte er in Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkührlichen Regelnzwang, wodurch die dramatische Poesie eingeengt worden war. Man sieht in diesem Schauspiele nicht Nachahmung Shakspeare's, sondern die durch einen genialischen Schöpfer in einem verwandten Geiste angeregte Begeisternng. Im Dialog setzte er Lessings Grundsätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Ge-

setze der schriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichterische Umschreibung, die Darstellung sollte die Sache selbst sein, und so ließ er täuschend genug, wenigstens für diejenigen, welche die geschichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unsre Altvordern selbst reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutsche Treuherzigkeit hat er auf das rührendste ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderstehlich, das Ganze hat einen großen historischen Sinn, es stellt nämlich den Kampf einer abscheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politischen Zahmheit. Die Vorstellung auf der Bühne berücksichtigte der Dichter dabei gar nicht, schien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Uebermuthe zu trotzen.

Ueberhaupt war es Goethe'n vor allem darum zu thun, seinen Genius in seinen Werken auszusprechen, und neue poetische Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabei gleich, wiewohl er meistens die dramatische vorzog. Zugleich war er indessen ein warmer Freund des Theaters, und arbeitete zuweilen nach dessen durch Gewohnheit und Zeitgeschmack bestimmten Forderungen, wenn er z. B. im Clavigo ein bürgerliches Trauerspiel in Lessings Manier lieferte. Dieses Stück hat überdies noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In diesen hatte sich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten, die Katastrophe hat er hinzugedichtet, und wenn wir bemerken, daß sie gar sehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zusammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe errinnert, so ist damit auch schon gesagt, wie sehr sie gegen den Ton und das Kolorit des übrigen absticht. In der Stella machte es Goethe mit der Geschichte des Grafen von Gleichen ungefähr so, wie es Lessing mit der Geschichte der Virginia gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler: jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge ist rührend, treuherzig, sogar erbaulich; Stella kann nur der Empfindsamkeit verwöhnter Herzen schmeicheln.

Späterhin suchte er eine Ausgleichung zwischen seinen Kunstabsichten und den üblichen dramatischen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er fast sämmtlich mit einzelnen Versuchen durchgegangen hat. In seiner Iphigenia drückte er den Geist der antiken Tragödie aus, wie er ihn besonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben solcher Einfachheit, Gediegenheit und edlen Zierlichkeit dichtete er den Tasso, in welchem er eine historische Anekdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegensatzes zwischen dem Hof= und Dichterleben wandte. Sein Egmont ist wieder ein romantisch=historisches Schauspiel, dessen Styl zwischen seiner älteren Weise im Götz und Shakspeare's Form in der Mitte schwebt. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella sind, möchte ich sagen, idealische Operetten, so leicht und lustig hingehaucht, daß sie durch musikalische Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, schwerfällig und prosaisch zu werden; der edle und gehaltne Styl des Tasso im Dialog wechselt darin mit den zartesten Liederstimmen. Jery und Bätely ist ein reizendes Naturgemälde in schweizerischen Sitten, im Geiste und der Form der besten französischen Operetten, Scherz, List und Rache dagegen eine wahre opera buffa voll italiänischer Lazzi. Die Mitschuldigen sind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Lustspiel nach den französischen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablassung, daß er eine Fortsetzung zu einem Nachspiele von Florian lieferte; so weit die Unpartheilichkeit des Geschmacks, daß er einige Trauerspiele von Voltaire für die deutsche Bühne übersetzte. Goethe's Worte und Rhythmen haben immer einen goldnen Klang, aber als Uebersetzungen können wir diese Arbeiten nicht für ganz gelungen halten, und man müßte es bedauern, wenn etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden sollen. Man braucht nicht etwa Lessings Dramaturgie herbeizurufen, um diese auf deutschem Boden unersprießlichen Erscheinungen zu bannen; Goethe's eigne meisterliche Parodie des französischen Trauerspiels in einigen Scenen der Esther wird dies weit ergötzlicher verrichten.

Der Triumph der Empfindsamkeit, eine höchst genialische Verspottung der eignen Nachahmer Goethe's, neigt sich

zur komischen Willkühr und fantastischen Symbolik des Aristophanes, aber es ist ein züchtiger Aristophanes in feiner Gesellschaft und am Hofe. Weit früher hatte sich Goethe in einigen Schwänken und Fastnachtspielen ganz die Manier unsers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denselben freien und kräftigen Dichtergeist erkennt man unter allen diesen Verwandlungen wieder, worauf sich die homerischen Zeilen vom Proteus anwenden lassen:

Erstlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Floß dann als Wasser dahin, und rauscht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört sein früh entworfner, aber erst spät erschienener Faust an, der auch in seiner neuesten Gestalt immer noch ein Bruchstück ist, und in dessen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchstück bleiben zu müssen. Es ist schwer zu sagen, ob man mehr zu der Höhe hinanstaunt, die der Dichter oft darin erschwingt, oder mehr an den Tiefen schwindelt, die sich vor unsern Blicken aufthun. Aber hier ist nicht der Ort, dieses labyrinthische und gränzenlose Werk, Goethe's eigenthümlichste Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatischer Hinsicht zu betrachten. Die wunderbare Volkssage vom Faust ist ein sehr theatralischer Stoff, und das Marionettenspiel, woraus Goethe nach Lessing den ersten Gedanken zu einem Schauspiel hergenommen, entspricht dieser Erwartung selbst noch in den verstümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwissenden Puppenspielern vorgetragen wird. Goethe's Darstellung, die sich in einigen Punkten genau an die Ueberlieferung hält, in andern aber sie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen absichtlich über die Dimensionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen sind stehende Schilderungen von Fausts inneren Zuständen und Stimmungen, Entwickelungen seiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens und über das unbefriedigende Loos der Menschheit in langen Monologen oder Gesprächen; andre Auftritte, wiewohl an sich äußerst geistreich und bedeutsam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele sehr theatralisch gedachte sind nur flüchtig skizzirt: es sind rhapsodische Bruchstücke ohne Anfang und Schluß, worin

uns der Dichter einen überraschenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatischen Gedicht, welches auf der Bühne mit sich fortreißen soll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert sein müssen, so daß man sagen kann, jede Scene habe ihre Exposition, ihre Verwicklung nnd Auflösung. Einige Scenen, voll von der höchsten drastischen Kraft unb von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins und Gretchen und Faust im Kerker, beweisen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote stand, und daß er sie nur umfassenderen Absichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leser auf, ja er nöthigt sie, seinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatralische Kunst vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Faust aufzuführen, müßte man Fausts Zauberstab und Beschwörungsformeln besitzen. Bei solcher Unfähigkeit zur äußern Darstellung ist dennoch aus dem seltsamen Werke erstaunlich viel für die dramatische Kunst sowohl in der Anlage als Ausführung zu lernen. In einem vermuthlich spät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, seinem Genius treu, sich nicht den Forderungen eines gemischten Haufens von Zuschauern fügen könne, und schreibt gewissermaßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingestehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatisches aber nicht eben so viel theatralisches Talent besitzt. Ihm ist es weit mehr um die zarte Entfaltung als um rasche äußere Bewegung zu thun; selbst die milde Grazie seines harmonischen Geistes hielt ihn davon ab, die starke demagogische Wirkung zu suchen. Iphigenia auf Tauris ist zwar dem griechischen Geiste verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Widerschein derselben, Nachgesang: die gewaltsamen Katastrophen jener stehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und alles löst sich leise im Innern der Gemüther auf. Das stärkste erschütternde Pathos findet sich in Egmont, aber der Schluß dieses Trauerspiels ist ebenfalls ganz aus der äußern Welt in das Gebiet einer idealischen Seelenmusik entrückt.

Daß Goethe bei dieser Richtung seiner dichterischen Laufbahn auf den reinsten Ausdruck seiner Begeisterung ohne irgend eine andre Rücksicht, und von Seiten der Kunst auf Universalität der Studien, nicht den entscheidenden Einfluß auf die Gestalt unsers Theaters gehabt, den er hätte haben können, wenn er sich ihm wirklich ausschließend und unmittelbar widmen gewollt hätte, ist leicht zu begreifen. —

Ueber dramatische Kunst und Litteratur. Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel. Heidelberg, 1811. 8. Thl. III. S. 395 ff.

Auf Goethe's Brustbild von Friedrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geschäften des Staats, Kunst, Poesie und Natur.

Aug. Wilhelm Schlegels poetische Werke. Heidelberg, 1811. Thl. II. S. 74.

Auch unter uns hat neuerdings ein Mann vom größten Ansehen einen harten Bann über die Indische Götterlehre ausgesprochen, jedoch mehr im Sinne eines vom Heidenthum zum Islam bekehrten, als eines methodistischen Predigers. Indessen Brahma und die übrigen mögen ihre Sache selbst führen, indem sie in ihrer wahren Gestalt auftreten. Was aber dieser neue Zelot Allah's und seines Propheten eben so aburtheilend über die bildende Kunst der Indier, über das weltberühmte Fabelbuch Hitopadesa, und über das Schachspiel, eine Indische Erfindung, vorträgt, das werden wir Gelegenhert finden in der Folge dieser Blätter zu prüfen.

Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von Aug. Wilh. Schlegel. Bonn, bei Eduard Weber. 1820. Bd. I. Heft 1. S. 36.

Aenderungen nach Wilhelm Meister auf der Magdeburger Bühne.

Hamlet wurde mit blondem Haar dargestellt. Als Däne, als Nordländer ist er blond von Hause aus, und hat blaue Augen. Ihm wird das Fechten sauer, der Schweiß läuft ihm vom Gesicht, und die Königin spricht: er ist fett, laßt ihn zu Athem kommen. Kann man sich ihn da anders als blond und wohlbehaglich vorstellen? denn braune Leute sind in ihrer Jugend selten in diesem Falle. Paßt nicht auch seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine thätige Unentschlossenheit, besser zu einer solchen Gestalt, als wenn man sich einen schlanken, braunlockigen Jüngling denkt, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet? Im Anzuge selbst war eine gewisse Nachläßigkeit sichtbar: der schöne Federbusch verbogen, die Halskrause verschoben, der Mantel leicht angeheftet, der Hut tief ins Gesicht gedrückt u. a. m.

Bei der ersten Audienz erschien König und Königin sitzend auf dem Thron, die Hofleute an den Seiten, und Hamlet steht unbedeutend unter ihnen. Er muß sich eher verbergen als zum Vorschein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt ist, wenn der König mit ihm als Sohn spricht, dann mag er herbey treten und die Scene ihren Gang gehen.

Ich bemühte mich, die Stelle über das Schmausen und Trinken der Nordländer mit der gehörigen Gleichgültigkeit zu sprechen; die Erscheinung des Geistes ward darüber um so mehr vergessen und um so fürchterlicher, je weniger der Zuschauer vorbereitet war.

Der Geist selbst ward von einer großen Gestalt repräsentirt, sein Tritt leise, kaum hörbar, aber schnell, und die leichte Bewegung in der schwer scheinenden Rüstung, vermehrte den Eindruck ungemein.

Die Anrede an den Geist wurde nach dem Original gesprochen, dessen Wortstellung die Verfassung eines überraschten, erschreckten, von Entsetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken scheint.

„Sey du ein guter Geist, sey ein verdammter Kobold, bringe „Düfte des Himmel mit dir oder Dämpfe der Hölle, sey Gutes „oder Böses dein Beginnen, du kommst in so einer würdigen Ge„stalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, „Vater, o antworte mir!“ —

Die größte Wirkung brachte der folgende Zug hervor. Nachdem das Theater verwandelt war und der Geist vor Hamlet her nach dem entfernten Platz schritt, hielt er unvermuthet inne und wandte sich mit Blitzesschnelle um; dadurch kam ihm Hamlet plötzlich näher zu stehen als er glaubte, und diese Ueberraschung gab seinem Spiele während der Erzählung des Geistes die gehörige Richtung. Furchtsam ausspähend stand er vor ihm, und als die Worte ertönten:

„Ich bin der Geist deines Vaters“

trat er einige Schritte schaudernd zurück. Das stumme Spiel Hamlets in dieser Scene, gehört mit zu den schwierigsten Partheien der ganzen Rolle. Meistern wurde dadurch, daß er den Repräsentanten des Geistes nicht kannte *), die Aufgabe erleichtert; die wunderbarsten Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde den seltenen Freund zu entdecken und die Sorge ihn zu beleidigen, selbst die Unschicklichkeit ihm als Schauspieler in dieser Situation zu nahe zu treten, bewegten ihn nach entgegengesetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geistes seine Stellung oft, schien unbestimmt und verlegen, aufmerksam und zerstreut.

Als der Geist versank, legte sich ein leichter, grauer durchsichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Versenkung zu steigen schien, über ihn weg, und zog sich mit ihm hinunter. Er war übrigens vom Scheitel bis zur Zehe im stahlblaüen Harnisch gehüllt. Von dem Gesicht sah man nichts als die bleiche Nase und etwas Weniges zu beiden Seiten derselben.

---

*) Ein unbekannter Freund hatte sich vor der Vorstellung dazu eingestellt.

Bei dem schwört, welches der Geist unter der Erde ruft, entwand sich jedesmal ein kleines blaues Flämmchen, einem Hauche gleich, aus dem Boden, wodurch die spielenden Personen gleichsam gezwungen wurden, die Stellen so schnell zu wechseln, als ob der Boden unter ihnen brannte.

Die beiden Gemälde, auf die sich Hamlet in der Scene mit seiner Mutter so heftig bezieht, waren beide im Hintergrunde des Zimmers neben der Hauptthüre sichtbar. Der alte König hing in völliger Rüstung, wie der Geist, auf eben der Seite, wo dieser heraustritt; die Figur drückte mit der rechten Hand eine befehlende Stellung aus, stand etwas gewandt, sah gleichsam über die Schulter, und glich so dem Geiste vollkommen, in dem Augenblick, da dieser zur Thür hinaus ging. Es that eine sehr große Wirkung, als in diesem Augenblick Hamlet nieder auf den Geist wies; die Königin hingegen in die Höhe nach dem Bilde starrte. Auch hatte unser Repräsentant des Geistes dem Maler gesessen; dadurch wurde der Effect erhöht, als er unfern vor dem Gemälde hervortrat und vor seinem Ebenbilde vorbeischritt. Wahrheit und Irrthum vermischt sich hier so sonderbar, daß sich der Zuschauer wirklich überzeugen kann: die Königin sehe die eine Gestalt nicht. — Der Stiefvater hing auf der andern Seite, im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als jener vorgestellt.

Die Schauspielerschule oder charakteristische Darstellung der Hauptrollen in den vorzüglichsten Schauspielen der deutschen Bühne. Für Schauspieler und Dillettanten dieser Kunst. Quedlinburg, bei Gottfried Basse. 1810. 1. Bdchn. S. 137 ff. (Dasselbe Bändchen enthält S. 3—16 eine Zusammenstellung der im Wilhelm Meister über Hamlet enthaltenen Stellen.)

Daniel Jenisch.

Goethe ist durch seine Meisterstücke, Werther, Götz von Berlichingen und Iphigenia in Tauris, in der Folge auch Torquato Tasso, unserer Nation der Schöpfer

des bessern Romans, des vaterländischen Trauerspiels und des ächten Griechengeschmacks geworden. Der unaussprechliche Eindruck, mit welchem Werther wirkte, noch wirkt, und immer wirken wird, beruht auf jener erhabenen philosophischen Melancholie, auf jener feinen lebendigen Empfänglichkeit für die schöne Natur, auf jener pathetischen Gluth der Leidenschaft, Karakterzüge, mit welchen der neueuropäische Geist so einzig gestempelt ist. Deutsche Redlichkeit, Treu- und Biederherzigkeit, deutsche Kraft und Originalität, fand sich in keinem alten und in keinem neuen litterarischen Produkt so lebendig wieder, als in dem Drama Götz von Berlichingen. Der Deutsche schien, wegen seiner bisherigen Nachahmung französischer und brittischer Urbilder, vor sich selbst zu erröthen: er fing an, in seiner eignen Goldgrube zu graben: und wir erhielten allmählich dramatische Nationalstücke. Die in der deutschen Litteratur einzige Epoche der Ritterromane leitet sich gleichfalls von dem großen Goethischen Ritterschauspiel ab. Iphigenia in Tauris, ein Trauerspiel im Griechengeschmack, welches Sophokles selbst geschrieben zu haben nicht verschmähen würde, machte uns auf die eigentliche Poesie des Trauerspiels aufmerksam, und vernichtete das elende, von einigen deutschen Kritikern selbst unterhaltene Vorurtheil, daß ein Trauerspiel nie anders, als in Prose, geschrieben sein müsse. Insbesondere aber ward dadurch zugleich jener erhaben-ernsten Lebensphilosophie, welche das griechische Trauerspiel zugleich zu einem Lehrer der wahren Weisheit machte, der Weg vorgebahnt. Der Goethische Roman Meisters Lehrjahre scheint bis jetzt durch die Lafontainische Popularität und durch die Jean Paul'sche Originalität gleichsam überschrieen worden zu sein: wenigstens hat er noch keine der schönen Wirkungen in unserer Roman-Litteratur hervorgebracht, welche hervorzubringen er geeignet ist. — Fast vollendet in Hinsicht auf den Styl ist dieser Roman ein lebendiges Studium für den Stylisten, wie für den feinen Menschenbeobachter.

Geist und Karakter des achtzehnten Jahrhunderts, von D. Jenisch. Berlin, 1801. 8. Thl. III. S. 395. 424.

G o e t h e.

Recentiorum poetarum antiquissimus.
Unter allen Dichtern neuer Zeit der antikeste.

Illum quicquid agit, quoquo vestigia vertit,
Componit furtim subsequiturque decor.
(Tibull.)

Was er beginnt, wohin er den Fuß im Felde der Musen
Oder Minervens setzt: Charis begleitet ihn stets.

Obelisk an der Gränzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. Eine Lapidarschrift von D. Jenisch. Berlin, 1801. 8. S. 203.

Friedrich Maximilian von Klinger.

Man streute wohl ehemals Goethe'n Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen, was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Wilhelm Meister und Herrmann und Dorothea nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blässer geworden. Uebrigens gehört den Deutschen der Ruhm dieser neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk sie ihnen streitig machen wollen.

Wenn man Schillers Don Karlos, Wallenstein, Goethe's Tasso, Iphigenie, Lessings Nathan, Klopstocks Oden und Messias und einige andre Werke liest, so fragt man sich wohl, wenn man wieder zu sich kömmt, welch ein Volk muß dieses sein, für das man so etwas schreibt, und das es zu schätzen weiß? Die Täu-

schung löst sich, wenn man die Götzen dieses Volks ansieht, die auch ihre Tempel haben, und weit besuchtere Tempel, als die wahren Götter. Aber hat die Natur nicht jeder Art Thiere die ihnen zukommende Nahrung aufgetischt? Warum sollte es hier anders sein? Und was wäre wohl mit Recht dagegen einzuwenden? Die Götzen wissen doch, daß sie nur Götzen, daß ihre Priester nicht die wahren sind; daß nur Götzendienst mit ihnen getrieben wird.

— Goethe's Iphigenie und Tasso, Lessings Nathan, sind die vollendetsten Dichterwerke neuerer Zeit — und Goethe fühlte gewiß, ohne an Kunstwerk zu denken, daß die Form des Götz von Berlichingen, zur Entwicklung der gegenwärtigen, mit dem Stoff harmonirenden Stimmung, nicht die schickliche wäre. Und gleichwohl ist Götz von Berlichingen ein eben so großes Kunstwerk! Und dann Shakespear's, Dante's Kunstwerke! Aber die Herren, die so viel von Kunstwerk in Journalen und Schriften reden, möchten uns gar zu gern an eine gewisse Nüchternheit des Geistes gewöhnen — sie haben freilich ihren Stoff in ihrer Gewalt, denn sie tragen ihn wie Mosaik zusammen, und da thut die schulgerechte Zeichnung das meiste. Die Täuschung ist auch darnach.

Betrachtungen und Gedanken ꝛc. 1801. 1802. 8. Nro. 11. 22. 59.

Erklärung.

Unter dem Postzeichen „Wolfenbüttel“ wurde mir durch die Post folgende Schrift zugesandt: „Goethe als Mensch und Schriftsteller; aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover, Königl. englischer Obristlieutenant ꝛc. Zweite Auflage. Halberstadt, 1824. 8.“ Der genannte Autor sowohl, als der Uebersetzer, Kommentator und Uebersender dieser Schrift an mich sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne weitere

Unterschrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethe's von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiermit öffentlich: Dieser Zueignung versage ich die Annahme; die Schrift selbst hat mein höchstes Mißvergnügen erregt, und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser.

St. Petersburg, den 27. Februar 1824.

Generallieutenant Friedrich Maximilian Klinger.

Literarisches Conversationsblatt. Leipzig, 1824. Nro. 97. (In den gelesensten deutschen litterarischen Blättern abgedruckt.)

Friedrich von Hardenberg.

Es wird eine schöne Zeit sein, wenn man nichts mehr lesen wird, als die schöne Komposition, als die litterarischen Kunstwerke. Alle andere Bücher sind Mittel, und werden vergessen wenn sie keine tauglichen Mittel mehr sind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Litteratur das gethan, was Wedgwood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er

hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft, im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilen Stoff einen poetischen Effekt erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn, und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lothario's Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

Novalis Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und L. Tieck. Berlin, 1802. 8. Th. II. S. 367.

Ungenannt.

Arbeiten des Bildhauers Friedrich Tieck aus Berlin.

Der Bildhauer Tieck, ein Bruder des Dichters, der nach seiner Zurückkunft aus Frankreich im verwichnen Herbst zuerst in Weimar verweilte, und seit Anfang Dezembers sich wieder hier in seiner Vaterstadt aufhält, hat dem kunstliebenden Publikum ein interessantes Geschenk mit zwei ausgezeichneten Porträtbüsten gemacht.

Die erste ist Goethe's Bildniß, nach dem allgemeinen Urtheile von sprechender Aehnlichkeit, auf das treueste nach der Natur gearbeitet, jedoch ohne aus den Grenzen der Skulptur herauszugehen. Goethe's Kopf ist durch die Großheit der Formen und den edlen, ich darf wohl sagen antiken, Schnitt des Gesichtes, ganz besonders für diese Art der Nachbildung gemacht; desto mehr wird aber auch erfodert, um ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und uns Goethe'n ganz im Goethe zu zeigen. Bisher hat man am häufigsten die kleine Büste von Klauer gehabt, die, in weit jugendlicherem Alter genommen, sichtlich zu der Idee eines Apollo hinstrebt: eine Intenzion, die bei der dazu passenden Anlage der Züge allerdings zu loben ist, wenn sie nur mit mehr Energie und lebendiger Realität durchgeführt wäre. Eine Büste in Marmor, von dem verstorbnen Trippel bei Goethe's Anwesenheit in Rom verfertigt, ist im Schlosse zu Weimar befindlich; sie soll nie vollkommen ähnlich gewesen seyn: ich habe sie nicht gesehen, und also kein Urtheil darüber.

Tiecks Abbildung kündigt durch ernste Würde den Mann an, welcher einem großen Ziel mit selbstständiger Kraft unverrückt entgegen ging; doch vermißt man auch die Anmuth und Milde nicht, welche in Goethe's Dichtungen herrscht: sie ist wie ein leiser Hauch über den begeisterten Tiefsinn der hohen Stirn, über den Weltverstand und die Schärfe der Beobachtung in der Nase, über den dichterischen kühnen Schwung der unendlich schön geschweiften Lippen ausgegossen. Das Haar läßt die Stirn frei und umgiebt sie in

kurzen lockigen Partien, von denen nur zwei größere in der Mitte nach Art der Jupiterslocken in die Höhe gehen und zu beiden Seiten auseinander fallen: eine in dem natürlichen Haarwuchs des Originals schon vorbereitete Anordnung, welche die Form der Stirne selbst zu fordern scheint. Ein schmales Band geht hinter den vorderen Locken herum, oben, wo es geknüpft seyn soll, von ihnen versteckt; am Hinterkopfe liegt das gescheitelte Haar glatt an, sein wolliger Gang ist nur durch kleine Einschnitte bezeichnet. So bietet der Kopf auch von der Seite einen völlig schönen Umriß dar, der dem Profile mit der andern Hälfte harmonisch entspricht. Die Haltung ist ebenfals charakteristisch, das Gesicht auf den Schultern und dem starken Halse gewandt und eher zurück als vorgelehnt, der Blick erhoben, der Mund ein wenig geöffnet. Die Drapperie ist wohl verstanden, mit ein paar großen Falten des umgeschlagnen Mantels von einer Schulter zur andern herüber geworfen, weiter unten liegt sie an und zeichnet die mächtige Brust hindurch. Sie trägt ohne Prunk dazu bei, dem Ganzen ein etwas imperatorisches Ansehn zu geben. Doch hat der Künstler jetzt noch eine andre nackte Brust, nur mit einem Zipfel Gewand über der einen Schulter dazu modellirt, die in der Breite und hinunterwärts nicht so weit geht, und als Herme viereckig abgeschnitten ist, so daß die Liebhaber zwischen diesen beiden Formen der Büste die Wahl haben werden. —

Zeitung für die elegante Welt. 1802. Nro 19.

Friedrich Schulz.

Theater.

Am 18. Januar (1803) Iphigenia auf Tauris, von Goethe.

Vor einer nicht zahlreichen, aber erlesenen Versammlung — (das bewies die Andacht, womit man die Götterworte aufnahm) — wurde heute Iphigenia mit erhöheter Kraft und Liebe dargestellt. Die Schauspieler schienen es zu fühlen, daß die gegenwärtige Versammlung keine gewöhnliche seyn könne; und

wer möchte sie tadeln, daß das Gefühl, verstanden, mit Ruhe und Wärme anerkannt zu werden, ihrem Geiste bessere Schwingen giebt? Madame Unzelmann — Iphigenia, erschien wieder in himmlischer Anmuth, und hob uns mit göttlicher Gewalt.

„Goldne Sonne, leihe mir
die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
vor Jovis Thron; denn ich bin arm und stumm!"

Beschort's schöne Darstellung des Pylades hatte in den beiden ersten Vorstellungen einen auffallend fehlerhaften Punkt; ein Schüler konnte ihn entdecken, nur dem scharfsinnigen und gelehrten Redakteur des Theaterartikels in der Spenerschen Zeitung, muß er ein Geheimniß geblieben seyn; denn wie würde er sonst geeilt haben, sich bei seinem Publikum abermals durch einen eben so eminenten Beweis von Beobachtungsgeist und Gelehrsamkeit ein Ansehen zu geben, als er durch Vergleichung der Goethe'schen Iphigenia mit der, durch Bothe's Uebersetzung ihm zur Kenntniß gekommenen des Euripides ablegte. In der heutigen Vorstellung hatte Beschort seinen Irrthum eingesehen, und sich besonnen, daß Pylades, wenn er zu Iphigenien von Troja's Fall spricht, nicht klagen, und namentlich die Worte:

„Es liegt", und
„die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf."

nicht mit dem Ton der Trauer, den er freilich so ganz in seiner Gewalt hat, aussprechen muß. —

Nur noch eine Bitte an die Direktion, wozu mich gewiß der Wille Aller, die Geist und Gemüth haben, bevollmächtiget; daß sie uns die Vorstellung der Goethe'schen Iphigenia nicht darum, weil sie nicht sehr ergiebig für die Kasse ist, ganz entziehen möge. Wir wissen, was wir begehren; wir wollen die Götterkost nur selten und sparsam genießen; Iphigenia soll uns ein Fest seyn, das nur ein oder zwei Mal im Jahre wiederkehrt;

„saure Wachen, frohe Feste, sey unser künftig Zauberwort!"

das heißt, Kotzebue in Ueberfluß und alle Tage, bald rein sauer,

bald säuerlich, bald verwässert und schaal, bald mit Zucker und pikantem Gewürz versetzt, — und Goethe zum frohen Feste; Kotzebue der weite, bunte Markt für Alle, Goethe das Allerheiligste für die Erwählten. In der That, Wiederholungen von Stücken, wie Iphigenia, sind ein treffliches Mittel, das Schauspielhaus von manchem Unrath zu säubern; die guten Leute wollen nicht gekannt seyn, wenn sie erscheinen, sie künsteln, schmücken, schminken und verschleiern sich, und — die Armen! sie sind gekannt, sobald man sie nicht sieht. —

Am 20. Tankred, ein Trauerspiel nach Voltaire, von Goethe, in fünf Akten.

Das französische Trauerspiel, wenn es auf unsere Bühne verpflanzt wird, muß durchaus gemessener, rhythmischer, glänzender gespielt werden, als es wirklich geschieht; sonst thut man demselben zu viel und zu wenig, wie man es nehmen will. Allerdings muß es dem geistvollen, deutschen Schauspieler, dem Ausdruck und Charakter mehr als Symmetrie und rhetorischer Prunk gilt, schwer fallen, sich zwanglos in dieser Manier zu bewegen, aber, da in den vorletzten funfzehn Jahren die deutsche Bühne so sichtbar dem Charakteristischen, dem bloß wahren Ausdruck der Leidenschaft und der sogenannten Natürlichkeit, alles Getragene und Gemessene der Deklamation, so wie alles Zierliche und Glänzende der Erscheinung, aufopferte, und dadurch bald in Nachlässigkeit, bald in Gemeinheit versank: so kann man nicht genug die häufige Aufführung der französischen Tragödie, und eine recht fleißige Uebung in dieser Art des Spiels, besonders dem größten Theil des männlichen Personals unserer Bühne, der noch immer nachlässig und wild in den Tag hineinspricht und agirt, empfehlen. Mögte man nur wenigstens das dadurch erreichen, daß endlich das unverständliche, leise Gemurmel, was die Leute sprechen nennen, aufhöre. — Uebrigens wurde heute die liebende, die zärtliche und sanft klagende Amenaide von Madame Fleck zum Entzücken schön gegeben; ihren stärkern Affekten, ihrer Verzweiflung, ihrer Wuth muß ein so süßes und zartes Organ entweder matt erliegen, oder

es muß sich gewaltsam verzerren. Mattausch, als Tankred, imponirt durch Gestalt und den höchst gelungenen Ausdruck in vielen einzelnen Stellen; übrigens ist obige Empfehlung an ihn, Herrn Böheim, der den Asir immer erst von dem Souffleur kennen lernt, und Herrn Schwadke, der den rauhen Orbassan ganz und gar verfehlt, mitgerichtet.

Aus einem Briefe an Md. S—n in K...

Sie verlangen zuviel von mir, meine gütige Frau, einen Abriß, eine Beurtheilung des neuesten Werkes unsers Dichters — Sie wissen, ich glaube nur an einen Gott — des Dichters, der die reichste und lieblichste Welt in seiner Seele trägt, dem fast keine Erscheinung fremd seyn kann; — ja Sie verlangen zuviel, aber zu verführerisch, ich kann der feinen Schmeichelei nicht widerstehen. Doch erwarten Sie kein Urtheil und überhaupt keine Kritik. Goethe's Werke waren seit langer Zeit fast ausschließlich meine Lektüre, ich mögte sagen, sie waren das Geschäft meines Lebens, — ich bin oft stolz genug zu glauben, daß ich Ihn kenne, ganz kenne von dem Augenblick an, wo er zu Jacobi, wie dieser in der Vorrede zu seinem Woldemar erzählt, liebend, zürnend, drohend sprach:

> der Genügsamkeit, die sich mit Theilnehmung an Anderer Schöpfungsfreude sättigt, zu entsagen; nicht länger zu gaffen; sondern in die eignen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft —

bis zu Eugenien, die Sie von mir kennen lernen wollen: und dennoch begreife ich nicht, wie ich eine Kritik über ihn wagen könnte. Die Sonne hat mich erwärmt, erquickt, erhoben: soll ich fragen, ob ihre Wärme noch milder, ihr Feuer mächtiger, ihr Strahl reiner, ihr Glanz herrlicher sein können?

Habe ich einmal, sagt irgendwo Wilhelm Schlegel, einen Dichter für ein Genie erkannt, so hege ich, wenn mir dieses oder jenes Einzelne nicht gleich gefällt, lieber Mißtrauen in meine Ein-

sicht und meinen Geschmack, als daß ich gleich urtheilen sollte, er habe hier gefehlt und es besser machen können; und ich glaube, wie Schlegel, mehr an das Göttliche, als an alles Vernünfteln. — Also keine Kritik über Eugenien, sondern eine bloße Inhaltsanzeige ihrer ersten fünf Akte, denn Sie wissen, daß Goethe die Schicksale seiner Heldin in einer Trilogie darstellen will, wovon der erste Theil erst auf der Bühne erschienen ist. — Doch, was Ihnen mehr werth seyn wird, als alle Kritik, so lange sie nicht das Werk eines, mit Goethen an Genie und Bildung harmonischen, Kopfes ist, sind viele Stellen, so gut wie ich sie aus der aufmerksamsten, wiederholten Ansicht habe fassen können. —

Eine Jagdmusik, die das Orchester sehr lebhaft ausführt, deutet uns schon vor dem Wegrollen des Vorhangs an, daß der Anfang des Stückes mit einer Jagdscene beginnen werde — und so ist es. Wir sehen den König und den Herzog, Beide im Jagdhabit, in einer einsamen Waldgegend vor uns; die Verfolgung eines Hirsches hat sie dahin geführt; der Herzog ladet den König ein, sich anszuruhen: diese, das Ganze einleitende, Unterhaltung gebe ich Ihnen soviel ich kann, ganz.

Herzog.

An jenes Felsens andrer Seite liegt
Am grünen Hang ein artig Haus versteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut,
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieser Bäume hoch gewölbtes Dach
Zum Augenblick des Rastes freundlich schatten,
Laß dieser Lüfte liebliches Geweb
Uns leis' umstricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdlust auch der Ruhe Lust sich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeschieden
Hier hinter diesem Bollwerk der Natur,
Mein König, dich empfindest, fühl ich mit.
Hier dränget sich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverschämten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einsam, merkest du nicht auf,

Ob Undankbare schleichend sich entfernen.
Die ungestüme Welt reicht nicht hieher,
Die immer fodert, nimmer leisten will.

König.

Soll ich vergessen, was mich sonst bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöses Wiederhall
Verklinge nach und nach aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Gespräch
Auf Gegenstände, diesem Ort gemäßer.
Hier sollen Gatten an einander wallen,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten. Hier ein Freund dem Freunde
Verschloßnen Busen traulich öffnend nahn.
Und gabst du nicht erst neulich stille Winke,
Du hofftest mir in ruh'gen Augenblicken
Verborgenes Verhältniß zu bekennen — —

Hier bekennt nun der Herzog dem Könige, daß er, außer seinem ungerathenen Sohne, noch eine Tochter habe, die Frucht eines heimlichen Bandes mit der verstorbenen Fürstin; mit hoher Zartheit läßt der Dichter dies Bekenntniß ablegen und den Herzog schnell über sein Verhältniß mit der Fürstin hinweggehen. Aber desto feurriger strömt aus seinem Munde das Lob der Tochter, um deren Legitimation er den König bittet, die ihm auch bewilligt wird. O kenne sie, spricht er:

O kenne sie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entscheidest! Laß ein Vaterwort
Dich nicht bestechen. Manches hat Natur
Für sie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreise webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren ersten Weg geleiten
Ein ausgebildet Weib, ein weiser Mann;
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut sie sich des Gegenwärtigen.
Indeß ihr Phantasie das künft'ge Glück
Mit schmeichelhaften Dichterfarben mahlt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geist den Lehren edler Männer,
Sich stufenweis' entwickelnd, freundlich horcht,

So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten festen Körper nicht.

Die Unterredung wird durch die Nachricht gestört, daß die junge Dame, die der Jagd beigewohnt, mit ihrem Pferde von einem Felsen herabgestürzt sey, indem sie ein Wild rasch verfolgt. Bestürzt eilt der Herzog nach dieser Gegend hin. In diesem Augenblicke, da sich der König mit dem Grafen aus seinem Gefolge, der jene Nachricht gebracht, allein befindet, giebt der Graf dem Könige zu verstehen, daß das Verhältniß des Herzogs zu der jungen Dame, das er immer so sorgfältig verschwiegen, und jetzt durch seine Bestürzung über ihr Schicksal verrathen, unter den Hofleuten lange schon ein öffentliches Geheimniß gewesen sey, und mit diesem einen Zug giebt uns der Dichter ein treffendes Bild des Lebens und der Intrigue am Hofe und in der feinen Welt. Es ist, sagt noch der Graf,

Es ist ein eigner grillenhafter Zug,
Daß wir durch Schweigen das Geschehene
Für uns und Andre zu vernichten glauben.

und hierauf erwiedert der König:

O laß dem Menschen diesen edlen Stolz;
Gar vieles kann, gar vieles muß geschehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Eugenie, denn daß die junge Dame keine andere als sie, die natürliche Tochter des Herzogs, ist, haben Sie schon errathen, wird jetzt ohnmächtig herbeigetragen, aber bald erwacht sie und erscheint so lieblich und heiter, als ob ihr gar nichts begegenet wäre. Der Herzog stellt sie, nachdem sich das Gefolge entfernt, dem Könige als seine Tochter vor, der ihr mit der freundlichsten Huld entgegen kommt, und sie selbst an den Hof zu führen verspricht; aber zugleich ihr nicht verhehlt, wie er den Hof und seine Verhältnisse an demselben ansieht,

Die Pforte unsers königlichen Hauses
Eröffn' ich dir mit eigner Hand; ich führe
Auf glattem Marmorboden dich hinein.
Noch staunst du dich, noch staunst du alles an,
Und in den innern Tiefen ahnest du
Nur sichre Würde mit Zufriedenheit.

Du wirst es anders finden; ja du bist
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem feiern wird; doch soll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen seyn.
Dort werd' ich dich im offnen Kreise sehn,
Und aller Augen werden auf dir haften.
Die schönste Zierde gab dir die Natur,
Und daß der Schmuck der Fürstin würdig sey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenia drückt ihren Dank für diese königliche Huld mit einer Wahrheit des Gefühls und einer Feinheit des Verstandes aus, die den eignen Geist dieses Mädchens treffend bezeichnen:

Der freudgen Ueberraschung laut Geschrei,
Bedeutender Geberden dringend Streben,
Vermögten sie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen schaffend aufgeregt?
Zu deinen Füßen Herr, laß mich verstummen!
— — — —
— — — laß, o laß mich hier
Der völligsten Erhebung Glück genießen!
Wenn wir in raschen, muthigen Momenten
Auf unsern Füßen stehen, stark und kühn,
Als eigne Stütze, froh uns selbst vertraun,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören;
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Knie beugt, ist auch ein süß Gefühl.
Und was wir unserm Vater, König, Gott
Von Wonnedank, von ungemeßner Liebe
Zum reinsten Opfer bringen mögten, drückt
(indem sie sich auf ein Knie niederläßt)
In dieser Stellung sich am besten aus. —

Der König, von Besorgnissen gedrückt, daß Mißvergnügen über seine Regierung gähre und von den Großen seines Reichs selbst zum Ausbruche angefacht werde, scheint durch diese Erscheinung Eugeniens wieder aufgerichtet zu seyn. Erhebt euch, spricht er zu Eugenien und ihrem Vater:

Erhebt euch denn uud stellt euch neben mich
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite

Das Rechte, das Beständige beschützen.
O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören. —

Und mit der innigsten bedeutendsten Empfindung scheidet er dann von Beiden, sagend:

Wir wollen bald einander wiedersehn,
An jenem Fest, wo sich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dich, geb' ich, edles Kind, an diesem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geschick!
Doch bis dahin verlang' ich von euch Beiden
Verschwiegenheit. Was unter uns geschehn,
Erfahre Niemand. Mißgunst lauert auf,
Schnell regt sich Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm,
Das Fahrzeug treibt an gähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unsre Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein,
Der Zufall spielt mit deinem Willen schon;
Selbst, wer gebieten kann, muß überraschen.
Ja mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Heerd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte sollten in der niedern Hütte,
Begnügte sollten im Pallaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Diese eignen Aeußerungen bezeichnen schon mehr den weichen liebenswürdigen Fürsten, als den kraftvollen Regenten, der einer dem Staat drohenden Gefahr gewachsen ist, und kaum hat er die Scene verlassen, so hören wir auch schon aus des Herzogs Munde

das Urtheil deutlich über ihn ausgesprochen, daß er, mehr gut als groß, seinen wichtigen Platz nicht ausfülle, und daß das Ruder des Staats stärkern Händen übergeben werden müsse; wir hören, daß der Herzog selbst, was auch der König schon zu ahnen schien, in dieser Rücksicht zu seinen Gegnern gehöre. Mit Ueberraschung und Erstaunen vernimmt Eugenia diese Gesinnungen ihres, von ihr so innig geliebten Vaters; aber auch dem Könige ist sie mit ganzer Seele ergeben, und mit Wärme redet sie zu dem Herzen ihres Vaters für die Sache ihres Königs. Die herzlichste Ergießung kindlicher und väterlicher Empfindungen beschließt den ersten Akt; hocherfreut über Eugeniens glückliche Rettung von dem gefährlichen Sturz, strömt das Entzücken aus des Herzogs Munde:

Ein ewig Denkmal werde dieser Ort!
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,
Der glücklichsten gewidmet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erschaffen.
Den wilden Wald, das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen!
Der stille Fels wird gangbar, dieser Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraschte Wandrer fühlt sich hier
Ins Paradies versetzt. Hier soll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen! Hier kein Vogel
Von seinem Zweig, kein Wild in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich hin, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt versagt,
Auf dich gelehnt, wallfahrten, immer soll
Des gleichen Dankes Freude mich beleben. —

Und in den Strom dieser Empfindungen fließt noch mit rührender Milde die väterliche Warnung vor einem ähnlichen Unternehmen; eben so wahr als schön sagt er:

Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf sich selbst und muß sich selbst verbürgen.

Auch verspricht er ihr Geschenke zu senden, warnt jedoch, in seiner Abwesenheit das Behältniß, worin sie sich befinden, zu eröffnen.

Im zweiten Akt spielt die Scene auf dem im Walde liegenden Schlosse, das Eugenia bisher bewohnt hat. Ihre Hofmeisterin

und der Sekretär ihres Vaters treten auf, und mit ihnen fängt das Gewebe der Intrigue gegen sie an. Die Hofmeisterin liebt den Sekretär, und dieser, eine Kreatur von Eugeniens Bruder, der mit Verdruß in ihr seine legitimirte Schwester sieht, nutzt diese Leidenschaft, um sie zu bewegen, Eugenien von hier weg und an einen so fernen Ort zu führen, daß keine Kunde von ihr jemals zu den Ohren ihres Vaters kommen könne. Die Hofmeisterin, eine gutgeartete Frau und Eugenien mit wahrer Liebe zugethan, widersteht den Foderungen des Sekretärs, und nur seine Drohung, daß diese Entführung das gelindeste, ihr bevorstehende Schicksal sey, daß sonst gar das Leben Eugeniens unvermeidlich geopfert werden müsse, zwingt sie, in seine Anträge zu willigen. Bald erscheint Eugenia selbst, ihr Busen ist von den lebendigsten Empfindungen des Danks für ihre Rettung und die Huld des Königs bestürmt; sie will allein seyn, entfernt ihre Hofmeisterin, und ergießt ihre Empfindungen in nachstehendes Sonnet:

Welch Wonneleben wird hier ausgespendet!
Willst du, o Herr der obern Regionen,
Des Säuglings Unvermögen nicht verschonen?
Ich sinke hin, von Majestät geblendet.
Doch bald getrost zu dir hinaufgewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der festen Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen ist vollendet;
So fließe denn der holde Born der Gnaden.
Hier will die treue Brust so gern verweilen
Und an der Liebe Majestät sich fassen.
Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir ist, als müßt' ich unaufhaltsam eilen,
Das Leben, das du gabst, für dich zu lassen.

Sie wird gestört und versteckt dies Sonnet mit ihrem Taschenbuch in einen geheimen Wandschrank. In einer Kiste werden ihr die verheißenen Geschenke ihres Vaters gebracht, die sie, uneingedenk der Warnung desselben, eröffnet. Entzückt über die Kleider und den schönen Schmuck, den sie darin findet, kann sie der Verführung, sich damit angethan zu sehen, nicht widerstehen, und geziert mit diesem Glanz, vertraut sie auch ihrer Hofmeisterin, was dieser Schmuck bedeute, und welchem Glücke sie entgegen gehe.

Ermahnungen der Hofmeisterin, Vorstellungen, daß ein stilles ungesehenes Glück einen ruhigern, ungestörtern Besitz gewähre, fruchten nichts;

Eugenia.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen,
Verziertes aber spricht der Menge zu. —

Hofmeisterin.

Aus Mäßigkeit entspringt ein reines Glück.

Eugenia.

Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgesteckt.

Hofmeisterinn.

Beschränktheit sucht sich der Genießende.

Eugenia.

Du überredest die Geschmückte nicht — —
Der Neider steht als Folie des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Sie erkennen, meine schöne Frau, aus diesen Zügen, wie treffend und fein Goethe seine Heldin ankündigt und vorbereitet. Dies junge Mädchen, die uns zuerst von dem Vater selbst mit so glänzenden Farben geschildert wird, von der wir dann hören, daß sie als Amazone der Jagd beiwohne, und rascher, kühner als alle ihre männlichen Begleiter ein Wild bis auf die gähe Felsenspitze verfolgt habe, die sich vor unsern Augen gleichsam vom Tode erhebt, und, da wir sie krank und zerschlagen zu sehen besorgen, in ungeschwächter, blühender Kraft da stehet, die in allem, was sie spricht und thut, solche Fülle von Geist und Hoheit des Gemüths entwickelt, die dann so höchst weiblich sich ganz dem schönen Scheine hingiebt und in dem Entzücken, sich geschmückt und in diesem köstlichen Schmuck überall bewundert und verherrlicht zu sehen, alle Warnungen und Vorstellungen von Gefahren vergißt; — — — dies Mädchen muß ein außerordentliches Wesen seyn. Die Leidenschaften, die sie in den Strudel des Lebens hineinziehen, die Kraft, die sie aufrechthalten, der Verstand, der sie zur Lenkerin der Begebenheiten ausrüsten, und die Phantasie, die sie überall, wohin das Schicksal sie führt, mit ihren Blüten begleiten wird, alles sehen wir hier von dem göttlichen Dichter im Keime dargestellt; alles ist

so zart empfunden, so tief gedacht und mit so weiser Besonnenheit eingeleitet. Und die Sprache? — kennen Sie eine Musik, die so lieblich dahin fließt? Ich schließe diesen Brief mit den Worten, womit die geschmückte Eugenia den zweiten Akt schließt, und werde Ihnen im nächsten Briefe den Inhalt der drei letzten Akte des ersten Theils mittheilen.

Nun sprich vom Tod' nur, von Gefahr!
Was ziemet mehr dem Mann, als wenn er sich
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter seines Gleichen stellen kann?
Was reizt das Auge mehr als jenes Kleid,
Das kriegerische, lange Reihen zeichnet?
Und dieses Kleid und seine Farben sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Schärpe deutet Krieg, womit sich, stolz
Auf seine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe, was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich: Laß auch mir,
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Zweiter Brief über Goethe's Eugenia an Md. S—n in K...

Eugenia ist verschwunden; der Inhalt des zweiten Akts, den ich Ihnen, meine schöne Frau, in meinem vorigen Briefe mittheilte, bereitete ihr dies unvermeidliche Schicksal; so wenig die fröhliche Geschmückte in ihrer neuen Herrlichkeit es ahnete. Aber wohin ist sie? Das werden sie im vierten Akt erfahren; jetzt vernehmen Sie, welche Mittel angewendet wurden, dem liebenden Vater ihre Verbannung zu verbergen, und ihn mit der falschen Nachricht von ihrem plötzlichen, gewaltsamen Tode in Verzweiflung zu stürzen. Der Sekretär hat einen Weltgeistlichen gedungen, diese Nachricht, wie aus eigner Ansicht geschöpft, mit allen Künsten und Farben der Lüge zu bestätigen. Mit der Unterredung Beider über diesen Plan fängt der dritte Akt an. Ehemals

hatte der Weltgeistliche, in stiller Abgezogenheit von der Welt, nur seiner kleinen Gemeine als Freund und Lehrer gelebt, aber die Bekanntschaft mit dem Sekretär und dem Hofe hatten seine ganze Sinnesart verändert, ihn neue Freuden, neue Bedürfnisse kennen gelehret, die ihn nun ganz beherrschen und zum willigsten Werkzeug der höfischen Intriguen machen. Lernen Sie die Fähigkeit dieses Menschen zu seinem Geschäft aus einer Rede desselben kennen:

Der Irrthum soll im ersten Augenblick
Auf alle künft'ge Zeit gewaltsam wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren, tausendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entsetzten Hörenden
Mit Feuerzungen dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für Alle, sie verschwindet
Ins Nichts der Asche. Jeder kehret schnell
Den Blick zum Leben, und vergißt im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
In Reichen der Lebendigen geschwebt. — —

Schon weiß der Herzog, daß Eugenia verschwunden ist; in tiefem Schmerz versenkt erscheint er vor unsern Augen:

Unsel'ges Licht, du rufst mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtseyn dieser Welt zurück;
Und meiner selbst! — wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks —
— — — —
Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ichs doch,
Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der seines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum o! laßt ihr die bekannten Wände
Mit Farb' und Gold mir noch entgegen scheinen,
Die mich an Gestern, mich an Ehegestern,
An jenen Zustand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern? Warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit schwarzem Krepp,
Das finster, wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig mächt'ger Schatten mich umfange? —

Der arglistige Sekretär reizt durch heuchlerische Lobpreisung Eugeniens den Schmerz nur stärker, und seine gesuchte Trostgründe dienen dem Herzog nur dazu, sich die Größe seines Verlustes in allen Farben auszumahlen.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die selbstischen Besitz verzehrend hascht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt
Im heil'gen Anschaun stille hingegeben,
Sich an Entwick'lung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut.
Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart,
Die Zukunft ist des Vaters Eigenthum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seiner Saaten keimender Genuß!

Sekretär.

O Jammer! diese gränzenlose Wonne,
Dies ewig frische Glück verlorst du nun.

Herzog.

Verlor ich's? war es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja ich verlor's! du rufst, Unglücklicher!
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu,
Ja ich verlor's! So strömt ihr Klagen denn!
Zerstöre Jammer diesen festen Bau,
Den ein zu günstig Alter noch verschont.
Verhaßt sey mir das Bleibende! verhaßt
Was mir in seiner Dauer stolz erscheint!
Erwünscht, was fließt und schwankt! Ihr Fluten schwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer,
Verschlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet euch ihr kriegerischen Reihen,
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod!
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren,
Und triff der kühnen Thürme sich'res Haupt!
Zertrümmr', entzünde sie, und geißle weit
Im Stadtgedräng der Flammen Wuth umher!
Daß ich von allem Jammer rings umfangen
Dem Schicksal mich ergebe, das mich traf. —

— — — —

O laß mich ungerecht auf Andre zürnen,
Daß ich mich nicht verzweifelnd selbst zerreiße!
Wohl trag' ich selbst die Schuld, und trag' sie schwer.
Denn rief ich nicht mit thörigtem Beginnen
Gefahr und Tod auf dieses theure Haupt?
Sie überall zu sehn als Meisterin,
Das war mein Stolz! ja theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde sollte sie, im Wagen sie
Die Rosse bändigend als Heldin glänzen.
Ins Wasser tauchend, schwimmend schien sie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.

Bald tritt der Weltgeistliche herein, auf dessen näheren, vorgeblich mit eigenen Augen geschöpften Bericht der Sekretär den Herzog vorbereitet hatte. Willkommen nennt der Herzog den unwillkommnen Boten, weil er Eugenien noch gesehen, ihre letzten Worte, ihre letzten Seufzer gehört, und nun beginnt dieser die Erzählung von dem gewaltsamen Tode, den die kühne Eugenia, indem sie noch einmal vom Pferde gestürzt sey, gefunden habe, und mahlt den Zustand in dem sie von Wunden zerrissen, gräßlich entstellt, gefunden, und darum so schnell als möglich dem Anblick der Menschen entzogen, und unverzüglich beerdigt worden, mit den fürchterlichsten Farben aus; um so den Herzog nicht allein von ihrem Tode fest zu überzeugen, sondern ihm auch alle Hoffnung, alle Wünsche sogar, ihre Reste noch einmal zu sehen, zu benehmen. Vielleicht ist es hier, wo die Kritik die Forderung der Wahrscheinlichkeit noch nicht vollkommen befriedigt findet. Allerdings mußte es den geheimen Verschwornen gegen Eugenien nicht nur gelingen, den Vater über die Gewißheit ihres Todes nicht im mindesten zweifelhaft zu lassen, sie mußten ihm auch die Idee der Möglichkeit jeder Nachforschung, jedes Wollen, jeden Gedanken daran nicht nur benehmen, ja verhaßt machen, wenigstens so lange, als es nöthig war, Eugeniens Ansprüche auf den Rang, den die Legitimation ihr verhieß, durch irgend einen Schritt, den man sie thun ließ, zu vereiteln, und so ihr Schicksal unwiderruflich zu entscheiden. Was ließ sich nun von einem Vater, dessen höchstes Gut sie war, der sie mit der Glut der Leidenschaft liebte, erwarten? welche Mittel gab es, um den der

zärtlichsten Liebe so natürlichen Wunsch, ein so theures Bild nur einmal noch zu sehen, gänzlich zu ersticken, und wie konnten die Verschwornen ein sicheres Spiel haben, wenn ihnen dies nicht gelang? War nun das Mittel, das sie wählten, geschickt zur Erreichung ihres Zwecks? Ich gestehe, daß mein Gefühl sich hier nicht zu entscheiden vermag, aber an das Ihrige appellire ich, meine schöne Frau! würden sie eine so heiß geliebte, eine so himmlische Tochter nicht noch einmal sehen wollen, wenn ein plötzlicher gewaltsamer Tod sie mit Wunden zerrissen, jeden Zug entstellt, und das ganze Bild, wie es im Leben vor ihnen stand gleichsam zerstört hätte? Setzt die Resignation dieses Wunsches nicht das kalte Räsonnement voraus: der Anblick des zerstörten Wesen könne das erste, schöne Bild der Geliebten vertilgen, und jene gräßliche Erscheinung nun statt dieser vor unserer Seele fortdauernd schweben, und kann ein solches Räsonnement, im Augenblick des höchsten Schmerzes über solchen Verlust, in der Brust des Liebenden keimen und entstehen? Würden sie nicht wenigstens dem Vater, der dieser Resignation fähig ist, eine zu sinnliche Neigung für die Tochter zutrauen? Eine zu sinnliche? nun leidenschaftlich habe ich seine Vaterliebe schon genannt, und Ihr Gefühl hat mir gewiß nicht widersprochen: aber warum so materiell sinnlich? Und endlich würden Sie, mit so viel Liebe für eine holde Tochter, im Augenblick, da Ihnen ihr plötzlicher Tod angekündigt wird, nicht der Glaubwürdigkeit selbst, würden sie nicht Zeichen und Wundern, dem Boten, und wenn er ein Engel wäre, trotzen, und selbst mit eigenen Sinnen wahrnehmen wollen, ob wirklich dem geliebten Bilde kein Zug von allen denen, die Sie einst entzückten, übrig geblieben sey? — Entscheiden Sie, — und ich bin entschieden! — Hören Sie nun die Klagen des verzweifelnden Vaters, dem Weltgeistlichen gegenüber, dessen lügenhafte Worte ihm die Seele zerreißen; ich gebe Ihnen, so gut ichs kann, stellenweise die ganze Scene, bis der Weltgeistliche sein Geschäft vollendet hat:

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem sie litt,
Ein Augenblick, wo sie um Hülfe rief!

Und ich, wo war ich da? welch ein Geschäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefesselt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges fernes Mitgefühl
Ist nur ein Mährchen. Sinnlich und verstockt,
Ins Gegenwärtige verschlossen, fühlt
Der Mensch das nächste Wohl, das nächste Weh,
Und Liebe selbst ist in der Ferne taub!

Weltgeistlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig sie zum Troste wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter, als es heilt,
Und ewig wiederhallend strebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzustellen.

— — — —

Laß uns den schönen Körper der Verwesung
Entreißen! laß mit edlen Spezereien
Das unschätzbare Bild zusammenhalten!
Ja die Atome alle, die sich einst
Zur köstlichen Gestalt versammelten,
Sie sollen nicht ins Element zurück.

— — — —

Du bist nicht Vater, bist der Selbstischen,
Verstockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeschloßnes Wesen unfruchtbar
Verzweifeln läßt. —

— — — —

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich,
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen.
Und wenn die Glut mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig deutend sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaßnen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.

O sammle mir in köstliches Gefäß
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichen Besitz entgegendrücke!

Weltgeistlicher.

Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog.

Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch geschwundner Asche Rest
Im kleinen Hause, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt sie sah
Als Büßender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag sie todt in meinen Armen, dort
Sah ich getäuscht sie in das Leben kehren.
Ich glaubte sie zu fassen, sie zu heben,
Und nun ist sie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verw'gen;
Ein Denkmal der Genesung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen gelobt. —
Schon führet klug des Gartenmeisters Hand
Durch Busch und Fels bescheidne Wege her:
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim sie an seine Brust geschlossen,
Und Ebenmaß und Rundung will den Raum
Verherrlichen, der mich so hoch beglückt.
Doch jede Hand soll feiern! halb vollbracht
Soll dieser Plan, wie mein Geschick erstarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt!
Dort hinzuwallen, stille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich selbst genese.
O laßt mich dort versteint am Steine ruhen!
Bis aller Sorgfalt leichtgezogne Spur
Aus dieser Wüste Trauersitz verschwindet.
Mag sich umher der freie Platz berasen,
Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden schlagen,
Der junge Busch zum Baume sich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm sich überziehn!

Ich fühle keine Zeit, denn sie ist hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeistlicher.

— — — —

Hinaus mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn
Ich sie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenstand für meine Blicke war?
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige Geliebte zu erhaschen?
Vom hohen Berg hinab ins weite Meer,
Was soll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verlust und Armuth mich erinnert?

Weltgeistlicher.

Und neue Güter eignest du dir an.

Herzog.

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst bekannte neu belebt uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Vom Kindesmunde hold uns wiederklingt.

— — — —

Sie ist dahin die schmeichlerische Kraft,
Die meinen Geist in holde Träume sang,
Nun dringt das Wirkliche mit dichten Massen
An mich heran und droht mich zu erdrücken.

— — — —

Daß ein Besitz so fest sich hier erhält
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das geschiedne,
Für ewig losgerißne Glied aufs neue
Dem schmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtet es, wer stellt es her?

Weltgeistlicher.

Der Geist,
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit besessen.

So lebt Eugenie vor dir, sie lebt
In deinem Sinne, den sie sonst erhub,
Dem sie das Anschaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt, so wirkt sie noch
Als hohes Vorbild, schützet vor Gemeinem
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verschmäht
Den eitlen Schein, der dich bestechen will;
So fühle dich durch ihre Kraft beseelt!
Und gieb ihr so ein unzerstörbar Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück!

Herzog.

— — — —

Laß eines dumpfen dunklen Traumgeflechtes
Verworr'ne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornen-Labyrinth!
Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblickte,
Du warst, du bist — die Gottheit hatte dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt.
So bist du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und bist auf ewig mein. —

Hier schließt der dritte Akt, und wie er schließt, mit welcher ernsten, tiefen Rührung für Gemüther, die das hohe Schöne zu fühlen vermögen, darf ich Ihnen das noch sagen?

Im Anfange des vierten Akts finden wir nun Eugenien und ihre Hofmeisterin am Strande des Meeres, an einem Hafen nahe der Hafenstadt. Im Hintergrunde des Meeres sehen wir ein Schiff. Ein junger Gerichtsrath tritt auf, dem die Hofmeisterin, da er bald ihr Vertrauen gewinnt, Eugeniens Schicksal entdeckt, dem sie die Vollmacht zeigt, die ihr eine uneingeschränkte Gewalt über sie giebt und den sie auffodert, Eugenien seine Hand zu geben, weil sie nur durch eine Heirath von der Deportation nach einer fernen, wüsten Insel befreiet werden könne. Sie dringt in ihn, sich rasch zur Heirath zu entschließen.

Hofmeisterin.

Nur übereilt bestimmt die Neigung sich.

Gerichtsrath.

In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste,
Was uns begegnet, kommt, wer weiß, woher?

Nun beginnt ein Gespräch zwischen dem Gerichtsrath und Eugenien selbst. Rührend erzählt ihm Eugenia die Wendung ihres Schicksals:

Wer hat es reizender als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüten!
Ach! Alles um mich her, es war so reich,
So voll und rein, und was der Mensch bedarf,
Es schien zur Lust, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die besorgt
Um's Kleinste, wie um's Größte, mich verschwendrisch
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien,
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich
Ein solches Wohl zu tragen bildete.
Wenn alles weichlich Eitle mich umgab,
Ein wonniges Betragen mir zu schmeicheln,
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen mit Gefahr zu kämpfen.
Oft sehnt' ich mich in ferne Welten hin,
Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater mich,
An's Meer versprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines ersten Blick's in's Unbegränzte
Mit liebevollem Antheil zu erfreuen. — —
Da steh' ich nun und schaue weit hinaus,
Und enger scheint mich's, enger zu umschließen.
O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken bangt!

Mit schrecklichen Farben schildert er ihr das Land, wohin ihr Schicksal sie führt; sie fordert von ihm und seiner Amtspflicht Gerechtigkeit und Rettung.

Gerichtsrath.

In abgeschloßnen Kreisen lenken wir
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe

Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemeßnen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,
Belebt und tödtet ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.

Und nun zeigt er ihr das einzige Rettungsmittel, den Ehestand.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich ist's, und manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkühr. Jedem
Der's anerkennt, sich anzueignen weiß,
Verschafft es Glück uud Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
So wie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet' es
Der Himmel selbst und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum, sich's zu erwerben.

Eugenia.

Welch Paradies in Räthseln stellst du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmlisch Erdenglück. —

Eugenia, noch immer das, wenn auch kurze, flüchtige Bild ihrer Größe vor ihren Augen, noch immer voll Hoffnung auf die wiederkehrende Gunst des Schicksals, schlägt seine Hand aus, die sie unabänderlich in einer niedern Sphäre herabzuziehen scheint:

Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloßne Bahn;
Dorthin ist sie gebannt, sie kann sich nicht
Aus eigner Kraft besondre Wege wählen.
Aus niederm Zustand zieht er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergangner Tage.

Eugenia entschließt sich nun, das im Hafen versammelte Volk um Hülfe anzurufen, und hört nicht auf das Wort der Hofmeisterin:

Die rohe Menge hast du nie gekannt,
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehen,
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig sie begonnen;

sondern stürzt sich, laut rufend, wie Gefahr und Noth sie bedrängen, ins wühlende Gemisch, und hiermit schließt der vierte Akt.

Im Anfange des fünften Akts sehen wir Eugenien bekümmert und fast hoffnungslos vor uns; das Volk hat ihre eigne Erscheinung ohne thätige Theilnahme angestaunt. Der Gouverneur der Hafenstadt kommt, Eugenia spricht ihn um Hülfe an, aber indem er von ihrem Anblick gerührt, dazu bereit ist, zeigt ihm die Hofmeisterin ihre Vollmacht, die seinen Entschluß gleich niederschlägt. Eben diese Wirkung thut dies Papier auf die Aebtissin eines nahen Klosters, die mit ihren Nonnen vorübergeht. Jetzt entschließt sie sich, diese Vollmacht selbst zu lesen, aber im Augenblick da sie es thun will, schwankt sie wieder:

Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, ihr Götter, daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt?

Endlich wirft sie einen Blick in dies unglückliche Papier, und nun überzeugt von der übermächtigen Gewalt, gegen die sie vergebens ankämpfen würde, vor sich elende Verbannung, hinter sich keinen Schein von Hoffnung, ruft sie in fürchterlicher Bewegung aus:

O fasse mich Gewalt mit eh'rnen Fäusten,
Geschick, du blindes, reiße mich hinweg.
Die Wahl ist schwerer als das Uebel selbst,
Das zwischen zweien Uebeln schwankend bebt. —

Schon bringt man ihre Sachen zu Schiffe; jetzt ergreift sie der Gedanke des Selbstmordes, in den Wellen will sie ihr Leben beschließen, aber im Augenblick wankt sie wieder:

Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben,
Du führest mich zum harten Kampf zurück.

Ein Zeichen, einen Wink des Schicksals, der endlich ihr wankendes Gemüth zu einem festen Entschluß führe, begehrt sie vom Himmel:

O daß ein einzig ahnungsvolles Wort
Zufällig aus der Menge mir ertönte!
O daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leisem Fittig leitend sich bewegte.
Gern will ich hin, wohin das Schicksal ruft,
Es deute nur und ich will gläubig folgen.

Indem geht ein Mönch vorüber: Eugenia die ihm bloß ihr trauriges Schicksal, ohne ihren Namen und Stand anvertraut, fodert seinen Rath als festen Leitstern ihres Thuns.

Der Mönch.

Erstorben ist im Herzen eigner Wille,
Entscheidung hoffst du dir vom Waltenden;
Ja wohl das ewig Waltende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ungefähr zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen
Und wie getragen werden wir ans Ziel;
Dies zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fodern ist bescheidne Pflicht,
Es zu erwarten schöner Trost im Leiden.

Indem dieser Mönch den glücklich preiset, der von dem Schauplatz der großen Welt sich jetzt entfernt, entwirft er weissagend ein Bild der Gährungen, die im Staate herrschen und des nahen Ausbruchs einer gewaltsamen, alle Ordnung niederreißenden Zerstörung. Gerade dies erscheint nun Eugenien als ein Wink des Schicksals, sich zu erhalten und ihr Vaterland nicht zu verlassen; und da in diesem Augenblick der Gerichtsrath wieder zu ihr zurück kommt, um ihr die versprochenen Erfrischungen zu ihrer Reise zu bringen, bietet sie selbst ihm ihre Hand unter der Bedingung an, mit ihr verborgen zu leben und sie nur als Schwester zu lieben. Sie eilen zum Altar und der Vorhang fällt.

Ueberlassen Sie sich nun, wie ich, theuerste Frau, Muthmaßungen und Ahnungen, wie Goethe nun ferner seine Heldin führen, wie er den geheimnißvollen Schleier enthüllen, und das Ganze endigen wird. Gewiß wird es nach vollbrachter Schöpfung heißen:

er hat Alles gut gemacht! — Erlauben Sie mir nur noch diesen Brief mit Mitheilung eines Sonnettes, von meinem Freunde von Berge, zu schließen.

An Goethe's Eugenia.

Versteh' ich dich, du Wesen sonder Gleichen,
Dem Meer der reinsten Phantasie entquollen?
Versteh' ich dich, dein Thun, dein höh'res Wollen?
Nur ahnend kann die Seele dich erreichen.
Das wahre Große redet nur durch Zeichen,
Geheimnißvoll verhüllt sich uns der Morgen,
Denn ewig greift, doch ewig uns verborgen,
Das Rad der Welt in seine ehr'nen Speichen.
Und wie im Drang die Quelle zu ergründen,
Aus die dies All sich schöpferisch ergossen,
In Ahnungen sich alle Geister heben,
Vom Lichtgewölk der Phantasie umflossen,
In Träumeen ihren schönsten Himmel finden, — —
Eugenia, so wirst du ewig leben! —

Aus dem Journal Brennus. Berlin, 1803. Bei Aug. Braun. Bd. IV. Stück 2 u. 3. S. 333 ff. 929 ff. 1040 ff.

Ungenannt.

Theater.

Den 22. März (1819): Torquato Tasso.

Wie jeder Künstler, der das Schöne, das Edle würdig darstellt, sich selbst ein Denkmal setzt, so hat Goethe, seinen Tasso dichtend, für sich gedichtet, und so erscheinen uns die beiden eins und unzertrennlich, die doch so himmelweit verschieden sind! Bis jetzt suchen wir wohl vergebens in der Literatur und Kunst nach einem solchen Gemälde des Idealen im Dichter, und seines Antheils am Daseyn. Da ist keine von den dunkelsten Ahnungen des Höhern in unserer Brust, keine von den innersten feinsten Fibern unsers Lebens, die hier nicht vom Strahl

kühner Lichter angeflogen, von leisefühlender Meisterhand berührt würde! So ist denn aber auch das Ganze, auf der Bühne, eine Wechselaufgabe für Schauspieler und Publikum, wo beide um den Preis des Gebens und Empfangens streiten; wo Jedes mehr leisten muß als gewöhnlich. Und so weit sind wir jetzt gekommen! Die Künstler, welche das Werk darstellen, leisten, im Einzelnen und Ganzen, etwas ganz Ausgezeichnetes, und das Publikum weiß es zu genießen! Das Verdienst der Erstern ist schon in diesen Blättern einzeln gewürdigt worden. Nur noch einige Worte über F. Wolf als Prinzessin. Mag es seyn, daß sie Goethe'n und Schiller'n viel verdankt und daß Leonore Recht hat, wenn sie zu ihr sagt:

„Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch seinen Theil an Deiner Bildung geben —"

Aber was wäre diese Bildung ohne den Geist und Sinn, mit dem sie ihre Rollen ergreift und wiedergiebt. Eleonore, der ich kein anderes Seitenstück zu geben wüßte, als Jerta, vereinigt den geistigsten Reiz mit jenem materiellen Adel, der am Ende die höchste Ironie des Lebens ist, und so bezeichnet sie in ihrem zarten Wesen die große Kluft in Tasso's Streben und Bestimmung. F. Wolf zeichnet uns dies schwierige Bild mit einer Treue, die alle scheinbaren Räthsel löset. Wir sehen die tiefsinnige, großartig Denkende, aber auch die Repräsentantin der Würde ihres Geschlechts, die Fürstin und die Liebende, in allen Farben des Dichters. Wir erkennen überall das tiefste Verständniß, und die im geistigsten Innern erzeugte Sprache, die gefühltesten Akzente bemächtigen sich unserer mit einer Gewalt, die sonst nur der höchsten Naturkraft zu Gebote steht. Der enthusiastische Beifall, der die Künstlerin in den Hauptstellen ihrer Rolle unterbrach, war Bürge für die sichere Wirkung solcher Mittel. — Das Ensemble der Darstellung erhöhte den Genuß sehr, und setzt ein höchst sorgfältiges Einstudiren voraus. Ich erwähne in dieser Beziehung nur z. B. die Aufmerksamkeit und schön-untergeordnete Gruppe während Tasso's Verzückung, Akt 1. Sc. 3; den Eindruck, welchen Antonio's hartes Wort:

„mir war es längst bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist — —“

wie ein elektrischer Schlag auf die übrigen machte u. s. w.; das Publikum, ich wiederhole es gern, war höchst empfänglich, und das ganz gefüllte Haus schien der Spiegel zu sein, in dem die Lichter der schönen Darstellung vielfach wiederstrahlten. —

Am 20. Oktober (1819): Egmont. (Neu einstudirt.)

Wer das aristotelisch-diderotische Schneidermaaß an das Stück legt (wie es mitunter geschehen), der will es freilich nicht für eine Tragödie, wenigstens Egmont nicht für einen tragischen Helden gelten lassen; Ersteres nicht, weil das gemeine Volk auf seine Weise darin mitrede, Letzteres nicht, weil Egmont mehr spreche als handle, mehr leide als thue. Beides ist nicht ganz zu leugnen, und es würde also in Absicht des Ersten ausgemacht sein (was auch superkluge Köpfe dagegen einwenden wollen): daß die guten Tragiker und der ehrliche Shakespeare eben keine Tragiker gewesen, da sie sich irrigerweise mitunter auch die Freiheit genommen, das Volk in ihre Stücke dreinreden zu lassen. Was den zweiten Punkt anlangt, so wollen wir uns darüber verständigen, was tragische Handlung sei und inwiefern allenfals auch das Leiden tragisch sein könne oder nicht. Wir glauben nehmlich gewisse Theoretiker vollkommen richtig dahin zu verstehen: Daß Handeln ihnen nichts Anderes heiße, als Klopfechten, und so wäre denn nicht in Abrede zu stellen, daß z. B. der den Hunde-Teufel tretende Faust, der Trommelschläger in den Hussiten und die ihren Essex ohrfeigende Elisabeth, unstreitig bei weitem aktiver oder handelnder sind als ein Oedipus Coloneus, ein Hamlet und Hugo; und wer würde es nicht höchst untragisch finden, daß und wie eine Antigone, ein Philoktet und ein Lear, leiden und gequält werden.

Um nun wieder auf Egmont zu kommen, so müssen wir es uns schon gefallen lassen, daß die Plebejer hier ein Wort mitsprechen, denn es ist nun einmal von ihrer wichtigsten Angelegen-

heit die Rede, von der bürgerlichen, Denk- und Glaubensfreihei des Volks, und je verkehrter und täppischer es sich dabei benimmt, je mehr es die Ochsen hinter den Pflug spannt, desto mehr geschieht und ist erreicht, was ja der uralte Kunstrichter will: daß wir nehmlich mit dem armen Volk das allerinnigste Mitleid empfinden! So etwas kann man nun zwar auch außer der Bühne haben, allein doch nicht immer so hübsch beisammen gruppirt, so herausgeputzt und so beleuchtet als hier auf den Brettern, die gleichsam als Tramplin dienen zum großen Sprung dieses wackern Niederländischen Volks aus der Geschichte in die Unsterblichkeit.

Um so weiser und verdienstlicher ist es daher von unserm alten Goethe, der nun die Welt schon eine hübsche Weile an seinem scharfen Objektiv-Glase vorübergehen läßt, daß er, als ein tüchtiger Optiker, die früher etwas zerstreuten Lichtstrahlen der Volks-Scenen, in dieser neuesten eigenhändigen Bearbeitung, zum Nutzen schwacher Augen, mehr concentrirt hat. Und so wird auch A. W. v. Schlegel zufrieden sein, daß Goethe hier eben so theatralisch geworden, als er dramatisch gewesen. Daß Goethe die Regentin gelassen wo sie war, wissen wir ihm ebenfalls Dank.

Was nun Egmont's tragische Helden-Qualität anlangt, so wird er sich wohl mit den obengenannten Helden trösten, und wir wollen es mit der Art, wie er auf sein Volk wirkt; wie er das Leben nimmt und, den Gefahren trotzend, auf vulkanischem Boden arglos-kühn einhergehet; wie er gegen Alba Menschenrecht, Bürgerwerth und edle Freiheit vertheidigt; und wie er sich vom Leben losreißt und als ein stolzer Sieger zum Tode geht. Diese Art enthält (meinen wir) wahre Handlung, und die Begebenheit, die einem unglücklichen Volk sein Haupt, seinen glücklichen geliebten Führer raubte (der den Todtenreigen von 18000 Schlachtopfern heldenmüthig eröffnete), wird man auch wohl als tragisch gelten lassen müssen.

Daß Egmont nebenbei auch leide, das werden die Aristarchen ihm nicht verübeln, geschieht es doch mit Anstand und Würde, und wenn wir spitzfindig sein wollten, so könnten wir gar wohl behaupten, daß in seinem Leiden selbst ein Handeln liegt.

Aber wenn wir der Sache recht tief auf den Grund gehen,

so werden wir finden: daß wir über Kaisers Bart gestritten haben, und daß weder Goethe noch Egmont selbst, eifersüchtig auf das tragische Heldenthum des Letztern sind, sondern daß dieser es willig theilt mit seinem Volke, und daß Bürgerglück und Denk- und Glaubensfreiheit von Millionen es recht eigentlich sind, die hier die Helden spielen, und die zu Grabe getragen werden.

Glücklich das Volk, das so etwas nicht zu fürchten hat! —

Die Darstellung des Stücks, im Einzelnen wie im Ganzen, war eine der ausgezeichnetsten seit langer Zeit. Ueberall redlicher Wille und tüchtiges Streben, nirgends ganz Schlechtes oder Verkehrtes. Die Grundlage des Stücks bilden die Volksscenen. Diese waren trefflich einstudirt. Die Masse war lebendig und regsam; Jetter (H. Gern S.) ward belacht, Buyck (H. Wauer) fand Theilnahme, Vansen (H. Unzelmann) erregte Neugier und Interesse, und Alles griff rasch und kräftig ineinander. Es mögte dies leicht das erste tüchtige Volksschauspiel auf unserer Bühne gewesen seyn, obwohl auch Iffland schon viel Mühe auf diese Scenen verwendet hat. Sie gaben den Hintergrund, die Folie, auf der sich die Männer des Volks, Egmont und Oranien, glänzend erhoben. Die Spanier dagegen Gomez (H. Unzelmann S.), Silva (H. Rüthling) und Ferdinand (H. Stich) bildeten gute Gegensätze und hielten sich wie sie sollten, ernst und gemessen. Auch unbedeutendere Einzelne, als, Richard, (H. Freund) und Clärchens Mutter (Mad. Krickeberg) spielten mit Sorgfalt. Was nun die größern Rollen, für sich betrachtet, anlangt, so genügte uns Alba (H. Lemm) am wenigsten. Es war keine Einheit im Charakter, kein Fluß in seiner Rede, vielmehr Alles zerstückt und ungewiß. Bald erschien er wichtig, bald unbedeutend, und die Art in der Unterredung mit Egmont, sich Zeit zu nehmen, überschritt alle Schranken. Alba weiß die Zeit hinzuhalten, aber er spart keine Worte und darf nicht langweilig werden. Im Monolog wurden mehrere Endworte ganz unverständlich gesprochen, nnd die Perioden, außerhalb der Interpunktion, willkührlich und wie durch hiatus unterbrochen (welches H. L. sich sehr häufig zu Schulden kommen läßt). Beiläufig: das z im Namen Gomez wird nicht wie das deutsche Z

oder Tz ausgesprochen, sondern wie ein schafes S. Alba's Erscheinung im Kerker als Vermummter (die bekanntlich von Schiller herrührt) war von Wirkung. H. Beschort gab den Oranien mit Gewicht, Würde und Wärme. Nur ein Betonungsfehler fiel uns auf; er sagt nehmlich: „Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?" — statt daß der volle Accent dieser Periode zweimal auf dem Worte vor ruhen muß.

Ferdinand wurde von H. Stich mit vieler Innigkeit und Wärme dargestellt, und seine Haltung, besonders während der, für den edlern Sohn beschämenden Anwesenheit des vermummten Vaters im Gefängniß, war sehr richtig durchdacht.

Brackenburg, dieser peinliche, negative und doch so wahr gezeichnete Mensch, ward von H. Rebenstein, wie früher schon, mit Glück gegeben. Es ist sehr schwer, soviel Einerlei ohne Monotonie zu sprechen, und H. R. wußte in die Declamation Melodie der Empfindung zu bringen.

Mad. Stich (Clärchen) hatte in der ersten Scene Mühe den Ton der Naivität zu finden. Mit Egmont's Erscheinen aber gewann sie ihre Richtung und leistete von da an Alles, was die Rolle verlangte. Kindlich und mädchenhaft war ihr Staunen, hingebend ihre Liebe, wohlthuend ihre Unterordnung. So zart wie der Schluß der Scene mit Egmont eingerichtet war (Clärchen auf einem Fußbänkchen sitzend, den Kopf auf seinen Schooß gelegt und das Gesicht zu ihm aufgewandt) konnte sie einen zugleich reizenden und reinen Eindruck nicht verfehlen. Die allzulange Sterbescene ward mit vieler Kunst gegeben, die mit den Bürgern aber übertraf jeden Wunsch. Das war erschütternd hinreißende Wahrheit nnd unfehlbare Wirkung durch schneidenden Contrast gegen die gemüthlose Menge.

Was Egmont anlangt, so schienen alle stillen Wünsche und leisen Ansprüche, die Ref. je an diese Rolle gemacht, von H. Wolf übertroffen. Egmont ist so liebenswürdig vom Dichter geschildert, daß er leicht für sich gewinnt, aber der kleinste Fehlgriff zerbricht auch dies reine Gefäß und macht den hellen Klang zum hohlen Geklapper. H. W. war so eins mit seinem Helden, so

leicht, frei, kühn und sicher, er ging — „den freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte" — er trug — „das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte" — und er war doch wieder so herablassend ohne Wegwerfung und so gebieterisch gewinnend: daß man begreifen lernte, wie das ganze Volk so auf ihn stolz sein, wie Clärchen so an ihm hangen könne. Die gemüthliche Behandlung Richard's, der Wechsel der Stimmung gegen Alba, die Liebe zum Leben, der Heroismus und der edle Feldherrnstolz im Tode, kurz das prismatisch-glänzende anmuthige Ganze Egmonts, stand hier wahr und lebendig da. Unzufrieden waren wir dagegen in der Scene mit Clärchen. Wir hätten Egmont liebevoller gewünscht. Es wäre irrig, wenn der Künstler hier vielleicht ethischer Zaghaftigkeit Raum geben wollte! — Beethoven's Musik unterstützte und erhöhte im Ganzen das Romantische des Stücks, besonders am Schluß der lieblichen Scene zwischen Egmont und Clärchen; doch ist sie mitunter zu gekünstelt und gedehnt. Die Dissonanz nach der Scene Clärchens mit den Bürgern mißlang gänzlich!

An der Scenerei, dem Costüm u. s. w. war, mit Ausnahme der Erscheinung Clärchens, nichts auszusetzen. Letztere war aber verfehlt, und zwar pantomimisch, weil die Freiheit zuviel Apparat brauchte; ferner scenisch, weil eine lichte einfache Wolke besser gewirkt haben würde, als der wie ein Nürnberger Ei eingeschachtelte Coconartige Regenbogen. Endlich währte sie zu lange und ward dadurch zu materiell. —

Ein gefülltes Haus, eine freudig aufgeregte Versammlung, in deren Mitte sich Se. Majestät der König und der ganze Hof befand, bezeugte der Vorstellung den lebhaftesten und allgemeinsten Beifall. H. Wolff und M. Stich wurden gerufen. Die Regie und Alle, die an dem Gelingen dieses würdigen Unternehmens Theil haben, mögen sich dadurch zwiefach veranlaßt sehen, recht oft dieses Meisterwerk, diesen hellen Spiegel des Lebens und der Geschichte, vor unser empfängliches Auge zu bringen. —

Am 25. Oktober (1819)

ward Egmont in seiner neuen Gestalt zum erstenmale wiederholt und wir wüßten der frühern Beurtheilung in diesen Blättern nichts weiter hinzuzusetzen, als daß diese Vorstellung, durch noch sicherere Haltung, rascheres Ineinandergreifen, und einige Abkürzungen, einen vielleicht noch vollendeteren Eindruck machte als die erste. Insbesondere hatte man die Erscheinung zweckmäßig verändert. Die Musik war nemlich fast um die Hälfte gekürzt; die Göttin hatte nichts mehr aufzulangen oder wegzuwerfen; in der Rechten einen leichten Palmzweig, in der Linken die Lorbeerkrone haltend, ruhte sie auf dem Kopfe eines Löwen, hinter dem eine weiße Lanze mit kleinem Freiheitshut und den 7 Pfeilen aufgesteckt war; Alles licht und in Uebereinstimmung mit den Wolken gemalt. Sie bewegte sich wenig, aber sinnig und leicht, und die Wirkung war lebhaft, und allgemein. Clärchen erfreute sich der vollen Liebe Egmont's und das zahlreiche Publikum lohnte, außer dem fortwährenden Beifall durch die ganze Vorstellung, das Verdienst der trefflichen Darsteller dieser beiden Rollen durch abermaliges Hervorrufen. Ungern vermissen wir das Stück auf dem neuen Repertoir. —

Am 9. August (1820): Romeo und Julie, Trauersp. von Shakespear.

Der wärmste Dank gebühret dem für alles Schöne beseelten edlen General-Intendanten, daß er den Freunden des höhern, geistigen Genusses diese langentbehrte, unvergängliche Blüthe des Ersten dramatischen Genies, dieses ewige Gemählde der Liebe und ihrer Freuden und Leiden in einer unfreundlichen Welt, wiedergegeben, daß er es so wiedergegeben hat. Tragödie ist der Boden und der Stern, der Träger und der Gipfel der Bühne; je mehr und je weiter ihre Leitung sich von dieser Wahrheit entfernt, je gewisser und unaufhaltsamer eilt sie und der Geschmack des Publikums der müssigen Zeitvertreiberei, der Sucht nach bloßer Lustbarkeit, dem Schellengeklingel und endlich der fadesten Erbärmlichkeit entgegen. Daß indeß mit dem höhern Drama die humoristische

Lustigkeit in ihrem rechten Kern, der Scherz in seinen freiesten Schwingen nicht im Widerspruche stehen, braucht keiner Erwähnung, sie stammen aus Einer Quelle, wenn auch ihre Bahnen auseinander laufen und ihre Pole sich nicht berühren. Aber welches Unrecht würde dem Publikum, und namentlich dem Berlinischen angethan, wenn man es der Unempfänglichkeit für das Höchste und Herrlichste anklagen wollte. Ein Tag, wie der heutige, müßte diese Anklage siegreich widerlegen, ja dafür bürgen, daß armselige, geistlose Frazzen wohl die augenblickliche Neugierde, von der es wie der Einzelne nicht frei seyn kann, zu erregen, aber nicht die reinere, bessere Natur in ihm zu ersticken, geschweige zu verderben vermögen.

Was der Duft eines südlichen Frühlings berauschendes, der Gesang der Nachtigall sehnsüchtiges, das erste Aufblühen der Rose wollüstiges hat, das athmet aus diesem Gedicht. Aber noch schneller, als die früheste Blüthe der Jugend und Schönheit vergeht, eilt es fort von der ersten schüchtern kühnen Liebeswerbung und sittsamen Erwiederung zur grenzenlosesten Hingegebenheit, zur unwiderruflichen Vereinigung; dann unter wechselnden Stürmen des Entzückens und der Verzweiflung bis zum Untergang der beiden Liebenden, die noch beneidenswerth erscheinen, weil ihre Liebe sie überlebt und weil sie durch ihren Tod einen Triumph über alle trennenden Gewalten errungen haben. — —

Welche Veränderungen übrigens, verglichen mit der im Jahr 1812 auf unsere Bühne gebrachten Goetheschen Bearbeitung, jetzt vorgenommen sind, kann Refer. aus einmaliger Anschauung noch nicht mit völliger Sicherheit angeben; doch scheint ihm das Ganze hier und da zweckmäßig aus dem Original erweitert, auch besser geordnet und geschlossen zu sein. — Was oben von dem Gedicht selbst gesagt ist, von der Reinheit der Gefühle, die es athmet, von der Gluth der Phantasie, der Anmuth und dem Adel der Sitten, dem Ungestüm der Leidenschaft und dies alles in einem idealischen Gemählde verbunden, das gilt auch von dem Spiel unserer Stich als Julia; es in allen seinen Zügen treu aufzeichnen, hieße die Julia des Dichters rekomponiren. Nur Zergliederung möchte ein so schönes Ganze nicht vertragen. Aber, wie man gern schöne Stellen aus einem geliebten Buche behält, nicht um es

damit gebührend zu loben, sondern weil es ein Bedürfniß ist, etwas festzuhalten, woran man das andre knüpft; darum hebt Refer. die Gartenscene, wo Alles, was die erste Liebe zartes, ihr Ton süßes hat, melodisch aus ihrem Munde floß, und dann die Scene, wo sie — Melpomene selbst mit allen ihren Schrecken und Schauern — den von Lorenzo bereiteten Trank leert, heraus.

Der Antheil des Publikums begleitete ihre seelenvolle Darstellung Schritt vor Schritt mit Aufmerksamkeit, mit Wärme und Entzücken, mit Rührung nnd endlich mit dem Ausbruch der Begeisterung. — Romeo kann, wenigstens in der mimischen Darstellung, jenen Grad des Antheils nicht erregen; vielleicht mögen auch Manche wärmern, kräftigern und affectvollern Ausdruck gewünscht, aber gewiß kein Denkender Wahrheit, geschickte Erfassung der höchsten Momente, gehaltene Zeichnung im Ganzen und Einzelnen, mit einem Worte den Künstler in Hrn. Wolff vermißt haben. Darum, wie Julie und Romeo Eins sind, Erstere ohne Letztern nicht gedacht werden mag, rief auch das bewegte Publikum beide heraus, und dankte ihnen, als sie Hand in Hand erschienen, mit einem Jubel, der gar nicht enden wollte. — Mehr über die Schönheiten ihres Spiels, wie über das Verdienst der andern Darsteller, unter welchen Hr. Devrient als Mercutio mit echtem Humor hervorglänzte, bei der nächsten, hoffentlich baldigen Wiederholung. —

Am 23. August (1820): Iphigenia auf Tauris, von Göthe. (Mad. Schröder: Iphigenia.)

„Wie wortreich stumm, wie dumpf und tonlos! bin ich in ein geschmücktes Grab getreten? Ihr schreit und seufzt und poltert, bewegt die Arme, strengt die Gesichtszüge an, raisonnirt, declamirt; wird denn eure Stimme und Empfindung nie Gesang? vermißt ihr nie die Stärke dieses dämonischen Ausdrucks? Laden euch euer Silbenmaaß, ladet euer Jambus euch nie ein zu Accenten der wahren Göttersprache?" — Diese Worte läßt ein großer deutscher Schriftsteller einen Griechen sprechen, indem er in unser Theater

tritt, als eben ein Trauerspiel vorgestellt wird. Man wähne ja nicht, daß Refer. davon wollte eine Anwendung auf unsre heutige Vorstellung der Iphigenia machen; nur eine Einleitung sollte sie sein zu dem, was er in dieser Vorstellung bei allem Talent und aller Kunst der Schauspieler vermißt hat. Er weiß auch sehr wohl, daß das Griechische Theater Gesang war und daß es so bei uns nicht sein kann, nicht sein muß. Aber ein Werk wie die Göethesche Iphigenia, dieser reine Widerschein des griechischen Geistes, dieser Nachgesang ihrer göttlichen Kunst, dessen ganze Rede, Musik durch Musik nicht erhöht werden kann, neben der vielmehr jede Musik matt oder störend erscheinen dürfte — gestattet die möglichste Annäherung an jene einfache Vollendung, stille Großheit und Anmuth, verlangt vor allen andern die hohe Grazie des Ausdrucks, in der es gedichtet ist, die wie ein unsichtbarer Genius über jedem Worte schwebt und durch jeden zu starken oder zu gemeinen unharmonischen Accent, durch jede zu angestrengte Geberde und Bewegung verletzt und verscheucht wird.

Lassen wir jenen großen Schriftsteller Herder weiter reden: Die Quelle dieser Infirmitäten ist die leidige Repräsentation, die Alles verkünstelt. In der Malerei kennen wir den Unterschied der Gemälde, die den Maler anlächeln, und derer, die vor sich hinsehend für sich da sind. Jene liebäugeln Jedem, der sie anblickt, wie die Gestalten der neueren Bühne. Sind diese nur für den Zuschauer da, für den sie empfinden, dem sie schmeicheln, den sie rühren wollen und sich damit seinen Schwächen anheucheln, so wird alles ein gegenseitiger Betrug. Der Spiegel der Wahrheit ist zerbrochen. Vergesset, daß ihr Zuschauer habt, ihr Schauspielerinnen und Schauspieler! Als bedeutende Karaktere, als Werkzeuge des Verhängnisses handelt ihr gegen und für einander. Die Begebenheit, die ihr darstellt, ist eine Welt, der Geist, der diese Begebenheit erfüllt, eure Gottheit, nicht Parterr und Logen rc. rc.

Noch einmal wiederhole ich, daß die höchste Strenge dieser Forderung und dieses Vorwurfs unser ganzes modernes Theater nicht treffen kann. Ich rede von Göethes Iphigenia. — Die viel bewunderte Künstlerin hat auch hier ihre große Virtuosität in der Redekunst, wie in Plastik und Geberde documentirt; nur war

mir ihre Rede oft zu kunstreich und die Kunst zu sicht- und hörbar; zuweilen, besonders im Anfange und in allen Stellen, wo nur die Ruhe, die Klarheit, die Idealität der Iphigenia spricht, schien der Redner und der Deklamator sich einzumischen. Und — die einfache unnennbare Grazie der ganzen äußern Erscheinung — wie wäre es einer so im Ausdruck aller der stärksten Affekte geübten, und darin so unübertrefflichen Künstlerin möglich, diese ganz rein und unverfälscht zu geben? — Aber wo die Situationen mehr den Ausdruck erhöhter Empfindung, Ermannung und bewegter Innerlichkeit rechtfertigen, leistete die Künstlerin wie immer das ungemeine und höchste. In dieser Rücksicht hebt Ref. besonders die Schilderung der Schicksale ihrer Ahnen, den Ausdruck des Schmerzes und des Abscheues bei der Nachricht von Agamemnons Ermordung und die ganze Schlußscene des letzten Akts heraus. Im Vortrag des Liedes der Parzen war tief gedacht die Stellung und die Wahl des Ortes, wo sie in einfacher, schauerlicher Weise es recitirte. Wer könnte, wenn so viel Schönes gegeben wird, nicht genußreich und dankbar und höher gerichtet das Theater verlassen? Einen Beweis von gefühlter, ihm abgedrungener Gerechtigkeit gab das Publikum, daß es die nicht blos von gründlichem Studium, Gefühl und Talent, sondern auch von tragischer Kraft zeugende Darstellung des Orest durch Herrn Wolff neben der mächtigen Kunstgeschicklichkeit der Mad. Schröder mit gleichem Beifall am Schlusse der Vorstellung ehrte.

Die bevorstehende Eröffnung des neuen Schauspielhauses wird mit einem Prologe beginnen, den Mad. Stich vorträgt. Er ist aus der Feder unsers ersten deutschen Dichters, Hrn. v. Goethe, und durch ihn soll der Versammlung eine lebendige Uebersicht dessen gegeben werden, was auf der neuen Bühne geboten werden wird. Die einzelnen Leistungen derselben werden in lebendigen poetischen Bildern nach einander vorübergeführt, welche die Sprechende, als das personificirte Schauspiel erscheinend, in harmonischer Rede vor dem Zuschauer entfaltet. Ton und poetische

Form wechseln daher nach der Eigenthümlichkeit einer jeden Gattung des Schauspiels, und der Prolog spricht am Ende die Ansicht aus, was bei den gegebenen großen Mitteln geleistet werden könne und möge, und was man von einem freundlichen Entgegennehmen des Gebotenen, von Seiten der Versammlung, erwarte.

(Am 26sten Mai 1821.)

Eine einfache Erzählung der feierlichen Eröffnung des neuen Schauspielhauses, welches die dramatische Kunst der Gnade ihres Königlichen Beschützers verdankt, wird unsern Lesern genügen; denn wie vermöchte irgend eine Farbe, irgend ein Schmuck des Worts denen, die nicht gegenwärtig waren, die Ueberraschung, die Bewunderung und die Freude der Anwesenden im Anschauen des schönen und herrlichen Lokals, wie vermöchte eine noch so mächtige Kraft der Rede den Jubel des dankbaren Entzückens bei der Erscheinung des allgeliebten erhabenen Monarchen inmitten seines glücklichen Familienkreises ausdrücken!

Für heute muß sich Refer. die nähere Beschreibung des Locals versagen. Schlag 6 Uhr begann die Symphonie des Orchesters; der Vorhang ging auf und wir sahen vor uns von Gropius treu und treflich gemalt das prächtige Haus, worin wir uns eben befanden, und die beiden stattlichen Thürme, in deren Mitte es auf dem großartigen Platze prangt. Wie dieser Anblick die Menge ergriff, wie stolz sie sich eines so imposanten Theils ihres Berlins erfreute, und wie wogenartig der Jubel ausströmte, ist nicht zu beschreiben. Dann trat unsre Stich auf, das personificirte Schauspiel darstellend; ihre edle Gestalt offenbarte uns beim ersten Anblick, daß eine Muse vor uns erschienen, und das Feuer, die Kraft, der Schwung ihres Vortrages, daß sie ein würdiges Organ der Poesie des alten hochbelobten Meisters sei, den wir heute so gern persönlich in unsrer Mitte gesehen hätten. Die Idee des vortrefflichen Prologs ist schon in unserm vorigen Blatte angezeigt; sie ist von einer Beschaffenheit, daß sie die beschränkte Vor-

tragsweise eines gewönlichen Prologs nicht gestattet; sie macht vielmehr nach den verschiedenen Gattungen des Schauspiels, die sie versinnlichen soll, Abwechselung und Steigerung des Tons wesentlich nöthig, und Mad. Stich fand in den reichen Mitteln ihrer Stimme hinreichende Kraft, alle diese Gattungen zu bezeichnen und zu unterscheiden. Der Grad der Erhebung und der Stärke des Tons mag vielleicht für diesen und jenen Zuhörer nach der Art und Beschaffenheit seines Platzes zu stark gewesen seyn; in einem neuen kleineren Lokal, zumal nach dem raschen Uebergange aus den weiten Hallen des Opernhauses, kann das rechte Maas erst aus häufigem Gebrauch erworben werden. An der Stelle des Prologs, die so zart und angemessen der neuen schönen Gabe gedenkt, womit unser erhabener Landesvater die Hauptstadt seines Reiches geziert und der Kunst gehuldigt, brach das lange zurückgehaltene Dankgefühl der Versammlung in den lautesten, anhaltendsten Jubel aus, und nicht minder am Schluß des Prologs. Aber überschwenglich wurde das Frohlocken und wollte nicht enden, als nun der Hohe Freudengeber selbst vor aller Augen, umringt von allen seinen Kindern, zunächst an der Seite seiner Kaiserlichen Tochter, der Königin aller Herzen, in seiner milden Hoheit erschien und — bald darauf, gleichsam wie von einer höhern Eingebung ergriffen und begeistert, die ganze bewegte Menge das Volkslied: Heil dir im Siegerkranz, sang. Die Ouvertüre aus Glucks Iphigenia in Aulis, ging der würdigen, von unsern hierin längst rühmlichst bekannten Künstlern (namentlich dem Herrn und der Mad. Wolff) aufgeführten Darstellung der Goethischen, so lang ein deutscher Laut von menschlichen Lippen tönt, unvergänglichen Iphigenia in Tauris vorher, dieses klassischen, erhabenen Werks, dem man nicht die Mühe ansieht, die es nach dem eignen Zeugniß des Meisters ihm gekostet. Das Schmerzenskind nennt er es in einem Briefe des ersten Theils seiner Italienischen Reise, eine Arbeit, deren Gestaltung in Jamben ein Vierteljahr ihn beschäftigt und gequält. Refer. fällt dabei eine Stelle aus seiner Iphigenia ein, die er auf ihn selbst anwenden möchte:

„Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird —
Es klingt so schön, was unsre Väter thaten —
Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk." —

Am 29. wurde der Prolog von Goethe wiederholt. An diesem Dichter hat das Alter seine Gewalt verloren. Ewig jung, wie die schaffende Phantasie selbst, verwandeln sich die Zeiten bei Ihm in eine gemeinsame Zeit der Blüthe und der Reife; für Ihn giebt es keinen Winter, denn die immer gleich leuchtende, gleich wärmende Sonne des Lebens und Belebens wohnt in Ihm, und die Blumen des Frühlings und die Früchte des Herbstes kann der empfangende Sinn nicht unterscheiden, weil das ewig Schöne Eins und unwandelbar ist. — Madame Stich sprach diesen Prolog auch heute so, daß sie Zeugniß giebt, sie verstehe den unsterblichen Dichter, sie sei erfüllt von seinem Geiste und seiner Kraft, und sie sei auserlesen, seinen Worten lebendigen Athem und Klang zu geben. Nach dem Prolog wurde Schröders Lustspiel: die unglückliche Ehe durch Delicatesse, gegeben, ein Lustspiel im bessern Sinne des Worts, eins, das niemals veraltet, wenigstens niemals veralten sollte, und so wie Refer. für das wahre Lustspiel überhaupt eine neue Epoche in dem neuen Schauspielhause erwartet, so hofft er insbesondere von diesem, daß es öfter wiederholt, mit immer neuem Vergnügen wiedergesehen werde. Es wurde mit Fleiß und Präcision gespielt; vorzüglich zeichnete sich unser wackere Beschort als Klingsberg durch Gewandtheit, Anstand, leichten Fluß der Rede, ohne Aufopferung der Deutlichkeit, aus. Ueberhaupt bewährte sich bei dieser Vorstellung, wie klar und deutlich man in dem neuen Hause hört und versteht, aber auch, wie ernstlich der Schauspieler sich angelegen seyn lassen muß, seine Stimme zu cultiviren. Herr Beschort wurde verdientermaßen ausgezeichnet durch Hervorrufen.

(1823.) Der Refer. der merkwürdigsten Erscheinungen auf unsrer Bühne hat zunächst die Pflicht auf sich, von allem Neuen kurzen Bericht zu erstatten. Lieber wär' ihm freilich das Schöne allein; das Neue ist es nicht immer, ja höchst selten. Doch wird er bald so glücklich seyn, Neues und Schönes vereint anzeigen zu können, eine Frucht der reifen Dichterkraft desselben außerordentlichen Geistes, dessen frühester Frühlingsduft eben jetzt wieder unsre Bühne erfrischt hat: Stella, diese zarte Blüthe romantischer Empfindsamkeit. Erwägt man die Kühle der gegenwärtigen Zeitluft, in Vergleichung mit der heißen, in welcher Stella geboren wurde, das Sultanische Schnupftuch zuwerfen, womit man heutigestags rasch fertig und mit der Liebe fürs ganze Leben abgefunden wird, und jene immer fortlodernde, immer gleiche Gluth der Sentimentalität, jene nach einem Unerreichbaren strebende, niemals ermattende Sehnsucht, die, wie Goethe selbst sie nennt, eine zärtlich leidenschaftliche Aretik war und endlich in eine verzehrende Selbstquälerei ausartet; so ist es allerdings zu verwundern, daß das Drama Stella vor zwei Jahren neuerdings auf unsre Bühne zurückgebracht und von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Antheil vorgestellt, jetzt abermals ein zahlreiches, das ganze Haus anfüllendes Publikum vor sich versammelte. Mag dieser Zulauf eine Huldigung des gefeierten Namens des Dichters seyn, mag auch der Ruhm, den sich die mimische Darstellung, besonders der Hauptperson, der Stella, erworben, dazu reichlich mitwirken; die stille Aufmerksamkeit während der Vorstellung, man könnte sie Andacht nennen, die durch mannigfache Zeichen sich äußernde Bewegung der Gemüther, die oft ausbrechenden Laute der Bewunderung, der Rührung und des Entzückens, sind redende Zeugen, daß das wahre Schöne unabhängig von Zeitläuften und ihren wechselnden Einflüssen immer wieder Anklänge findet, oder, wie Johannes von Müller sagt: es giebt unempfängliche Zeiten, aber, was ewig ist, findet immer seine Zeit. Ohne Zweifel hat, wie schon gedacht, die herrliche mimische Darstellung der Stella selbst einen wesentlichen Antheil an der guten Wirkung des Dramas, die Dichtung bedingt auch durchaus eine solche Darstellung, und es widerfährt ihr nicht

ihr Recht, wenn weniger geschieht. Aber man wird auch einräumen müssen, daß Talente von dem Gehalt nicht häufig sind. Stella ist eine Rolle, woran alle alltägliche und mittlere mimische Talente nothwendig scheitern müssen; mit der Schulmäßigen, namentlich der französischen declamatorisch-rhetorischen Manier, ist sie ganz unverträglich, auch mit dem wohltönendsten Pathos dieser Manier müßte sie unleidlich werden; studirte Feinheiten, alle Raffinements in der Geberden- und Redekunst helfen ihr nicht auf, die Seele selbst muß reden, und so bedingt sie ein Naturell von ungemeiner Art, ein Naturell, das durch die angemessensten äußern Organe einen lautern und gleichsam freiwilligen Wiederklang seiner innern Fülle und Bedeutung giebt; hier ist ganz eigentlich der Fall, wo Cicero's Worte:

Vocis mutationes totidem sunt, quod animorum,

vollkommen erfüllt werden müssen. Das Studium übrigens in allen Ehren, und überall zeugte die Darstellung unsrer Künstlerin davon, aber das Studium kann nur läutern, regeln und befestigen, diese permanente Gluth der Empfindungen, wie Mad. Stich sie vier Akte hindurch ungeschwächt ausströmt, kann durch die schärfste Sagacität des Verstandes, durch alle Sammlungen des Beobachtungsgeistes nicht erzeugt werden, sie ist ein Produkt eines glücklichen Naturells, einer energischen Phantasie, die mimisch mit der Macht der Dichtung überall Schritt zu halten vermag. — — Refer. weiß, daß alles eben Gesagte nur Andeutung, nicht eigentliche Kritik ist; er könnte noch eine Menge Einzelheiten nahmhaft machen, könnte auf die Mannigfaltigkeit des Geberdenspiels und der Töne, besonders auf den Reichthum und die Zartheit der intensiven Accente der Darstellerin, wodurch die Geheimnisse der himmlischen Dichtung erst aufgeschlossen werden, hinweisen, und alles das würde doch nur Andeutung bleiben, sich nicht zur Kritik, wie sie seyn müßte, erheben, einer Kritik, die das Kunstwerk entwickelt, gleichsam recomponirt, und auf solche Weise von neuem zur Anschauung bringt. Eine solche allein wäre einer aus einem hö-

her aufgeregten, glücklichen Naturell frei hervorgegangenen Produktion würdig, aber wie doppelt schwierig eine solche Kritik bei transeunten Productionen ist, braucht der Bemerkung kaum. Eine bloß zergliedernde, zerstückelnde Kritik will Referent nicht geben; dem weisen Manne im Morgenblatte, der sich seit mehreren Monaten abmüht, die Theater-Anzeigen unserer Zeitung zu kritisiren, und dem Refer. einen Sermon nach dem andern zu halten, bleiben solche ästhetische Sectionsberichte überlassen; hier hat er Spielraum für alle Fechterstreiche, Repliken und Dupliken. Macht es ihm Spaß, unsre Urtheile zu beurtheilen, statt des Gegenstandes derselben, immerhin, Refer. wird ihm diesen Spaß niemals erwiedern, und überhaupt keine weitere Notiz von ihm nehmen. Er scheint es gar nicht verwinden zu können, daß Goethe mit Wohlgefallen unsre Anzeigen lieset, denn immer und immer wiederkäut er es und möchte gern überreden, daß Goethe kraftlos, kurzsichtig geworden sei und daß er, der Weise im Morgenblatte, es besser verstehe. Refer. giebt seine Urtheile für nichts mehr als eine eigne, durch freies Nachdenken über lange Erfahrungen wohlerworbene Meinung aus; er ehrt darum jede andre so viel, als sie sich giebt ohne sich um ihre etwanigen Motive zu bekümmern; ja er würde seinerseits nichts dagegen haben, wenn jeder mit ihm nicht Uebereinstimmende Lust haben möchte, seine abweichenden Ansichten in unser Blatt nieder zu legen. Auf Schmähungen und Verläumdungen achtet er übrigens ganz und gar nicht; er glaubt behaupten zu können, daß Niemand, der über das Theaterwesen schreibt, unabhängiger von allen äußern Verhältnissen und Einflüssen seyn kann, als er. Personen, die ihn näher kennen, Personen, für die er mit hoher Achtung durchdrungen ist, möchten ihn wohl eher eines fast unfreundlichen, ungeschmeidigen Trotzes gegen alle äußern Einflüsse zeihen. Und selbst wenn von solchen achtungswerthen Personen ihm Vorwürfe eines zu warmen Enthusiasmus für das Schöne und Ungemeine gemacht werden sollten, würde er sich dadurch höchst geehrt fühlen. Der Enthusiasmus hat einen guten Grund und gewiß mehr Recht als die kalte Gleichgültigkeit, die keinen Gegenstand fassen, wohl über ihn klügeln,

aber ihn nicht würdigen kann, und selbst der Ueberschwung in Lobpreisungen kann nicht tadelnswerth seyn, wenn der Encomiast frei ist. Wie könnte nun Refer. von jenen zudringlichen kleingeisterischen Sermonen sich irre machen lassen. Möge denn diese Digression mit einem Goetheschen Spruche schließen:

Eins schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Nur darf darüber nicht die kunstreiche Darstellung der Cecilia durch Mad. Wolf vergessen werden; hier wäre eine zergliedernde Kritik eher an ihrem Platz; denn Cecilia ist eine verständige Frau, zu deren Auffassung und Darstellung der Verstand das Meiste hinzuthun kann. Auch der Mlle. Brandes ist billig zu gedenken; das junge Mädchen ist so fleißig, giebt rasch eine Rolle nach der andern, und hat die schnippische Lucia eben so mädchenhaft wahr als anmuthig gegeben.

(1 8 2 3.)

Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.

So zeugt Goethe selbst von seinem größern Gedicht, Hermann und Dorothea, in einem kleinen mit gleicher Ueberschrift, und bezeichnet in diesem zugleich durch die Worte:

Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön;

zu welcher Gattung poetischer Formen er jenes größere Gedicht zählen möchte, nehmlich zur epischen. Als ein solches ist es auch bald nach seiner Erscheinung von den competentesten und kenntnißreichsten Kunstrichtern gewürdigt worden, und ein berühmter unter uns lebender Staatsmann hat, veranlaßt durch dies Gedicht, ein besonderes Buch unter dem Titel: Aesthetische Betrachtungen, geschrieben. Es könnte demnach bedenklich scheinen, daß ein Anderer es wagt, diese Form aufzuheben und durch die Dramatisirung des Gegenstandes das Gedicht selbst in seinem

innersten Wesen anzutasten. Denn ist etwa bei wahren Dichtern die Form gleichgültig und willkührlich, muß nicht Form, Stoff und Gehalt sich einander durchdringen, und kann, darf also die Form von Stoff und Gehalt getrennt werden? Aber über diese Bedenklichkeit mag uns eben auch Goethe selber hinweghelfen. Er sagt in dem prosaischen Theil seines West-Oestlichen Divans, daß oft in dem kleinsten Gedicht die verschiedenen Naturformen der Poesie beisammen seien und eben durch diese im engsten Raum das herrlichste Gebild hervorbrächten. Und so ist es; welchem sinnigen Leser oder Zuhörer könnte dies entgangen sein. Allerdings zwar ist die epische Form dem Inhalt von Herrmann nud Dorothea, wie ihn Goethe behandelt, so angemessen, so zu demselben gefügt und mit ihm innig verbunden, daß manches köstliche durch Auflösung dieser Form nothwendig verloren gehen muß, ja manches, was gerade zu den reinsten Eigenthümlichen des Gedichts, zu den Gesinnungen und Empfindungen der Karaktere, und zu der Art und Weise gehört, wie sie diese Gesinnungen und Empfindungen an den Tag legen. So zum Beispiel hat Dorothea selbst durch die in Rede stehende Dramatisirung in Vergleichung mit ihrer Erscheinung in dem epischen Gedicht, viel und bei weitem mehr als die andern Personen verloren, namentlich dadurch, daß die schöne, rührende Erzählung von allen, auch den geringsten Umständen ihres Abschieds aus der Gesellschaft der unglücklichen Vertriebenen, denen sie bis dahin Alles war, in dem Drama so beschränkt und zusammengedrängt worden, daß dem Zuschauer nun Dorothea die Sache zu leicht nehmend erscheinen und an Interesse verlieren muß. Refer. begreift die Nothwendigkeit der Abkürzung, aber damit ist der Sache nicht geholfen. Indeß ist des Trefflichen und für das Drama Tüchtigen so viel in dem Gedicht, daß dem Herrn Töpfer, der sich schon durch mehrere gelungene Arbeiten um die deutsche Bühne verdient gemacht hat, ein herzlicher Dank gebührt, schon für den bloßen Gedanken, solch einen Juwel poetischer Schöpfungskraft auch in den Kreis zu fördern, der nicht blos lieset und höret, sondern der ihn in lebendigen Gestalten und Bewegungen, Geberden und Tönen anschauen kann. Dieser würdige Mittelstand, der uns vor Augen geführt wird,

nicht geschliffen und abgeschliffen wie der Zirkel der feinern Welt höherer Stände, in welchem keine freie Bewegung der Gemüther möglich ist, nicht plump und roh und stupide, wie die geringste, niedrigste Volksklasse, wo Bewegung genug, aber nicht die angenehmste, weil hier gar kein Schickliches gilt; und aus diesem Mittelstand, dem das erworbene Gut des Fleißes eine gewisse Unabhängigkeit giebt, die wackersten Menschen, nicht nach einem phantastischen Ideal, sondern nach dem trefflichsten Maas des Praktischen der bessern, uns aufs freundlichste und gemüthhafteste aussprechenden Wirklichkeit. Schon diese Karaktere allein sind dramatisch wirksam; und diese wackern und biedern Menschen sind in eine bewegte Zeit, in eine Zeit außerordentlicher Begebenheiten, an einen Ort, wo ungewöhnliche Ereignisse zusammentreffen, hingestellt, damit ihr besseres Innere und ihre nun gleich zur That beflügelte höhere Kraft in den entscheidenden Lagen des Lebens sogleich im schönsten Lichte erscheinen könne. Mögten doch die echten dichterischen Köpfe unsers Volks, denn von den gemachten und Queerköpfen kann gar nicht die Rede sein, hieraus endlich lernen, daß unser wirkliches Leben reich an poetischen und romantischen Elementen ist, und daß sie nicht nöthig haben, sich uns durch ihre Flucht nach dem Süd- oder Nordpol zu entfremden. Die aus jenem Eingreifen außerordentlicher Umstände in eine sonst friedliche Häuslichkeit entstehende Liebe zweier schöner jugendlicher Wesen, ist aber allerdings der höchste und herrlichste Punkt der Handlung, und sie ist uns auch in dem Drama anziehend und hocherfreulich geblieben. Die stille athemlose Erwartung, wie sie sich durch alle bisherigen Vorstellungen des Dramas bewährt hat, in dem Augenblick, als endlich Dorothea vor unsern Augen erscheint, beweiset genugsam, daß dem dramatischen Bearbeiter dieser so wichtige Punkt nicht mißlungen. — Doch welche Rechtfertigung derselbe auch sonst noch bedürfen möchte, die beste hat ihm der Erfolg auf unsrer Bühne gegeben. Eine solche mimische Darstellung, so genau und trefflich, so wahr und lebendig im Einzelnen, und fast überall präcise und rasch im Ganzen, könnte auch einem mittelmäßigen Produkt Beifall erringen. Für heute muß Ref. sich begnügen, allen, wie es das anwesende be-

geisterte Publikum am Abend der ersten Vorstellung durch Hervorrufen Aller that, seinen Dank zu bringen. Aber so weit es der Raum gestattet, soll nächstens besonders der Wahrheit der Darstellungen des Herrn und der Madame Wolff, einer Wahrheit, wie er sie an Lebensfülle und künstlerischer Harmonie in Nachbildung der Menschen aus der Wirklichkeit ohne alle Uebertreibung so noch niemals auf der Bühne geschaut hat, und der poetischen Schönheit der Darstellung der Dorothea durch Mad. Stich besonders gedacht werden. —

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung. 1819: No. 36, 127 und 130; 1820: 97 und 104; 1821: 63, 64 und 65; 1823: 133 und 134.

Ludwig Robert.

An Goethe.

Ich nah' mich Dir mit kindlichem Vertrauen,
Und einer ganz von Dir erfüllten Seele.
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen;
„Und hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott bei meiner Wiege dargebracht;
Und hätte gleich der Musen Göttlichste
Vor Allen aus der Menge mich gewählt
Und freundlich-süß die Lippe mir geküßt.“
Ja, käm' ich selbst mit einer edlen Schaar
Der größten Dichter herrlich Dir entgegen,
Und fielen Alle freudig vor Dir nieder,
Anstimmend, hymnisch, einen Wettgesang,
Daß weit durch alle Zeiten hin Dein Lob,
Daß durch die Welt es bis zum Himmel tönte;
Noch ist die Zeit zu lieben Dich, nicht reif,
Noch giebt es Pöbel, der Dich nicht erkannt,
Die Bessern selbst verstehn Dich nicht zu achten,
Und augenblicklich nur ist's mir gelungen,
In Deiner Dichtung Heiligthum zu dringen;

Da hab' ich selber mich erkannt, „da lag
Die Welt so weit, so offen vor mir da,
Und Deines Geistes, Deines Busens Lieder,
Sie drangen leuchtend, wie die ew'gen Sterne
Rings um mich her, unzählig aus der Nacht,“
Daß Thränen der Bewundrung ich vergoß.
Und wollt' ich dann die Last von Lieb' und Achtung
In Tönen von dem vollen Busen schütten,
Entflossen dem Begeisterten nur immer
Die treffend=wohlgefügten, Deine Worte.
Mit eigner Sprache soll man Dich nur preisen;
Ich fühlt' in Deiner Größe meine Ohnmacht. —
Da dacht ich Deines trosterfüllten Wortes:
„Auch selbst der Homeriden letzter ist
Es schön, zu seyn“; da fühlt' ich mich erhoben,
Von Deinem Geist befruchtet meine Seele,
Und freudig=zitternd griff ich nach der Leier. —
„Es bildet ein Talent sich in der Stille,“
Und jahrelang war emsig ich verschwiegen,
Anstrengend in der Einsamkeit die Kraft;
Doch heute hat der Drang mich Dir zu nahen,
Der ältern Freunde „gutgemeinter Wunsch
Mir endlich den verschloßnen Mund gelöst.“
Ich trete in die Welt — und aller Welt
Bekenn' ich es mit stolzer, froher Stimme,
Daß Du mein Vorbild, Du mein Meister bist,
Und laut und kühn nenn' ich mich Deinen Schüler. —
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen,
„Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: Nimm mich hin!“ —

1803.

Am 28. August 1823.

(Drama zur Feier von Goethe's 75stem Geburtstag.)

Die himmlischen Heerschaaren.

Es ist der Kinder Freudendank,
Dem Vater Preis und Lobgesang!

Chor der Engel.

Du hast, o Herr! die Menschen heut'
Mit freundlichem Geschenk bedacht!
Sie freu'n sich deiner Lieb' und Macht,
Die ewig werdend sich erneu't.
Und auch wir Engel schaun erfreut
Die neue geist'ge Schöpfungspracht,
Den Himmelsglanz in Erdennacht.
Ja, Herr! du hast die Menschen heut'
Mit freundlichem Geschenk bedacht!

Gabriel.

Mit einem Menschen, einem vollgesunden,
Der, was ein Menschenbusen je empfand,
So tief, so ganz, so treu empfunden,
Bis es sein Geist erkannt
In guten wie in bösen Stunden,
Als deiner Liebe Unterpfand.

Michael.

Der sich von nichts, was schön und menschlich heißt,
Mit aftergeist'gem Hochmuth abgewandt,
Treu der Natur, die stets sich treu erweist;
Und der, weil ihn kein Dogma bannt,
Das irdisch=seel'ge Centrum fand,
Wo Wissen, Fühlen, Glauben, Geist,
Und Freiheit und Bestimmung fleußt
Aus Einer — deiner Schöpferhand.

Raphael.

Und dem du, Herr, die Himmelskunst
Bewältigender Harmonieen
Aus deinem ew'gen Quell der Gunst,
Aus Fülle deiner Macht verliehen;
Um mit des Sehers Phantasieen
Der Erde Lust, der Erde Leid
In vollen Tönen hinzusingen,
Auf Tönen sich emporzuschwingen
Zu deines Himmels Seligkeit.
Ja, in der Hölle Nacht zu bringen
Mit schreckendem Posaunenklang;
Doch so, daß immer sein Gesang
Vom Herzen kommt, zum Herzen tönet,

Von Seel' in Seele wiederhallt,
Und mit der Dichtung Allgewalt
Das Leben durch die Kunst verschönet.

Mephistopheles.

Erlaubt, ihr Engel, daß in eure Lust
Einstimmen heut der Teufel mag;
Ihr wißt, der acht-und-zwanzigste August
Ist auch für mich ein Ehrentag.
Denn heut', o Herr, entstieg durch deine Macht
Ein Mensch dem Element,
Der so genau mich kennt,
Als hätt' er mich gemacht.
Er hat mich konterfeit,
Als ob ich ihm gesessen, nach dem Leben!
Dieß Zeugniß muß, aus Dankbarkeit,
Der Teufel selbst ihm geben.

Der Herr.

Dieß Zeugniß giebst du ihm aus Neid.
Neid ist des Bösen Dankbarkeit
Und fließt aus deiner Ohnmacht Quelle.
Doch wisse, Spottgeburt der Hölle!
Wer so dich hingemalt, wie er, in deiner Blöße,
Als Anreiz und als Wirkungstrieb,
Der zeigt in dir nur meine Größe,
Und ist und war und bleibt mir lieb.

Mephistopheles.

Es ist verboten zwar, mich an die Wand zu malen,
Und Mancher mußte mir den Spott bezahlen;
Doch in des Dichters Kunst sind Scherz und Ernst im Bunde,
Da muß die Ironie dem Pathos sich gesellen,
Wenn auch dagegen, wie die Hunde,
Scheinheil'ge Recensenten bellen.

Der Herr.

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last,
Und nur die Gleißenden, die heilig scheinen,
Sind ewig mir verhaßt,

(Der Himmel schließt sich.)

Mephistopheles.

Der Alte hat zuweilen recht;
Allein dieß gleißende Geschlecht

Ist lange noch das Schlimmste nicht.
Ich kenn' ein weit elenderes Gezücht,
Das nicht zum Lob und nicht zum Tadel Muth,
Für das ist selbst der Teufel viel zu gut. —
Doch was kommt da von Nord, Süd, Ost und West
Für eine bunte Schaar zum heut'gen Fest,
Zu Wagen und zu Schiff, in Luftballons, zu Pferde,
Auf Krücken, Stelzen, Ofengabeln, Besen,
Welch ein vertracktes tolles Wesen!
Käm' nicht ein Häuflein dort vernünft'ger Leute
Mit eig'nen Füßen auf der Erde,
So dächt' ich gar, es sey Walpurgis heute. —
Nicht Alle sind wohl Gratulanten;
Verhaltne Bosheit, alberne Beschwerde
Schaut aus den Zügen einiger Bekannten,
Die will ich stacheln, spornen, hetzen;
Ein Mann von meiner Zunft
Mag gern, als Intermezzo der Vernunft,
Sich mit dem Aberwitz ergötzen.

Chor der Jünger.

Es preiset dich, o großer Meister Goethe,
Der Jünger unvollkommenes Gedicht,
Wir sind, wie dort die junge Morgenröthe,
Ein Abglanz nur von deinem Sonnenlicht.
So wollen wir als Boten uns verbünden
In treuer Liebe, die dich hoch verehrt,
Und ausziehn und der Welt verkünden,
Was du der Welt gelehrt.

Mephistopheles.

Ich möchte nicht der Eure seyn,
Ihr werdet schwere Arbeit haben;
Denn nicht zum Schaffen nur allein,
Auch zum Verstehn gehören Gaben.

Alter Bauer.

Ja wer Alles will kapiren,
Wird sich krumm und dumm studiren;
Solches thut der Landmann nicht!
Der bleibt Gott treu und der Erde,
So versteht er ohn' Beschwerde
Hie und da wohl ein Gedicht:
Die Parabel und das Mährchen,

Und die Lust verliebter Pärchen,
Und was Herrmanns Mutter spricht!
Und den Kernspruch voll Gewicht:
„Tages Arbeit, Abends Gäste,
„Saure Woche, frohe Feste!“
Gelt, den schönen Reim versteht
Jeder, der nicht müssig geht.

Soldaten.

Und wenn er uns singen läßt
Von Mauern und Zinnen,
Von Vesten erstürmen,
Von Herzen gewinnen,
Und wann er uns Egmont zeigt,
Den glänzenden Held,
Dem einzig die Freyheit
Und Klärchen gefällt,
Und läßt er den Götz uns sehn
In muthiger That,
So versteht ja den Dichter
Jedweder Soldat!

Bürger.

Und was dem Bürger ziemt,
Und was hinwieder nicht,
Das sagt uns bald verblümt,
Bald offen sein Gedicht.

Bettler.

Er ist so reich an tausend schönen Gaben,
Und weiß es doch wie es dem Bettler geht,
Er sang ein Lied, das wohl nur ich verstehe,
Nur Eins begreif' ich nicht, wie so er mich versteht.

Mephistopheles.

Wie Schade, daß ihn Einer nicht begreift!
Ich meinte, es verständen ihn schon Alle.
Die Welt sey zur Vollkommenheit gereift,
Das heißt: zu neuem Sündenfalle.

Orthodoxe.

Wenn wir ihn nicht verstehn, und das geschieht zur Zeit,
So weiß die Ursach ich, doch einzig in wie weit
Ein Orthodoxe weiß. Ich hab' es nicht ergrübelt
Mit frevelnder Vernunft, ich hab's herausgefibelt,

Daß er ein Voltair' ist; es strömt in seinen Dichtungen
Der Witz, die Ironie nach allzu vielen Richtungen,
Er glaubt noch nicht genug, verehrt noch den Verstand,
Ist aufgeklärt = human, ist heidnisch = tolerant,
Und kurz, mit einem Wort, in allem seinem Thun
Fehlt jener Mittelpunkt, auf dem wir müssig ruhn.

Mephistopheles.

Ich bin der Geist sonst der Verneinung,
Doch dießmal bin ich Eurer Meinung,
Ihm fehlt der Mittelpunkt in jeglichem Gedicht;
Und wem der Punkt im Punkt des Punkts gebricht
Der hält sich an Natur, und läßt das Denken nicht.

Die Massiven.

Du Erzeuger der L . . . . . .,
Dieser Mißgeburt der Sünde,
Wirfst dich auf als Sittenrichter,
Sagst, daß unserm größten Dichter
In dem Innersten der Seele
Stets das feste Centrum fehle?
Nein, mein wohlgenährter Feister,
Kugelrunder, Allzudreister,
Goethen, unserm Dichterkönig,
Fehlt der Mittelpunkt so wenig,
Als Peripherie dir fehlet,
Seit dich nichts so sehr beseelet,
Als das Trinken und das Essen,
Seit du nennst Vernunft vermessen,
Und das Denken eine Sünde:
Du Erzeuger der L . . . . . .!

Lustiger Gesell aus Auerbachs Keller.

So recht! je gröber, je besser!
Es sagt ja der Professor,
Der alte Renomist,
Daß Grobheit göttlich ist!
Drum seyd recht kannibalisch froh,
Und göttlich grob, wie Bohnenstroh!

Wagner.

Wie ist mir alle Rohheit doch fatal!
Man läuft Gefahr, mit Pöbel zu verwildern.
Ein Dichter sollte nur das Ideal
Und das Erhabene nur schildern.

Xenien.

Sinkt Apollons Strahlenlicht,
Nimmt man die Laterne;
Und malt er ideal euch nicht,
So malt er euch moderne.

Gretchen.

Es lebt in Deutschland ein Dichter,
Dem hab' ich an Grabes Rand,
Dem menschlich milden Richter,
Meine schweren Sünden bekannt.
Er hörte mein Verschulden,
Was strafbar ich verübt,
Und sah doch nur mein Dulden,
Und wie ich innig geliebt;
Er glaubt' an meine Reue,
Und fühlte meine Pein,
Gedachte meiner Treue,
Sprach: wirst gerettet seyn!

Lieschen.

Mein'twegen sey er immerhin
Gegen leichtfertige Dirnen mild;
Von mir macht er ein andres Bild,
Weiß, daß ich ein ehrbar Mädchen bin,
Das auf die heimliche Sünderin
Wohl mit gerechtem Eifer schilt.

Bürgermädchen.

Er kennt der Keuschen stolzes Herz,
Er kennt der Spröden Uebermuth,
Doch kennt er auch geheime Glut
Und ihre Wonn' und ihren Schmerz,
Weiß, daß die Seele, welche liebt,
Demüthig fremde Schuld vergiebt.

Martha.

So weiß er auch, daß einer Wittwe Pein,
Der, fern im fremden Lande starb der Mann,
Als Trost bedarf den Todtenschein,
Wenn er ihr auch nicht helfen kann.

Alte.

Er kennt die Jungen wie die Alten,
Die Schwiegermutter wie die Schnur,

Hat diese ideal gehalten,
Und uns getreu nach der Natur.

Oberon.

Ja selbst im Reich der Geister,
Treu der Natur —
Zeigt Euch der Meister,
Auf thauiger Flur,
Im Mondenschein
Der Elfen Reih'n.

Titania.

Es haben die Knaben
Die Elfen so gern,
Sie schweigen und zeigen
Ihm Gaben von fern;
Der Vater sieht nichts,
Nur Streifen Lichts,
Nur Weiden grau, wie genau er auch spürt;
Indeß ich geschwind
Entführe das Kind,
Das Oberon später mir wieder entführt!

Puk.

Auch von mir, dem Koboldwesen,
Weiß er ein Geschichtchen. —
Dieß Gedichtchen
Von dem Besen,
Das den Lehrling Mores lehrt,
Hat er einst von mir gehört. —
Bei des Grafen Hochzeitfeier
Sang ich es zur Leyer,
Gab ich es zum Besten
Unsern kleinen Gästen,
Und bekam nun Wurst und Schinken,
Und zu essen nicht allein,
Sondern auch zu trinken
Einen großen Eichelnapf voll Wein.

Hexe.

Das ist nur Spaß,
Nur Phantasie.
Er weiß das Was,
Er weiß das Wie;
Daß Eins nicht Acht,

Und Drei nicht Sieben,
Und doch erdacht,
Und doch geschrieben,
Und daß ihm weiß doch weiß nichts macht!

Meerkatze.

Und wie läßt er uns Katzen
Reimen so kunstvoll,
Träumen so dunstvoll,
Weltweise schwatzen,
Kochen die Suppen,
Rühren den Brei herum,
Für Affen und Puppen,
Für's Publikum!
Den Herrn und die Frau,
Das Kind und den Vater,
Die Katz' und den Kater,
Er kennt uns genau!

Mephistopheles.

Nun will es gar dem lieben Vieh belieben,
Zu horchen und zu huld'gen unserm Goethe!
Das kömmt davon, daß er geschrieben
Den zweiten Theil der Zauberflöte.
Da trabt wahrhaftig schon der zahme Bär
Mit Lili's ganzem Park einher!

Böser Geist.

Wie thut mir Fremder Lob so weh!
Hilf Samiel und Hekate!
Laßt eure Diener laut im Chor
Ein' Mißton schreien in mein Ohr.
Und störet dieses Loblied's Einheit
Durch Unverstand, durch Neid und heuchelnde Gemeinheit.

Dogmatiker.

Wer Logik span'sche Stiefeln nennt,
Verspottend jeglichen Beweis,
Von dem weiß ich es evident,
Daß er nichts Evidentes weiß.

Idealist.

Die Logik braucht er nicht zu schätzen,
Das ist schon recht, allein er meint,

Er sey, indeß' er nur erscheint,
Und will sich absolut nicht setzen.

Realist.

Im Gegentheil, er rückt und zweifelt
An Allem, was seit Adam ist,
Und ist euch nur so eingeteufelt,
Weil er kein Realist.

Supernaturalist.

Im Gegentheil, er hält mit Pedantismus
An der Natur und ihrem Realismus,
Meint, daß sie ihr Gesetz noch nie gebrochen,
Und zweifelt, daß ein Esel je gesprochen.

Skeptiker.

Im Gegentheil, er zweifelt nie,
Er ist ja so berauscht in Klarheit,
Daß für ihn Dichtung schöne Wahrheit,
Und Wahrheit schöne Poesie!

Mephistopheles.

Was werden sie noch rabotiren,
Was von dem Zaun noch brechen!
Ich brauche nicht zu opponiren,
Da sie sich selbst ja widersprechen.

Neugierige Reisende.

Weil ich 'mal durch die Welt so wandre,
So wollt' ich auch nach Weimar geh'n,
Und mir den Goethe dort beseh'n;
Kurios! er ist ein Mensch wie Andre.

Minister.

Ein großer Mann soll Goethe seyn;
Ich habe lange nichts von ihm gelesen,
Doch lad' ich ihn zu Tisch mal' ein,
So ist er doch bei mir gewesen.

Dienstmädchen.

Der Werther hat mir wohlgethan;
D'rauf holt' ich mir sein Leben,
Doch ach! das ist ja kein Roman —
Ich hab's zurückgegeben.

Purist.

Er läßt die fremden Brocken nie:
Französisch, Griechisch und Latein!
Es nennt ihn Deutschland ein Genie,
Allein er schreibt das Deutsch nicht rein.

Genius der Zeit.

Ich kann für Goethe gar nichts fühlen,
Weil er mir nicht zu Willen spricht.
Er schimpfet nicht auf die Servilen,
Und preist die Liberalen nicht.

Halbhexe.

Finden ihn beim frommen Thee
Ganz und gar nicht ethisch;
Hängt daran ein S und T,
Und so wird's ästhetisch.

Schüler.

Ich habe auch in Goethe's Werke
Die Nase hie und da gesteckt;
Doch für's Theater, wie ich merke,
Versäumt er immer den Effekt.

Valentin.

Das lügst Du, unverschämter Bengel!
Sieh' mich nur und die Schwester an.
Sie rührt wie ein gefall'ner Engel!
Und ich erschrecke Dich als Mann.

Faust.

Ich hörte allzulang' schon meinen Dichter
Bekritteln hier von diesem lump'gen Schund;
Auf, Mephistopheles! und beiß als Hund,
Beiß es mir fort das elende Gelichter!

Mephistopheles als Pudel spricht:

Bau! Bau! Bau! Beiß! Beiß! Beiß!
Fort Lumpenpack, fort du Geschmeiß!
(Die Luft ist rein.)

Ariel und Erdgeist.

Herbei, hieher,
Von Land und Meer,
Ihr Geister der Lüfte,
Der Töne, der Düfte,

Ihr Geister der Blüten.
Der Grotten, der Klüfte,
Der Berg' und Gesteine,
Der Erz' und Metalle,
Der glänzenden Scheine,
Der Lichter und Farben,
Herbey, ihr Alle!
Ihr thätigen Geister!
Und dienet dem Meister,
Und wirkt ihm am sausenden Webstuhl der Zeit
Des strahlenden Ruhmes unsterbliches Kleid!

Theaterdichter.

Nun, Herr Director, sehen Sie?
Das ist mein Stück, ich wünsch' es dargestellt.

Director.

Das ist kein Stück! Das ist nur Poesie,
Die auf der Bühne nicht gefällt.

Lustige Person.

Sey doch nicht so prosaisch, liebe Welt,
Und halte Wahrheit nicht für Phantasie!

Morgenblatt für gebildete Stände. 1823. Nr. 225.

Georg Ludwig Spalding.

Die deutsche Iphigenia im berlinischen Schauspielhause.

Menschheit lehrte den Scythen zuerst die achäische Jungfrau:
Hellas hat uns des Gefühls Grazien alle gesandt;
Die du, sie aufzunehmen, Germania! kindlich und rein warst,
Dein ist die Künstlerin auch, welcher die Griechin gelang.

Am 27. December 1802 wagte unsere erste Schauspielerin zuerst, soviel ich weiß, in Deutschland Goethens Iphigenia auf die Bühne zu bringen, und sie fand ein Publikum.

Versuch didaktischer Gedichte von G. L. Spalding. Berlin, 1804. 8. S. 168. 267.

Ungenannt.

Neue Bearbeitung des Götz von Berlichingen von Goethe, auf dem Weimarischen Hoftheater.

Außer der dramatischen Zusammendrängung in eine Haupthandlung, die das Ganze, wie wir später sehen werden, forderte, haben auch manche einzelne Karaktere Anbildungen erhalten, von denen besonders die, welche der Adelheid zu Theil wurden, von großem und entschiedenem Werth sind.

Wer kennt nicht diese stolze, hochfahrende, politisch gesinnte Frau schon aus der früheren Bearbeitung: doch ist die Zeichnung dort mehr angelegt — als ausgeführt. Wahrhaft meisterhaft zu nennen ist in dem neuen Götz die Scene, wo Adelheid dem schwachen Weislingen, dem Hr. Cordemann recht brave Momente als Künstler abzugewinnen wußte, allerlei Leute zur Beförderung vorschlägt, und bald darauf der ungestüme, feurige Franz hinzukommt. Es ist von einem Herrn von Wanzenau, von einem Herrn von Werdenhagen, von einem von Altenstein, und was weiß ich von wem sonst noch, die Rede. Weislingen befürchtet, so viele Namen zu vergessen: Adelheid versichert ihm, daß sie einen Staar abrichten wolle, der ihm die Namen hersagen und ein „Bitte, Bitte" hinzufügen soll.

Weislingen geht und Franz kommt. — Ein Gespräch hierüber wird eingeleitet.

„Oder willst Du mein Staar seyn?"

Franz frägt, was er als Solcher zu thun habe?

Adelheid. Die Namen herzusagen, und ein „Bitte, Bitte" hinzuzufügen.

Franz (indem er mit Heftigkeit ihre Hand ergreift). Bitte, Bitte!

Adelheid (stolz). Sehr wohl! Nur haben die Hände dabei nichts zu thun. Solche Unarten mußt Du Dir abgewöhnen.

Franz wird betrübt. Adelheid geht auf ihn zu: „Er müsse auch einen kleinen Verweis nicht zu hoch aufnehmen. Man strafe die Kinder, die man lieb habe." Also liebt ihr mich doch. Und

nun — mit welcher Feinheit unterzieht er sich seinem gegebenen Auftrage. Man höre selbst:

Beim edeln Herrn von Wanzenau —
Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau:
Bei Truchseß, Kämmerer und Schenken
Muß ich der lieben Frau gedenken:
Seh ich den schönen Altenstein,
So fällt sie mir schon wieder ein.
Lobt sie den tapfern Werdenhagen,
So möcht' ich mich gleich mit ihm schlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weist immer mich zurück auf sie.
O wie beseligst Du mich ganz,
Nennst Du mich einmal deinen Franz,
Und heftest mich an deine Schritte:
O Schöne, Gnäd'ge, bitte — bitte!

Hr. Oels gab diese Scene mit Akzenten des innigsten und tiefsten Ausdrucks. Seine natürliche Heftigkeit, die ihm sonst wohl hie und da, besonders in Rollen, die eine stillere Fassung gebieten, hinderlich ist, kam ihm hier vortreflich zu statten.

An manchen Abänderungen werden die Kritiker und Kritikaster der Mit- und Nachwelt einen mächtigen Anstoß nehmen. Was sagen Sie zum Beispiel dazu, daß in der bekannten kräftigen Heroldscene der H... der alten Ausgabe in der neuen dem Teufel hat Platz machen müssen? In so aufgeklärten Zeiten, wie die Unsrigen. Ey, ey!

Schon hör' ich Krittler-Mordgeschrei
An Goethes stillem Grabe:
Ob's Teufel oder H....r sei,
Was hier den Vorzug habe?

Was die Objektivität im Götz betrift: so ist überhaupt diese, wie sich auch schon aus der Zeit vermuthen läßt, bei weitem nicht so rein, wie in spätern Werken: sie bildet vielmehr in manchen Stücken mit denselben, wie z. B. mit Herrmann und Dorothea, einen völligen Gegensatz. Franz, der Klostergeistliche, selbst Götzens Schwester Maria, sind Figuren, in denen die lyrische und subjektive Stimmung des Verfassers von Werther mehr als ein Mal zum Vorschein kommt, Maria

und ihr stilles Leiden. — Franz, seine Heftigkeit — seine unendliche Leidenschaft zur Adelheid, die ihn, wie vorauszusehen war, gleich Werthern, durch Selbstmord enden läßt; der Klostergeistliche selbst, der mit Wegblickung von der Herrlichkeit seines Standes und des unverlierbaren Kleinods heiliger Ruhe und Abgezogenheit, das jener so selig gewährt, nur das Irdischdrückende seiner Bürden, den Verlust sinnlicher Güter, wie z. B. des Weintrinkens, und daß er nicht heirathen kann, in Anschlag bringt und bedauert — sind, mehr oder weniger, Glieder einer einzigen, modernen und ziemlich zahlreichen Familienklasse.

Weislingen steht im Uebergang. Es ist eine von den Naturen, die mit Gott und dem Teufel kapituliren, nie zum Schluß kommen, und darüber zu Grunde gehen. Götz, der alte deutsche, treuherzige Götz, einst sein Jugendfreund, dessen eiserne Hand der kluglavirende Weltmann weder recht fassen, noch recht loslassen kann, weil ihn der Hof zu Bamberg mit seinem Glanz, seinen Weibern — und seinen Tafelfreuden zu fest hält, hat ihm selbst über diesen Punkt S. 228 sehr naiv das Horoskop gestellt.

„Wenn du mir damals gefolgt hättest, als ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre Alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt' es immer, wenn du dich mit den eiteln, garstigen Vetteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer Dritten, oder was sie sonst gern hören, du wirst ein Spitzbube, sagt' ich, Adelbert."

Uebrigens ist bemerkbar, daß dieser mit sich selbst in seinem Innern entzweite Karakter eine Lieblingsdarstellung ist, zu der unser Künstler immer wieder zurückkommt. So ist z. B. das Verhältniß zwischen Maria und Clavigo, wie zwischen Götz und Weislingen, völlig das nehmliche. Dort, wie hier, ein gutes und ein böses Prinzip, wovon das eine mit Geräusch, mit Glanz, mit äußern Hof-Würden und Bürden, das andere mit dem stillen Besitz Mariens und der Freundschaft eines Biedermannes anlockt, und in der Mitte ein Wählender, der sich nicht entschließen kann, und über die Unschlüssigkeit seiner Wahl zu Grunde geht. Dazu

kommen die pikanten und schönen Kontraste: dort, wie hier, sind Adelheid und Karlos zwei vollendet kalte Weltmenschen, ohne einen Funken anderer Leidenschaft in ihrer Brust, als den des Ehrgeizes und des höchsten sinnlichen Genusses. Beide sind daher, was sie sind, schroff, ganz — und fürchterlich in ihrem Fortschreiten, nehmen sie keinen Anstand, Alles was den Planen ihres Egoismus in den Weg tritt, — und wenn es auch das ihrem Herzen sonst Liebste wäre — unter die Füße zu treten. Auf einer gleichen Grenzlinie des moralischen, mit sich entzweiten Gefühls, schwankt auch der Faust, der daher nicht enden kann, ohne daß ihn — der Teufel holt. Mephistophiles ist ruhig — eben so der Sekretair in der natürlichen Tochter: in beiden behauptet das böse Prinzip völlig die Oberhand. Nicht so in dem Weltgeistlichen, oder in der Hofmeisterin. Beide sind im Kapituliren begriffen, und wir müssen abwarten, ob diese Kapitulation ohne eigene Zugrundrichtung ablaufen wird.

Die Antithese des Götz mit Herrmann und Dorothea, deren oben in Rücksicht auf Objektivität der Darstellung erwähnt wurde, wird vielleicht noch lebhafter, wenn man beide Werke nach dem verschiedenen Gesichtspunkt, den sie durch ihre Organisation darbieten, mit einander zu vergleichen sucht.

Streng genommen — könnte man sagen, daß der Karakter eines epischen Gedichts in Herrmann und Dorothea, eben so wie der eines dramatischen im Götz von Berlichingen, von dem Künstler verfehlt worden ist. Die Einheit der Zeit und der Handlung, die dort, im Epos, wo sie beobachtet sind, den Episoden eine fast zu dramatische Kürze auflegen, haben hier, im Drama, wo sie der Dichter vernachläßigte, eine für das Maß des Ganzen viel zu unverhältnißmäßige episodenreiche Länge und Breite herbeigeführt. Der Karakter einer Form aber — selbst wenn es eine äußerliche oder technische ist — verletzt sich nie ungestraft.

Und schon der Ernst, mit welchem Goethe, in der neuen Bearbeitung des Götz, Anstalt macht, diesem Uebel abzuhelfen, beweist wohl sehr klar, daß hier von etwas mehr, als von einem blos konventionellen Vorzug die Rede ist. So sind die Scenen

am Hofe des Bambergers, der Doktor Olearius, Liebetraut, und das große Weinfaß von Fulda, sämmtlich als episodische Erweiterungen weggeblieben. Es ist die Frage, ob der Auftritt zwischen dem Klosterbruder und Götz gleich im Anfang hätte Nachsicht finden sollen: da die Hauptabsicht des Dichters offenbar von dem Punkt ausging, die Gefangennehmung Weißlingens und dessen Abfall von Götz, und seine Schwester Maria zum Pivot zu machen, der das Ganze motivirte und um welchen sich die Handlung, in möglichst dramatischer Einheit, drehen sollte.

Von seltener, echt tragischer Kraft, und so, daß nur Weniges in der alten Ausgabe ihr beikommt, ist auch die Abschiedsscene zwischen Franz und Adelheid, wo jener sich, um den Preis ihrer höchsten Gunstbezeigung, mit dem Fläschchen zur Vergiftung des Weißlingen, seines Herrn, auf den Weg begibt. Sie steht an dem Fenster des Balkons und sieht ihn, wie er in die Nacht hinein reitet und den von ihr erhaltenen Schleier im Mondschein schwenkt. Plötzlich aber entdeckt ihr Auge eine schwarze verdunkelte Mönchsgestalt, die langsam feierlich am weißen Schimmel von Franz, auf der Heerstraße, vorüberzieht. Anfangs glaubt Adelheid, sie werden sich sprechen — aber sie scheinen sich nicht zu bemerken — Franz reitet weiter, und der Mönch kommt näher — und immer näher dem Schloß —

Denn die heilige Vehm' ist überall.

Nun ergreift sie Furcht und Entsetzen. Sie klingelt alle Bedienten des Hauses zusammen, sie heißt alle Thüren zuschließen — die Zugbrücken niederlassen. Vergebene Vorsicht! Der gespenstische Mönch rückt an den weißen im Mondschein stehenden Wänden ihres Wohnzimmers langsam vorbei — nach dem verstohlnen Genuß ein unsichtbarer Bote des Schicksals und des Lohns, der Adelheid von Weißlingen erwartet, zu büßen mit Strang und Schwert, zu büßen doppelte Missethat, die des Mords und des Ehebruchs.

Was von Adelheid gilt, kann man auch vom hiesigen Publikum sagen — es war kein Athem in der Versammlung vor Furcht und schauerlicher Erwartung — und ein lang anhaltender Beifall begleitete das tief gegriffene Spiel der Madame Becker, die in

dieser Rolle sich gleichsam selbst übertraf. Das Maß von Haltung, Ernst und Würde, daß sie mitten in dieser tragischen Heftigkeit sich auflegte, erinnerte uns aufs neue und höchst lebhaft an Alles, was diese vortrefliche Frau einst war, und was sie nun innerhalb eines Zeitraums von fünf und weniger Jahren in der ersten Kunstschule Deutschlands geworden ist. Dem Soubrettenfach, das ihre Talente verdeckte, durch einen, man darf wohl sagen, glücklichen Zufall entrückt: — entwickelten sich nun ihre Anlagen so schnell, daß es vielen ein Wunder schien. Immer bleibt es eine höchst angenehme Erscheinung, in Mad. Becker und ihrem Manne das entschiedenste tragische und das entschiedenste komische Talent unsers Theaters gleichsach in einem Paar vereinigt zu sehen.

Herr Malkolmi, als Ritter Selbitz, eine Rolle, die hier auch durch komische Zusätze interessanter geworden ist, spielte besonders mit echt altdeutscher, naiver Treuherzigkeit, in dem Auftritt wo er bis aufs Hemde, durch ein verwünschtes Kleeblatt schelmischer Ritter — nehmlich die Würfel — ausgezogen, vor der ehrbaren Hausfrau des Götz erscheint, und ihre Milde wegen einiger Kleidungsstücke in Anspruch nimmt.

Von Götz sag' ich Ihnen blos, daß ihn Hr. Graff spielte, und wenn Sie diesen braven Künstler kennen, oder ihn je in einem Trauerspiel auftreten sahn: so werden Sie es mit mir bedauern, daß mir der Raum verbietet, mich hier in eine weitläuftige Zergliederung seines Spiels einzulassen.

Auch der edle trotzige Lerse (Hr. Ehlers)', so wie Hr. Haide als Klosterbruder, und Georg (Hr. Unzelmann) verdienen ehrenvolle Erwähnung. Auf den Letzten will ich Sie besonders, als auf ein aufkeimendes, recht feines komisches Talent, aufmerksam machen.

Schade, daß wir Demoiselle Maß verlieren — für ein so naives und auszeichnendes Talent, wie das ihrige — dürfte nicht so leicht Ersatz zu hoffen seyn. — An sentimentalen Frauenzimmern ist leider auch bei uns eher Ueberfluß als Mangel.

Demoiselle Jagemann, die wenn man von unserm Theater spricht, als eine der ersten Zierden desselben, eher zuerst als zuletzt genannt zu werden verdient, und die durch die ihr inwohnende sel-

tene Vereinigung des komischen, tragischen und musikalischen Talents an die gerechte Bewunderung jedes Kenners Anspruch machen darf, ist neulich in der artigen Kleinigkeit von Stoll, Scherz und Ernst wieder aufgetreten, und erntete, wie immer, durch zierliche Gewandtheit, so wie durch die gute Laune, womit sie Alles beseelt, den allgemeinsten und entschiedensten Beifall.

Zeitung für die elegante Welt. 1805. 29. 30.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

— Ich habe nun Goethen wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette; wir tranken eine Flasche Champagner, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüßen Sie heute die Kleine von mir, und sagen Sie ihr dies: dann bin ich ihr untern Brüdern dreitausend Thaler mehr werth! —

Briefe vom Jahre 1805.

Louise, Königin von Preußen.

Indessen häuften sich die unglücklichen Ereignisse immer mehr — und ein Unglück, das mit einer zerschmetternden Gewalt sich verkündigte; von dem die Königin fühlte, es sei so unverschuldet; ihre Hoffnungen, die so getäuscht waren; die Leiden, die ihr Volk nun erdulden mußte: alles, was sich ereignet hatte, schien ihr unter dem Einfluß eines finstern Schicksals zu stehen, welches über ihr Land und über ihr Haus gekommen war. So entstand einen Augenblick in ihrem frommen Gemüth der Zweifel, ob, was geschehen war, einem Schicksal zu widerstreben, welches durch eine höhere Macht über die Welt gekommen zu sein schien, und ob, was ihr das Rechte gedünkt, auch wirklich das Rechte gewesen sei; und in diesem bedrängtesten Augenblick ihres Lebens

erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Goethe's Wilhelm Meister und schrieb in ihrem Tagebuche nieder:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Decbr. 1806. Goethe, W. M.

Louise, Königin von Preußen. Der preußischen Nation gewidmet. Berlin, 1814. 8. S. 49. 50.

Johann von Müller.

Auch hat Goethe mich durch seinen Verstand und viele Spuren einer großen Seele gewonnen. Wieland war ganz der Horazischen Episteln voll 2c.

Brief vom 25. März 1782.

Zu Weimar wurde ich auf's Beste empfangen. Die erneuerte Freundschaft des in den Tagen des alten Fürstenbundes viel mit mir verbundenen Herzogs, die ausnehmende Güte der bis in den Tod getreuesten Freundin Herders, der verwittweten Herzogin Amalia, das wohlthuende Geschäft mit Herders Nachlaß, der Frau von Staël mir ungemein werther Umgang, Benjamin Constant, Goethe, der mir immer lieber wird, und andere treffliche Männer und Damen, machten mir diese Zeit zu einem kurzen Augenblick.

Brief vom 25. Januar 1804.

Allerdings hat mich Goethe's Uebersetzung des discours (im Morgenblatt) sehr gefreut. Ich war eben recht ärgerlich und unmuthsvoll über die dummen Vorwürfe, als verrieth' ich die Sache der Nation, der Freiheit u. s. f., da kam jene, und zugleich eine

Recension desselben in der A. L. Z., das denn unsre politischen Damen sehr irre gemacht hat, weil sie viel an Goethe glauben.

Brief vom 24. April 1807.

Ungenannt.

Fragmente über den Geist der deutschen Litteratur.

— Es war bey aller Raserei des affektirten Geniewesens eine schöne Zeit in der deutschen Litteratur, die Zeit, daß Goethe's Name die Losung des Emporstrebens zur natürlichen und genialischen Selbstständigkeit unter den jungen Dichtern wurde, die der Natur Alles, und der Kunst nichts verdanken wollten. Dieser Revolutionssturm gegen die Regeln nnd gegen das alte Herkommen regte schlummernde Kräfte auf, deren es bedurfte, wenn die deutsche Litteratur endlich den Charakter annehmen solite, der dem deutschen Geiste angemessen war. Goethe's poetisches Verdienst, das in seiner Art einzig ist, analysiren, und die freie, durchaus ästhetische Naturansicht, die sich schon in den ersten Werken dieses damals noch jungen Mannes mit hinreißender Energie zu erkennen gab, von den moralischen Ansichten zu unterscheiden, an die man durch die vorzüglichsten unserer ältern Dichter, die muthwilligen ausgenommen, gewöhnt war, fiel keinem der jungen Enthusiasten ein, die sich an Götz von Berlichingen und an Werthers Leiden nicht satt lesen konnten. Dafür aber dachte man auch an kein peinliches und geflissentliches Nachahmen der Goethischen Manier. Jeder wollte nun seinen Weg gehen, wie Goethe keinen andern, als den seinigen, ging. Klopstock und Lessing stiegen noch im Ansehen, weil Werthers Lotte bei dem schönen Gewitter Klopstock! ausgerufen hatte, und auf Werthers Pulte, als man den melancholischen Schwärmer in seinem Blute fand, Lessings Emilia Galotti aufgeschlagen lag. Auch wirkte Goethe damals unmittelbar nur auf das deutsche Theater und auf

den deutschen Roman, und selbst auf diese nur in Verbindung mit dem englischen Theater und dem englischen Roman. — B.

Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Leipzig, in der Dyck'schen Buchhandlung 1807. Bd. IV. Stück 1. S. 119 f.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

— Aber Größeres stand ihm bevor, als er im December 1807 zu Jena das erstemal den universellsten und klarsten Mann seiner Zeit (den Mann, dessen Gleichen niemand, der ihn sah, je wiedersehen wird), den großen, ja einzigen Goethe, und sodann an dessen Hand zu Weimar den deutschen Normalfürsten erblickte! —

Werners Selbstschilderung im Felder-Waitzenegger-schen Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit. Thl. 3.

— Mußte doch der zum höchsten Ideal gleichfalls schon hingeschiedene Schiller und sogar der noch lebende teutsche Musaget*), als jener schon Stern erster Größe, dieser längst schon Sonne war unsers vaterländischen Sphärengesanges, beide noch durch den Tadel der Nicolaiten gepriesen werden, die mit all' ihrer Anmaßung und Seichtheit, doch ein schwaches Vorbild nur waren ihrer allerneuesten Nachfolger.

---

*) Auch ihm ward noch volle Gerechtigkeit nicht, wenigstens die nicht, die seiner Huld (dem eigentlichsten Kerne seines Wesens nämlich) gebührt, ihm, an den jeder, der ihn kennt, schwerlich zurückdenken kann, ohne sich zugleich der Worte Hamlets zu erinnern:

Es ist ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn!

Die Mutter der Makkabäer. Tragödie von Fr. L. Z. Werner. Wien, 1820. 8. Vorrede S. V.

Friedrich August Wolf.

Museum der Alterthums-Wissenschaft. Herausgegeben von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Berlin, 1807. Zwei Bände. 8.

Zueignung.

Goethe, der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken, als an den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhieß.

Doch nicht, um sich eines begünstigenden Genius unserer Litteratur zu versichern, wollten die Unternehmer dieser Zeitschrift ihr erstes Blatt mit Seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieses öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem so guten Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufschloß? Einen Hypopheten von diesem Verdienste, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verstummten Orakel auslegte, sondern selber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erken-

nen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, schon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth.

Ihr Wort und Ansehen, würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unsrer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren: wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Cultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre bloß erwerbsamer; ebenso denjenigen, der sich als den eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt: mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das Höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen, und sich mit einem und anderem Theile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber der allgemeinen Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher und

Ausleger des aus dem Alterthum fließenden Großen und Schönen; und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlichen Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keinesweges unvorbereitet sind, die höhere Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen seyn! Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüthe strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten!

Vor einem neuen Bildniß Goethe's, von dem Mahler Franck zu Berlin aufgestellt.

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ —

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sey mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß so sprechendes Bild ich stets vermißte;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn! dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.

Berlin, den 1. December 1822.

Den Verfasser überraschte, da er eben solch einer Freude höchst bedürftig war, dies Oelgemälde, das den alternden Dichter ihm fast in derselben Gestalt wieder darstellte, wie er ihn seit dem Frühjahre von 1786 außer sich nicht gesehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfasser, selbst im siebenundzwanzigsten Jahre, ihn, der in der schönsten männlichen Kraft strahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttner'schen Bibliothek, wo sich bald ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen und Unwesen überhaupt anknüpfte, ein Gespräch, woraus ihm noch manche geistvolle Ansichten gegenwärtig blieben bis in die neueste Zeit, wo er die Jenaischen und Weimar'schen Bibliotheken nach gleichen Grundsätzen geordnet, und gewissermaßen vereinigt sah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weisen entstand erst später, die dann, bei der Nähe der beiderseitigen Wohnorte, etliche glückliche Jahre hindurch, bis zu einer Freundschaft aufwuchs, die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf.

Morgenblatt. 1823. Nro. 99.

Johann Gottfried Woltmann.

Nicht weniger ächt volksthümlich, als Klopstock, aber reicher und vielseitiger in seinen Bildungen, trat auf Wolfgang Goethe, ein Dichter nicht allein seines Volkes, das sich an ihm herrlich erhob, sondern des ganzen Zeitalters, dem er als Dichter eben so ein neues Licht anzündete, als er das Ewige des Sonnenlichts neu zu deuten suchte, — denn auch als Physiker vorzüglich beschäftigt mit der Optik oder der Lehre vom Lichte, suchte er die Theorie Newtons vom Lichte oder von den Farben zu verbessern — und die der neuern vielfach angestrebten Kunst das volle Daseyn gab. Immer neu, eigenthümlich und schön, schuf er eine Reihe von künstlerischen Darstellungen, deren jede nicht ein einzelnes Werk, sondern eine eigene Gattung schien. In dem ersten, Werthers Leiden, gleichsam einem großen lyrischen Gesange, hauchte ein reiches Gemüth den herben Schmerz unglücklicher Liebe aus; dann

stellte der Dichter in Egmont mit dramatischer Vollendung einen frischen und kräftigen Helden dar, der im kühnen Kampfe um die Freiheit eines ganzen Volkes untergehet, und endlich entfaltete er mit epischer Fülle und Ruhe im Wilhelm Meister die reichen Gestaltungen einer ganzen Welt; gleich schön sah man in der Iphigenia auf Tauris die gestaltete und gerundete Tiefe der griechischen Schönheit wiederstrahlen, wie aus dem Göẞ von Berlichingen, nach Herders Ausdrucke, die Größe und Unförmlichkeit des deutschen Reichs aufstreben; dann entfaltete sich wieder die stille Heiterkeit und Genügsamkeit der einfachen Natur in Hermann und Dorothea, während der Widerstreit des Lebens ganz nahe gerückt, sich zart in dem Torquato Tasso, heftig und tief in dem philosophischen Faust bewegte. Und wenn man mit immer neuer Bewunderung zwischen diesen und andern Werken umhergewandelt ist, so wird man endlich mit gleicher Liebe zu dem Dichter selbst treten, und die Folge seiner Gedanken und Empfindungen, die er in seinen lyrischen Gedichten zu einem Kranze zusammengefügt hat, mit gleicher Heiterkeit, Anmuth, Ernst und Bildung durchleben wollen, als sie der Dicheer neu und unvergleichbar, und fast einzig in ihrer Art dargestellt hat. (Seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung ist ein eben so anziehender als reichhaltiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Bildung im achtzehnten Jahrhunderte.)

Die Weltgeschichte von Karl Friedr. Becker. Fortgesetzt von Johann Gottfried Woltmann (und K. A. Menzel). Berlin, 1808. Fünfte Ausgabe, 1826. S. 388 f.

Karl Ludwig Fernow.

Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, 1805.

— In den Skizzen zu einer Schilderung Winkelmann's ist gleichsam das Köstlichste dieser ganzen Gedächtnißfeier zusammengedrängt. Die Meisterhand, die sie entwarf, ist in jedem Zuge erkennbar. — Es sind goldene Worte tiefer Menschenkenntniß und

und gereifter Erfahrung eines Geistes, dem es vor allen gegeben ward, tief und hell in die Natur zu blicken, golden an Gehalt, Klang und Farbe; durch mehrere Ueberschriften zusammen gereihet, bilden sie einen herrlichen Kranz, die Stirne des Unsterblichen zu schmücken, dessen Bild aus ihnen in so mannichfaltiger Ansicht zurückstrahlt.

Jen. Allgem. Liter. Zeitung. 1805. Nro. 128 f.

Philipp Buttmann.

Wenn der Dichter die Personen, die er im Sinne hat, mit erdichteten Namen einführt, so ist dies in den meisten Fällen eine wahre Dilogie. Denn von einem Theil wenigstens der Leser will er so verstanden sein, als seien die Gedichte oder Beispiele, worin solche Namen vorkommen, bloß idealischer Art, und nur der Kundige entdeckt darin Verhältnisse und Thatsachen aus der wirklichen Welt. — Gesetzt also, was wohl möglich, daß deren manche im Horaz uns verborgen sind, so geht uns für unsern rein-ästhetischen Zweck nichts ab; so wenig als unserer Nachwelt etwas abgehen würde, wenn es ihr verborgen bliebe, daß Goethe seinen Lerse im Götz so benannte, um der redlichen Einfachheit eines Freundes, des seitdem verstorbenen bekannten Münzkenners gleiches Namens, ein gemüthliches Denkmal zu setzen; oder wenn es Schillern gefallen hätte, an der bekannten Stelle seines Tell einen minder berühmten Namen als Johannes Müller zu feiern. Beide Meisterwerke würden, so wie im Ganzen, so auch in diesen einzelnen Theilen so vortrefflich und vollendet sein, wie sie uns jetzt erscheinen.

Ueber das Geschichtliche und die Anspielungen im Horaz. 1808. In den Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin. 1815. 4.

Adam Heinrich Müller.

— Schon längst war ein sprechendes und unvergängliches Bild jener großen Hauptdissonanz unserer Zeit, des anscheinenden Widerspruchs zwischen den Besitzthümern des Geistes und denen unsrer körperlichen Natur, zwischen den Ansprüchen des innern Wissens und denen des äußern praktischen Lebens, oder zwischen den ökonomischen Bedingungen und den poetischen Aussichten unsrer Existenz, in einem deutschen Romane aufgestellt, für den es in der ganzen Geschichte der Litteratur nur im Don Quixote einen einzigen, weltumfassenden Pendant giebt — Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Wunderbare Klarheit, Bestimmtheit, Flüssigkeit und Individualität der Erzählung, ächt musikalische Darstellung des Karakters in der Begebenheit, des Daseins in dem schön gesicherten Besitz, sprechen jeden Leser an. Aber was bei immer wiederholter Rückkehr zu diesem außerordentlichen Werke, bei jeder neuen Beziehung desselben auf Welt und Zeit sich mehr entwickelt, ist die tiefe, ewig steigende Bedeutung. Es scheint auf die Ausbildung der poetischen Anlagen eines jungen Kaufmanns anzukommen; Theater, Liebe, jugendliche Verirrungen, vornehme Welt, Religion, Staat, greifen allmählich in die stille Geschichte ein. Der Unerfahrne sieht die dramatische Kunst, die Erziehung oder irgend eine einzelne Richtung des Helden für den letzten Zweck an. Indeß ist Bühne und alles endliche Spiel unversehens verschwunden; man steht auf der großen Bühne des Lebens, dieser Zeit insbesondre. Theater und Parterre, die so lange durch ein unübersteigliches Proscenium geschieden waren, fließen zusammen, und das alte Motto des Schauspielhauses, wo Shakespear's Werke ihr erstes Publikum fanden: „Der Mensch ist Schauspieler und Zuschauer zugleich," zeigt sich dargestellt mit dem unendlichen Reichthume unsrer Zeit. —

Der Geist deutscher Bildung, wie ihn die allen Zeitaltern und Nationen angehörenden Werke des deutschen Goethe ausdrücken, ist allen Riesen und Titanen, die ihn bestürmen möchten, gewachsen: die deutsche Litteratur schon in ihrer gegenwärtigen

Gestalt, und ohne Rücksicht auf künftige Blüthen, die herr=schende, in dem edelsten, bescheidensten Sinne des Worts! —

— Ich rühme an der deutschen Philosophie vornämlich, daß sie sich nach unzähligen, wenn gleich einseitigen, doch riesenhaften Unternehmungen zu jener großen Versöhnung des äußern mit dem innern Leben, auf die die Lehrjahre Meisters deuten, hinneigt; — Goethe und Novalis, in ihren Romanen, wurden durch Absicht und Zeit auf dieses Problem geleitet. — — Für unsern Zweck liegt uns der bedeutende Moment in Novalis Leben am nächsten, wo er sich aus der Bezauberung des Goethe'schen Romans emporwand, die reizenden Fesseln jener Dichtung trotzig von sich abstreifte, und zu sehen glaubte: Goethe wolle in dem gleichen Bestreben minder als er. Will er das Unendliche wie ich, schien er zu fragen, oder führt er mich in neue Schranken? Nein, er verklärt die Gegenwart zu früh: ist denn, was mich mehr als alles lockt und verführt, der Zauber der germanischen Naturpoesie schon ergründet?

Novalis ahndete, ohne ihn deutlich auszudrücken, den einzigen Vorwurf, der gegen Goethe erhoben werden kann: Die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie, ist selbst Goethe'n verborgen geblieben. An dieser Stelle ist er nicht rein von dem Anfluge der Zeit und den Einflüssen der Aufklärung: in der Gegenwart des Göttlichsten allein, kann man sich ihm, dem in allen übrigen Fällen man sich ergebungsvoll unterordnen würde, bescheiden gegenüberstellen, und in seine eignen bedeutungsreichen Werke den heiligen Sinn hineinlegen, den er selbst unverkennbar verläugnet.

Ich bin weit davon entfernt, zu verlangen, daß man vor lieb= und glaubenslosen Zeitgenossen das Wort nennen müsse, auf das sich alle übrigen Worte und Werke des Lebens beziehn. Es mag in vielen Fällen gerathener sein, die Gemüther durch stille Lösung der Kontraste und Widersprüche des sie unmittelbar umfangenden Lebens, in die philosophische und poetische Bewegung

zu bringen, aus der sich neue harmonische Bewegungen und so endlich auf die jedem Einzelnen angemessene Weise die Ahndung und das Gefühl und die Erkenntniß einer allgemeinen Versöhnung, eines alle Zerrüttungen, Kämpfe und Kriege des Lebens umfangenden Friedens erzeugen müssen. Wie menschlich, wie glücklich sind in Meisters Lehrjahren jene beiden Figuren, die dem Jüngling am ersten Scheidewege seines Lebens begegnen, die Oekonomie und die Poesie am Ende unter den Gestalten der Therese und der Natalie einander genähert. Was ihm einst durchaus himmlischer, und was ihm durchaus irdischer Abkunft erschien, das Göttliche und Menschliche hat sich nun durchdrungen, und wenn sein Wesen dem früh in ihm entschiedenen Geschlechtskarakter getreu sich auch mehr für Natalien entscheidet, so ist er doch für den Reiz Theresens nicht unempfänglich, was er einst bei Werners poetischem Gemählde einer Handelsstadt nicht zu ahnen schien.

Wer nun könnte uns, die wir einen immer tieferen Sinn in die Werke unsers Meisters zu legen arbeiten, wer könnte uns wehren an eine Vermählung des irdisch-himmlischen Geistes der germanischen, und des himmlisch-irdischen Geistes der antiken Poesie in eine einzige, schöne und mächtige Gestalt der Menschheit, deren Urbild vielleicht grade an der Scheidewand jener beiden großen Zeiträume aufgestellt sein möchte, kurz an die ächte Menschwerdung des Göttlichen, nach der wir alle, und alle Zeit- und Welträume mit uns streben, zu denken — wenn er nicht selbst, Goethe, vorsätzlich und sogar mit Spuren einer durch die hohe Gerechtigkeit seiner Seele unterdrückten, aber doch unverkennbaren Leidenschaft, das Wort vorläugnete, das wir allen seinen Werken, als Zweck und Ziel, unterlegen könnten.

Wie der Tadel gegen ihn beim Novalis, noch mehr bei dessen Nachfolgern und Freunden zur Welt kam, als Angriff auf die schöne Gebundenheit und Geschlossenheit seiner Kunst, oder auf seine Meisterschaft, bedurfte es nur der vierzehn Zeilen jenes unsterblichen S o n e t t s, um ihn zu beseitigen. Es möchte überhaupt nicht sowohl darauf ankommen, von seinen Werken an ihn selbst, sondern vielmehr von ihm an seine Werke zu appelliren. — Goethe's schöner Gehorsam gegen die äußerliche Gestalt des gegenwärtigen

Lebens, gegen das von Novalis so schnöde behandelte „Evangelium der Oekonomie,“ erlaubte ihm die Scene seines Romans in die Gegenwart zu versetzen, dagegen Novalis nur im Mittelalter den Boden für seine Gestaltungen der Welt finden konnte.

Ich hebe aus dem Gebiete der deutschen Kunst die Werke eines Meisters heraus, nicht bloß ihrer über das ganze Zeitalter hervorragenden Vortrefflichkeit halber, sondern als ewige lehrreichste Schule für das ächt künstlerische, ächt menschliche Leben. Alle Pope's und Racine's der Welt zum Schweigen zu bringen, bedürfte es nur einer leichten Erwähnung des Torquato Tasso von Goethe. Die Haltung, die Grazie, die Eleganz jener Dichter findet sich hier als bloßes Beiwesen eines Werkes, das den tiefsten Forderungen des Gemüths und des Lebens zu genügen, und etwas mehr als die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Zeit, die Konvenienz eines gewissen Hofes, den Geschmack und die Sitte eines einzelnen, vorübergehenden Publikums zu beschauen und zu beherrschen hat. Aber es kommt nicht darauf an, solche Arbeiten zu unwürdigen, schiefen und hochmüthigen Parallelen zu mißbrauchen! Das Universum der Kunst und nicht irgend einer von den längst beseitigten irdischen Gerichtshöfen des Geschmacks, ist die Bühne, auf der Goethe's Werke betrachtet werden müssen.

Ihm wurde die Bestimmung, durch die bloße innre wunderbare Gewalt der Kunst sein Vaterland von den engen Schranken jedes kritischen Wahnes zu befreien. Mit ihm beginnt, pflegt man zu sagen, die Morgenröthe der deutschen Kunst: ich sage lieber: er eröffnet die Künste dem wirklichen Leben; mit ihm fängt sich die höhere Einbürgerung der Kunst an, die ich vorher als unnachläßliche Forderung der Kunst an den ächten Dichter darzustellen suchte. Für ihn ist die weite Fläche von Deutschland, was für Hans Sachs seine Reichsstadt war.

Der Roman, mit dem Goethe zuerst die Augen der Nation auf sich zog, und der offenbar die ganze Direktion des deutschen Geistes änderte, Werthers Leiden, stellte die große Disso-

nanz der Zeit mit erschütternder und zerreißender Kraft vor dem Vaterlande auf. Es ist, als wenn der Genius der Harmonie durch einen zerschneidenden Akkord seine Ankunft verkündigte, als wenn der Schmerz sich erst in seinem Umfange, in seiner ganzen anscheinenden Hoffnungslosigkeit hätte offenbaren, als wenn das Problem in der ungeheuern Paradoxie eines Naturgemähldes von tiefsinniger Wahrheit hätte erscheinen müssen, um das große Muster versöhnender und vermittelnder Kraft, das Goethe aufgestellt, zu Stande zu bringen. Denen, die es ein Kunstwerk nennen möchten, hat Goethe zuerst durch seine eignen späteren Werke widersprochen. Unversöhnt mit dem Schicksal wird der Held von dem Zwiespalt des Ideals und der Konvenienz verzehrt. In dem Gegenstande seiner Leidenschaft verbergen sich wie in eine große Mysterie alle Zwecke seines Lebens. Religion, Poesie, alle ewigen Güter seines Daseins, gehen nach einander in der einen, endlichen Gestalt unter, die mit immer größerer Bitterkeit ihm versagt wird. Nichts kommt ihm zu Hülfe: der unerbittliche Dichter zündet Flammen über Flammen in seinem Busen an, läßt ihn verzehren und verlöschen. Der blüthenreiche Stamm, der sich einst so stolz an griechischer Klarheit sonnte, erstirbt allmählig; Ossian verdrängt den Homer; nordischer Nebel und Sturm entblättert, erstickt und vernichtet ihn.

Fünfzehn Jahre später, nachdem in der Brust des Dichters schon manche Versöhnung vollzogen, die unmittelbare Zwietracht befriedigt und der innre Widerstreit der Neigung und der Pflicht längst in höhere Welträume gezogen ist, da ein weiterer Kampfplatz sich für die Kriegeslust des Dichters aufgethan, da die oft wieder aufgerissenen Wunden, die das erste Werk geschlagen, endlich übernarbt, und der Tumult der deutschen Jugend gestillt ist — erscheint der Faust: aus jener Zeit, wo der Untergang der germanischen Welt zuerst sichtbar, die Geisterspaltung der letzten Jahrhunderte entschieden wurde, in die Gegenwart herbeigebracht. Die Zeiten haben sich gewandt, die Wissenschaft ist am Ende: Faust, unbefriedigt in seiner klösterlichen Zelle, ruft mit steinebewegenden Tönen die Geister um einen Tropfen Erfrischung an. Der Teufel nimmt sich seiner an, und führt ihn ein in das grüne, volle, üppige Leben; und wie er neben ihm steht, regt sich tief im Innern des Faust ein andrer

oder vielmehr derselbe Teufel. Beide einander entgegenwirkend zerstören den göttlichen Menschen, locken mit dem himmlischen Geiste seiner Augen, die paradiesische Unschuld der jungfräulichsten Seele, die es je einem Dichter zu sehen und darzustellen vergönnt war, in den Untergang, den sie bereiten, hinein: und unter Orgeltönen, die den kommenden Richter und Rächer verkündigen, und dem hinrasenden Faust schauerlich nachrufen, schließt sich das wundervolle Fragment.

In ihre Elemente aufgelöst, dem Universum wiedergegeben sind die persönliche Welt des Dichters im Werther, die Welt, der Lebenslauf eines ganzen glorreichen, blühenden Zeitalters, mit seinen Menschen, Gedanken, Staaten und Wissenschaften im Faust. Nun ist es Zeit, daß alles wieder beginne und aus seiner Asche sich erhebe. Unmerkliche, leise Verknüpfungen eines neuen Daseins trennen und schließen sich, und mit kaum hörbarem Tritt nähert sich Wilhelm Meister. Gereinigt von allen Stürmen und Flammen, denen er uns zu unterliegen schien, führt der Dichter sich selbst an seiner eignen Hand in das Leben und in die Kunst zurück. Seine eignen Lehrjahre, die lehrende und die lernende Welt umher, wie von einer überirdischen Sphäre, von Wolken herab lenkend, zeigt er wie ein Spiegel allen Fragenden auf gleiche Weise getreu, die Räthsel der Zeit und die Worte der Lösung. Fast ohne Spur der Vorliebe des leitenden Dichters steht der jugendliche Held unter allen seinen Verirrungen und Vorzügen da; nur hin und wieder bei den scheinbar unbedeutendsten Gelegenheiten und Handlungen streut jener himmlische Blumen in Worten um ihn her, und verräth die göttlich menschliche Begünstigung.

Diese drei Werke bilden den Faden, um den sich die Karakteristik des Dichters herschlingen muß. Sie verhalten sich wie Tod, Höllenfahrt und Auferstehung.

Keines der Werke, mit denen der Genius Goethe's uns erreute und dem großen Reiche der Kunst, von dem hier die Rede ist, näher brachte, ist absolutes Studium, reine Nachahmung früherer

Kunsterscheinung. Jedes strebt die einzelnen hinterbliebenen Formen der Vergangenheit unter sich, und dann mit der Gegenwart, zu versöhnen: jedes ist zugleich in der Zeit, und hebt durch die Lösung irgend einer großen Dissonanz über die Zeit, oder fördert die Zeit; die bezeichnet den eigenthümlichen Eindruck einer Kunstform auf Goethe, und alle geben den Zeitgenossen einen eigenthümlich deutschen, Goethe'schen Eindruck zurück. Er ist Souverain und dienender Bürger dieses Kunststaats, der freiste Dichter, weil er der gehorsamste ist.

Torquato Tasso von Goethe ist ein Gedicht über den Dichter und sein Werk; für das Verständniß der Poesie das lehrreichste und tiefsinnigste; in äußerer Form das vollendetste, den benachbarten Nationen zugänglichste. — — Unter allen Leiden des Dichters sieht man die Flügel des Genius der Poesie sich ausbreiten und wachsen, und wenn die Strenge in der Handlungsweise des Staatsmanns uns hier und dort verletzt, so haben sich dennoch am Ende Dichtkunst und Staatskunst in einen einzigen herrlichen Tempel des Lebens vereinigt. Die Liebe bleibt versagt, der Lorbeer entrückt: aber die Elemente der Welt, die sich zum Streite getrennt hatten, versöhnen sich wieder: vor ihrer gleichen, ewig nothwendigen Gewalt beugen sich die über den scheinbaren Zwiespalt wieder beruhigten Gestalten. Tasso, klar, flüssig, aber auch leicht zu beunruhigen wie Meer und Wasser, tritt in seine Schranken zurück: Antonio auf Festigkeit und Dauer trotzend, wie die ernährende Erde, giebt seine Ansprüche auf. Weich und durchsichtig, zwischen Himmel und Erde ausgebreitet, ewig unergreifbar für irdische Hände, wie die Luft, umfängt die ernste Eleonore wieder mit gleicher Gerechtigkeit die beiden irdischen Elemente; und das Feuer der andern, das hie und da zu entzünden drohte, stillt sich; der leichte Glanz, die schöne Lust eines fröhlichen Herzens bleibt zurück.

So schließt sich das ächte Kunstwerk: in lebendiger Deutlichkeit hinterlassen die schönen, verschwundenen Bilder den ewigen Gedanken des Lebens. Die irdischen Schicksale, die uns, wie die ed-

len Gestalten des Gedichts, quälten und zerrissen, stehen bei jeder folgenden Betrachtung reiner, ruhiger und bedeutender vor uns auf: Schmerz und Freude mildern sich gegenseitig zu Moll- und Dur-Akkorden einer wunderbaren Musik. Eben diese widerholte Betrachtung wird jedem, der sich dazu hingezogen fühlt, erhabneren Sinn in dem göttlichen Werke zeigen. Nur mit schwachen Farben habe ich es dargestellt; nur den Weg habe ich weisen können, auf dem man zu seiner Vortrefflichkeit sich emporhebt.

Ganz anders leitet Egmont, der neben Tasso betrachtet werden muß, zu derselben Höhe: der Ernst des Lebens, die bürgerliche Gesellschaft zeigt sich hier erschüttert und in Gährung, als Mittler zwischen Volk und Fürst drängt sich Egmont durch das Gewühl streitender Stände und Karaktere hindurch; er, den die Anbetung des Volks, die Liebe der Regentin, die Gunst des Königs zum versöhnenden, vermittelnden Herrscher zu bestimmen schien, wird ein Opfer seines liebreichen Willens. Das poetische Gemüth, das im Tasso die Ruhe der Welt zu stören schien, verzehrt sich hier in seinen heilenden Kräften und Absichten. —

— Fast die ganze moderne Staatsweisheit hat nichts Höheres aufzuweisen, als das Gespräch zwischen Alba und Egmont, das auf eine wunderbare Weise prophetisch die Verschmelzung vom Karakter der beiden Weltalter andeutet, von der in meinen Vorlesungen an so vielen Stellen die Rede gewesen ist. Wie nach einem schönen Frühlingstage von den Stürmen des Winters verscheucht, tritt der Sonnenstrahl hinter finsteres Gewölk zurück: tausend aufgebrochene Knospen der Freiheit und der Jugend scheinen sich wieder zu schließen. Der Held wird unterdrückt und fällt; sein Todesmoment ist da, wo ihm Ferdinand anzeigt, daß alle Wege der Rettung versperrt sind, und Egmont verzweifelnd ausruft: Keine Rettung, keine? — Da ermannt sich sein Glaube an der Freundschaft, dem Glauben, der Bewunderung des Sohnes seines Feindes. Die Zeit, deren alterndem Starrsinn er unterliegt, ist wirklich am Ende; Alba vermag ihr sein eigenes Kind sogar nicht mehr zu bewahren. Alle Grabesschauer verschwinden; auferstehend hebt sich der Held aus seiner Asche, sein Tod wird zum Triumphe, der Platz des unerbitterlichen Gerichts zum Felde des Sieges.

Keineswegs in einen Taumel der Freiheit wird der Zuschauer fortgerissen, das irdisch und das himmlisch triumphirende, die Zeit Alba's, die Vergangenheit, und die Zeit Egmonts, die Zukunft, behauptet ihre Rechte: Gesetz uud Freiheit sind versöhnt. — — Ungern trenne ich mich von der Welt des mir am nächsten liegenden Poeten: ganze Saaten der Schönheit und des Lebens muß ich für jetzt unberührt lassen, indem ich mich zu einem andern Dichter wende. —

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur, von A. H. Müller. Zweite Auflage. Dresden, 1807. 8. S. 51. 72. 165. 173. 178 2c.

— Der Künstler bildet aus zwei Elementen sein Werk, 1) aus einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die ihm die Natur darreicht, 2) aus einem einfachen Gedanken, den er von der Kunst, von dem Kunstgefühle in ihm, erhält. Zwei streitende Karaktere, z. B. Tasso und Antonio, sollen dienen nnd unterthänig sein einer künstlerischen Idee, z. B. der Einheit aller Kunst, der Staatskunst, der Kriegskunst, der Dichtkunst. Versuchen wir das Bildungsgeschäft des Künstlers näher zu betrachten. Auf der einen Seite der Gegensatz unter den widerstrebenden Gestalten, Dichter Tasso und Staatsmann Antonio, jeder mit großen, lebendigen Ansprüchen, daß der Sieg und der Lorbeer ihm und seiner Kunst zu Theil werde; jeder von beiden kräftig, reich und beredt genug, um den Dichter auf seine Parthei herüber zu zwingen. Auf der andern Seite der Künstler, oder vielmehr die Ahndung der Einheit, des Friedens zwischen beiden, die Ahndung einer die Dichtkunst und die Staatskunst vereinigenden Kunst. Man bemerke wohl, mit einem vollendeten Heldengedichte tritt Tasso auf: er hat in der Darstellung seines Gottfried von Bouillon schon gefühlt, wie „gleiches Streben Held und Dichter bindet," er hat gefühlt, wie der Dichter sich am liebsten zum Helden und zu seinen Thaten hinneigt. Er hat den Gegensatz vom Helden und Dichter, vom hohen Leben und von hoher Poesie, schon einmal aufgelößt. Die Einheit aber, die er ge-

funden, muß wieder dahin, sie muß zerspaltet werden in ihre Elemente, damit ein andrer Dichter, Goethe, einen andern tieferen und innigeren Verein zwischen Leben und Poesie schließen könne. Handelndes und Behandeltes, Dichtergeist und die Thaten des heiligen Krieges haben sich zu einem einzigen gemeinschaftlichen Handeln, zu einem einfachen poetischen Geiste verbunden: dieses Handeln heißt Tasso. Handelndes und Behandeltes, ein andrer Dichtergeist und die Leiden des Dichters Tasso verbinden sich zu einem noch höhern Handeln, zu einem poetischen Ganzen: dieses Ganze heißt Goethe. Es ließe sich ein noch erhabenerer Genius denken, der den jugendlichen Vollender des Schauspiels Tasso, Goethe'n, einführte, mit dem eben beendigten Werke, und aus dem eben geschlossenen Frieden, durch die Disharmonie der Welt, oder des Dichters mit ihr, eine neue noch furchtbarere Zwietracht zwischen Kunst und Leben erzeugte, um einen noch reinern Frieden zu schließen. Und so würde, wie wir im Schauspiel Tasso den Lorbeerkranz von Tasso's Haupt auf Goethe's übergehen sehn, der schöne Preis, von diesem auf die Stirne des Höheren versetzt, steigen, und weiter steigen, und endlich das Gebet des Tasso erhört und er zwischen Wolken verklärt werden. —

Prolegomena einer Kunstphilosophie. In; Adam Müllers vermischte Schriften. Wien, 1817. 8. Thl. II. S. 291.

— Sie alle sind schon Zeugen des vielbelobten Streites über die Vorzüglichkeit Goethe's oder Schillers gewesen. Man pflegt sich in solchem Streite meistentheils roh an die Vergleichung ihrer Werke zu halten, hingegen den Geist und die Natur der Absichten beider weniger zu beachten. Goethe ist der Virtuos in vollem Sinne des Wortes, und Schiller der Streber von einer Ungemeinheit und Erhabenheit des Sinnes, daß er sich mit den Größten dieser Gattung messen kann. — Wenn Sie betrachten möchten, wie er in allen seinen Werken, im Gefühle seiner Macht über die Ufer tritt, die er ihnen selbst angewiesen hat, während Goethe freilich

befriedigter nie das Flußbette verläßt, selbstzufrieden mit den Kieseln und den Blumen spielt, und sich vielmehr in seiner Klarheit und in seinen Schranken gefällt. Es sind dieses zwei durchaus verschiedene Naturen, die entweder gar nicht, oder nur von der Höhe aus, wo der Mensch und der Dichter als Eines erscheinen, verglichen werden dürfen. Wenn man das erhabene Drängen bemerkt, die Zeit, ihre Bewegungen, ihr Unglück und ihren Trost mit hineinzuziehen in den Kreis der Poesie; wenn so unendlich viel Großes zugleich erreicht werden soll, wenn der Sänger alle Schranken seines Instruments vergißt, wenn er die selbstverzeichneten Umrisse des Werks verläßt, und lieber scheitert und das Werk unausgesprochen läßt, ehe er das Vorhaben, wozu ihn die Natur und die ursprüngliche Gewalt seiner Seele nöthigt, ehe er das Vorhaben, die ganze Menschheit zugleich, und alle ihre Bedürfnisse, ihr stillstes Begehren, wie ihre lautesten Forderungen auszusprechen aufgiebt — so kann er allerdings nicht in die Schranken mit Goethe treten, der die Ruhe und die künstlerische Besonnenheit vor ihm voraus hat. Lassen Sie uns demnach jeden in seiner Art erkennen 2c. —

Von der Idee der Schönheit. In Vorlesungen gehalten zu Dresden im Winter 1807. 1808. durch Adam Müller. Berlin, 1809. 8. S. 101.

Friedrich von Schlegel.

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur. Von Adam H. Müller. Dresden, 1807. 8.

— Möge der Verfasser ferner an diesem Punkte der Einheit (dem Christenthum) fest halten, durch stetes Forschen sich denselben immer klarer und deutlicher machen, sich wie bisher rein erhalten von dem leeren und losen Wesen willkürlicher Konstruktionen, aber auch von gewaltsamen und unzweckmäßigen Anwendungen. Als eine solche glauben wir die auf Goethe durchaus ansehen zu müssen, an dem der Verfasser nur das Eine zu tadeln weiß, daß der Geist des Christenthums ihm verborgen geblieben

sei. Wir geben zwar gern zu, daß bei jeder neuen oder alten Philosophie unvermeidlich die Frage entstehen muß: wie ihr Verhältniß zur Religion sei, wenn sie nicht etwa selbst schon dieses Verhältniß angiebt und bestimmt. Mit den Künstlern kann und darf man es aber wohl keineswegs so strenge nehmen, und es scheint uns daher, als sei Hr. Adam Müller durchaus nicht berechtigt gewesen, dem vortrefflichen Dichter sein Glaubensbekenntniß auf eine so harte Art abzufordern, oder ihm das seinige aufzudringen.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 1808. Heft 2. S. 227.

Jens Baggesen.

Palinodie.

Der zarten Unschuld kühle Morgenröthe —
Das schüchterne Gefühl der ersten Liebe;
Die Christusoffenbarung meiner Jugend;
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe;
Die gar zu herbe, noch nicht reife Tugend;
Was früh zur Kunst des Dichters Seele wendet —
Entfernte lang mein krankes Herz von Goethe.

Der freien Weisheit warme Mittagssonne —
Das Gleichgewicht errungen durch Erfahrung;
Des Mannes größre Gottesoffenbarung;
Der vollempfundnen Liebe ganze Wonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunst vollendet —
Zog den nicht länger unberufnen Richter
Zurück zum größten aller deutschen Dichter.

Schiller und Goethe.

Wer ist erhabner? Im ewigen Flug lichtvoller Gedanken
Schwebet der Schiller'sche Geist, gleich der unendlichen Zeit;
Und in unendlicher Ruh', ausströmend die Gluth der Empfindung,
Dehnt sich das Goethische Herz, gleichend dem ewigen Raum.

Der Meister.

Zwischen Racinens gefälligem Fleiß, und des muthigen Shakspear's
Wilder Natur, in der Mitt'; aber erhöht — in der Kunst
Göttlichen Einfalt — steht der Dichtung strahlender Gottmensch
Goethe, der Mittler, und spricht: Kinderchen! kommet zu mir!

Die Jünger.

Möchten sie hören den Ruf, die lieben poetischen Kleinen —
Nicht ihn hören allein; auch ihn gebührlich verstehn,
Kinder zu sein sich bestrebend, nicht bloß in kindischem Scherzen;
Aber, was wichtiger scheint, auch in dem kindlichen Ernst!

Haideblumen. Amsterdam, 1808. 8. S. 197 rc.

Ungenannt.

v. Goethe (Joh. Wolfg.), originell classischer Belletrist der Deutschen. Geb. 1749.

Ihn hat die Phantasie
Am Zügel, statt Er sie.
Er schwärmt so leicht und lose
Wie Bienen um die Rose,
Und übernimmt sich nie.
Man liebt ihn rasch und munter,
Und weiß doch nicht mitunter
Warum? wofür? und wie?

Character=Epigrammen über ausgezeichnete historische Personen der alten und neuen Zeit. Ein Versuch von D. S. Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung. 1809. 16. S. 54.

Theodor Körner.

An Goethe, als ich den Faust gelesen hatte.

Fleuch auf, mein Lied, fleuch durch die Bahn der Sonne
Hinauf! Hinauf! durch aller Himmel Raum.

**Die Erde sinkt, das Dunkel ist zerronnen,
Ich bade mich im Urquell aller Wonnen;
Der Wahn entflieht, zur Wahrheit wird der Traum.
Im Frühlingshauche fühl' ich mich begeistert,
Mir flammt die Welt im nie geseh'nen Brand,
Der Sänger, der den Sonnenlenker meistert,
Er reißt dem Gott die Zügel aus der Hand.**

Es flammt die neue Leuchte durch die Ferne,
Er zündet sie mit ewig junger Gluth,
Und ras't harmonisch durch das Reich der Sterne,
Starr bleibt der Gott, daß er die Bahn erlerne,
Denn nimmer taucht der Wagen in die Fluth.
Der Sänger lenkt ihn durch des Aethers Freie,
Sein Ruf gebeut dem göttlichen Gespann,
Er strebt, gesalbt von seines Liedes Weihe,
Zum Urquell ew'ger Lebensgluth hinan.

Du hast die Zeit, den Wolkendruck bezwungen,
Frei schwillt das hohe Herz in Sphären = Pracht
Durch aller Zonen Weite ist's erklungen,
Es jauchzen dir harmonisch alle Zungen,
Das Todte ist zum Leben angefacht.
Was nie das junge Herz zu ahnden wagte,
Du sprichst es aus mit ungeheurer Kraft.
O, Heil der Sonne, die der Menschheit tagte,
Die sich die Welt zum Feuertempel schafft!

Des Lebens höchstes Streben klingt im Liede,
Die Töne rauschen fern im Adlers = Schwung.
Zur höchsten Pracht entfaltet sich die Blüthe.
In Flammengluth verklärt, wie der Alcide,
Lös't rosenroth der Tag die Dämmerung.
Und lieblich, mit des zarten Frühlings Schwellen,
Verjüngt sich die verödete Natur.
Gebadet in des Aethers heitern Wellen,
Tritt Faust hervor auf der verlöschten Spur.

Es neigen sich die Himmel, Sterne zittern,
Die Welt erkennt des Meisters hohe Hand.
Und wie im Sturm von tausend Ungewittern
Die Eichen stürzen, greise Fichten splittern,
Und das Gesetz sich lös't im ew'gen Brand,
Die Sonne doch zuletzt mit stolzem Prangen
Die Wolken bricht im ew'gen Siegerlauf,

So ras't das Lied, und will das All umfangen,
Und löſ't den Blick in Wonnethränen auf!

Es lebt in melodienvoller Stille
Hoch über Sonnen-Reichen der Gesang.
Heil, Dir! Gewaltiger, mit Jugendfülle
Zerreißt Du kühn des Lebens finstre Hülle,
In goldner Luft wogt Deiner Stimme Klang,
O! seelig, die des Liedes Nectar trinken,
Es trägt sie zu den Himmlischen hinauf.
Wenn einst die Welten, wenn die Sonnen sinken,
Blüht Dein Gebild im ew'gen Frühling auf.

Knospen von Theodor Körner. Leipzig, bei G. J. Göschen. 1810. S. 58 ff.

Ungenannt.

Goethe's Werke. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, 1806. 8.

— Mit eben dem Rechte ließe sich aus der Vielgewandtheit unsers Dichters, wodurch er in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht hat, schließen, daß an seinen Werken die Kunst einen nicht geringen Antheil habe, und daß alle jene schönen lyrischen, romantischen, elegischen, epigrammatischen, dramatischen und epischen Gedichte zwar göttlich seien, sofern sie ohne Eingebung von oben und ohne himmlische Begeisterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menschlich, und im höchsten Sinne des Wortes sein eigen, sofern in einer dem Schönen so ungünstigen Zeit, wie die unsrige, von seiner Seite die höchste Besonnenheit, der treuste Fleiß, und die regeste Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu sein, und ihrer in so reichem Maße gewürdigt zu werden. Dies bezeugt unser Dichter selber in der oft gedachten Zueignung, wo er die Kämpfe schildert, die er von innen und außen zu bestehen hatte, ehe er von der Muse die Weihe empfing. Vielleicht ist diese Verbindung künstlerischer Genialität mit philosophischer Klarheit des Selbstbe-

wußtseins, was unseren Dichter am meisten auszeichnet; und wer sich bemühet, die Spuren davon in seinen Werken aufzusuchen, wird immer größere Unterschiede zwischen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, daß die edle Einfalt dieser sich zu der seinigen verhalte, wie die ursprüngliche, sich selbst nicht kennende Unschuld im goldenen Weltalter zu der wiedererlangten in Elysium. —

— Die herrliche Elegie, welche überschrieben ist: Herrmann und Dorothea, setzt den hohen Werth des sittlichen Karakters unseres Dichters in das helleste Licht, und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Gesinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er seiner Muse bei der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben ihn zu beseelen. — Aus welcher Quelle sie auch entsprungen sein mögen, niemals wollen wir vergessen, daß einer der reichbegabtesten Dichter, der empfunden hat, was ein menschliches Herz empfinden kann, und die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens mit größter Klarheit durchschauet, keine Ursach fand, dasselbe zu hassen, und nichts darin entdeckte, was hätte seinen Eifer für die Vervollkommnung und Verschönerung desselben schwächen mögen. Eines so trostreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo so Mancher an so Manchem irre wird. —

— Wie innig bei unserem Dichter die Phantasie, welche schafft und der Witz, dessen Freude das Zerstören ist, verbunden sind, zeigen am klärsten die Epigramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann. Sie bestehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeisterung, unter deren Einflusse alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein gestimmt waren, um bei jeder noch so leisen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entsteht, die sich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbare schnelle Wechsel tiefsinniger Weisheitssprüche mit so vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Größte und Kleinste, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunst, Natur und Geschichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt

das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zusammen, denen ähnlich, in welchen er die erste Idee zu großen Werken faßt.

Gleichwie in diesen Epigrammen bacchische Begeisterung herrscht, so in den Weissagungen des Bakis prophetische. Wolle niemand zudringlich dem Dichter die Auflösung dieser Räthsel abnöthigen, oder, die er selber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden sie um so mehr nützen, je dunkler sie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbstständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müßte für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weissagungen und Orakeln, so daß auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleiße zu durchforschen, wobei er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh' und Lust und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben.

Jen. Allg. Litt. Z. 1809. Nro. 1. 2.

Die Wahlverwandtschaften. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1809. Zwei Theile. 8.

— Abgesehen von der künstlerischen Eigenthümlichkeit, welche das Werk durch diese Behandlung des Zufalls erhält, durch

die vielen aufgezogenen und vielfach verschlungenen Fäden, welche das Näheste mit dem Fernesten, das Größte mit dem Kleinsten verknüpfen, wird es dadurch noch in anderer Rücksicht höchst merkwürdig. Denn freilich fehlt es hier nicht an mancherlei günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen, nicht an ahndungsvollen Andeutungen, welche dieser Reihe von Zufällen den Karakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieterischer Vorherbestimmung geben. — Doch weder diese Andeutungen werden gehörig erwogen, noch jene Zeichen beachtet. Nur Einer ist auf manche aufmerksam, Eduard.— Aber seltsam und schauerlich! Wie die nichtbeachteten Vorbedeutungen alle eintreffen: so wird die eine beachtete trügerisch befunden. — Sehn wir nun die handelnden Personen noch von einer andern Seite an, auf einer wie hohen Stufe der Geistesbildung sie stehen, wie zart ihre Empfindung ist, wie sicher ihr Urtheil, wie kunstreich und wohlgeübt ihre Zunge, wie reich der Schatz ihrer Erfahrung, mit wie sinnvollen aus dem Innersten des Herzens und den unergründlichen Tiefen des Lebens geschöpften Weisheitssprüchen ihre Unterredungen und Selbstgespräche angefüllt, fast möchte man sagen, überfüllt sind: so wird hiedurch das furchtbare Gemählde vollendet, welches dieses wundersame Werk aufstellt von der Zeit, worin wir leben. Ja, was hier in dem Bezirk weniger Tritte und in dem Raum einiger Jahre waltet, und mit heimlicher schadenfroher Tücke so unsägliches Unheil und Irrsal anrichtet, ja es ist dasselbe, was seit zwei Jahrzehnten zum Entsetzen des menschlichen Geschlechts von einem Pol zum andern betäubend, verblendend, zerstörend den Erdkreis durchzieht, zum großen Zeugnisse dessen, was Charlotte sagt: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebehrden wie wir wollen.“ —

— Die Verwandtschaft zwischen dem Roman und dem Epos wird allgemein anerkannt. Der unsrige verläugnet dieselbe auch darin nicht, daß er, wie die Iliade und Odyssee, fast ganz dialogisch ist. Die Schwierigkeit, welche durchgängige Beobachtung

des Karakteristischen im Dialog schon im Drama hat, wächst, wenn sich, wie in unserem Roman so oft, die Personen nicht im Zustande der Leidenschaften befinden, sondern ruhiger Betrachtung: Wer von dieser Schwierigkeit Erfahrung oder Vermuthung hat, wird in dem Studium der Wahlverwandtschaften eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und des Vergnügens entdecken.

Bei der Sorgfalt, die der Dichter auf den wörtlichen Ausdruck gewendet hat, und bei dem Glück, womit es ihm gelungen ist, ihn zur Vollendung zu erheben, konnte es nicht fehlen, daß dieses Werk, wie jedes seiner früheren, den Schatz, den unsere Sprache hat, an geistreich gebildeten Worten und Fügungen, mit neuen vermehrte. —

Woher rührt es, daß dieses Werk, worin das gräßliche Spiel, welches das Schicksal mit dem Menschen treibt, uns so sehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung versetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer hohen und würdigen Ruhe auflöset? Dieses rührt her von der Weise, wie Ottilie ihre Schuld büßt. Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards ihr Gelübde gebrochen war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entschlusse, freiwillig zu sterben, rächt sie uns an dem Schicksal, so fern sie eine Kraft offenbart, die uns über dasselbe erhebt, und seinen Tücken unerreichbar macht. Denn was fesselt den, der zu rechter Zeit zu sterben weiß, was giebt es Heroisches, das ein solcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbstentleibungen ist die Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste, weil sie die größte Standhaftigkeit voraussetzt, und nicht als eine gewaltsame Empörung gegen die Gesetze der Natur betrachtet werden kann, sondern nur als eine ruhige Abweisung ihrer Forderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verstummt, und anfängt, sich die Nahrungsmittel zu entziehen, erscheint sie als ein überirdisches Wesen, als eine verklärte

Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstlich und freundlich unter ihnen einherwandelt. —

K. f. d.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1810. Nro. 16 17.

Adam Oehlenschläger.

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Goethe, Jean Paul.)

Der Erste steht als reine Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte einet schön die Zwei;
Der Vierte fühlt wie alle Drei.

Der Erste lebt in Griechenland;
Der Zweite lebt im deutschen Land;
Der Dritte lebt, wie's ihm gefällt;
Den Vierten trifft man in der Welt.

Der Erste meint: So ist es recht;
Der Zweite sagt: So ist es schlecht!
Der Dritte schweigt, und macht es gut.
Der Vierte macht es schlecht und gut,

Ich schätze hoch des Ersten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und spat;
Ich bete fast den Dritten an;
Der Viert' ist eben recht mein Mann.

Nachschrift.

Ein Jeder macht's so gut er kann!

Gedichte von Adam Oehlenschläger. Tübingen, 1810. 8.

Weiß ich doch noch, was der große Goethe oft sagte, als ich meine ersten deutschen Versuche unter seinen Augen begann und ihm solche vorlas: „Hm! das ist hübsch!“ — Sagen Sie denn

das so im Deutschen? — „Nein, wir sagen es nicht, könnten es aber sagen.“ — Soll ich es denn ausstreichen? — „Nein, thun Sie das ja nicht!“ — Vielleicht hat mich die Erinnerung dieser Worte dazu verleitet, je zuweilen zu dreist zu sein.

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Leipzig, 1823. (Vorrede zum 4. Theil.)

Friedrich Ludwig Jahn.

Alruna. Die deutschen Volksmährchen und Sagen geordnet als deutsche „Tausend und Eine Nacht.“ Wer sie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Musäus; muß einfältig vortragen wie Stilling, und hochgebildet sein wie Goethe.

Faust und Eulenspiegel. Weltlauf und Menschenleben in allen Verhältnissen. Der erste ganz besonders ist ein deutsches volksthümliches Wesen, unser Ikarus und Phaëthon; immer wiederauflebender Bauherr, bis auf unsre Tage. Damit soll keinem Vorwager Hohn gesprochen werden, aber eben so wenig gemeint sein, als dürfe ein jedes Federthier nachbetend und nachschreiend einen Faust fertigen, und statt den alten Urfaust und seine Erbsünde zu erfassen, sich unter einander bei der Nase zu kriegen, wie jene Gesellen in Auerbachs Keller. Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht. Was ich vom Faust weiß, habe ich zuerst von Goethe gelernt, dem deutschesten Dichter. —

Deutsches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Lübeck, 1810. 8. S. 391 2c.

Ungenannt.

Goethe hat in seinem Egmont dessen Charakter schön und so richtig gezeichnet, daß man seine Tragödie Geschichte nennen kann, diejenigen Punkte ausgenommen, die Schiller in seinen kleinen prosaischen Schriften berührt hat.

Geschichte des Grafen Egmont von August Bercht. Leipzig, bei J. C. Hinrichs. 1810. S. 69.

Leopold Schefer.

Werther in Sparta.

Zweifelst du, ob es nicht heut noch spartische Jünglinge gebe?
  Stets bleibt lüstern das Weib, und nur die Männer sind toll.
Oder gab es nicht heutige Jünglinge lang' auch vor Alters?
  Hör' einmal, wie es dort Werthern in Sparta erging:
„Wir Ephoren von Sparta, wir lassen dir, Alberten sagen,
  Daß du dem Werther alsbald leihest das willige Weib;
Daß der herrliche Jüngling dem Staat so herrliche Söhne
  Zeuge. Bleiben, wie vor, Dir und der Lotte geneigt.“

Gedichte. Herausgegeben vom Grafen Pückler von Muskau. Erster Band. Berlin, 1811. S. 314.

Kupferstich-Sammlung
auf
Goethe's Person und Werke bezüglich.

Bildnisse Goethe's:

Eine Silhouette (als Titelkupfer zu den „Letters from Wetzlar by Major James Bell. London 1821.") Goethe, at the age of 23.

D. Chodewiecki, 1776. (Vor dem 29ten Bande der allgem. deutschen Bibliothek.)

Geyser, 1776, en médaillon.

Liebe in Duodez.

J. Blaschke sc. Viennae. (Vor Benvenuto Cellini, Braunschweig, 1798.)

Lips in 4., mit offenen Haaren nach Stein gez. und gest. 1777. Zum 3ten Thl. von Lavater's physiognom. Fragmenten gehörig.

Lips in Octav nachgestochen.

Dasselbe nachgestochen von Uhlemann. (Vor dem 46sten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften.)

G. von Kügelgen gemahlt; gest. von C. Heß. (Bei Artaria in Mannheim.)

Dasselbe auf Stein nachgezeichnet von J. Liepmann, Berlin 1826.

Jagemann gemahlt; gestochen von Steinla. 1806. in 4.

Nannette B. nach Jagemann. Paris, 1818. in kl. Fol.

Jacob zu Paris in Steindruck, nach einer Zeichnung von Jagemann.

Fauconnier del.

From a picture by Geo. Dawe. Engraved by Thomas Wright. London, 1821.

Riepenhausen gestochen, nach Dawe in Stammbuchs-Blatt-Format.

Derselbe, ein anderes Bildniß in gleichem Formate.

Schule.

Henschel lithogr. (Vor den Scenen aus Goethes Leben.)

Schwerdgeburth, nach Rauch und Bovy. 1825. (Vor dem 2ten Hefte des 5ten Bandes des Goethe'schen Werkes: Ueber Kunst und Alterthum.)

C. Vogel gezeichnet, lithographirt von S. Bendixen. Mit einem Facsimile. Hamburg, 1826.

Im Sommer 1823 in Carlsbad nach der Natur gezeichnet von Kiprinski, Maler der St. Petersburger Academie und von Grevedon zu Paris lithographirt. gr. Fol. 1826.

Goethe's Garten bei Weimar. J. Roux del. et sc. (Mit Versen von Wilhelmi.) Nürnberg, Campe (1816) gr. Fol.

Goethe's Gartenhaus. Liber del., C. A. Schwerdgeburth sc.

Das Wohnhaus Goethe's in Weimar. (Dies Blatt ist von Ermer zu Weimar gezeichnet und gestochen, und eigentlich zu dem „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" gehörig.)

Goethe's Haus im Festschmucke des 3ten Septembers 1825; sammt acht dazu gehörigen allegorischen Bildern. A. Heideloff del., C. Ermer sc. (Zu dem Werke: „Weimars Jubelfest am 3. September 1825. 8. Weimar, 1825" gehörig.)

Scenen aus Goethe's Leben; bildlich dargestellt. Zum ersten Bande „Aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit." Ein Geschenk für die deutsche Jugend. 8. Berlin und Breslau, bei den Verfertigern Gebr. Henschel. (1821.)

Dieß überaus schön ausgestattete Büchlein enthält acht in einer eigenen Manier (illuminirt-lithographirt) verfertigte Blätter, mit den dazu gehörigen Stellen aus

Goethe's Leben und einem Vorworte von Franz Horn. (Ueber Kunst u. Alterthum. Von Goethe. Stuttgart 1820. 2ten Bandes 2tes Heft. S. 73.)

Die Herren Gebrüder Henschel haben auch ein Bildniß der Mutter Goethe's, nach einem in Berlin befindlichen Pastellgemälde von unbekanntem Meister, angefertigt.

Der Hof in Goethe's väterlichem Hause. Gezeichnet von Rösel, geätzt von Rabe. 1823.

Gestochener Umriß der Goethe'n im Jahr 1823 zugeschriebenen Pflanze: Goethea.

Siehe „Ueber Kunst und Alterthum. 4ten Bandes 2tes Heft. Stuttg. 1823."

Zwei Vignetten zu der „Zweyten ächten Auflage der Leiden des jungen Werthers. Leipzig, Weygand. 1775." Ohne Namen des Künstlers.

Zwei andre Vignetten zu der im Jahr 1776 zu . . . erschienenen franz. Uebersetzung von Werther's Leiden. Die Scene, wo Lotte Brod abschneidet und die, wo Werther auf dem Sterbebette liegt. D. Chodowiecki del. et sc.

In Leipzig sind im Jahr 1776 zwei Blätter in Großoctav erschienen: Das eine ist ein Schattenbild in Profil, ohne Unterschrift, und das andre ein ausgezeichnetes Profilbild eines Frauenzimmers, mit der Unterschrift Lotte.

(Allgem. deutsche Bibliothek. 27r Bd. 2s St. Berlin, 1776.)

The last interview of Werter and Charlotte. James Northcote pinx. C. Knight sc. London. 1784.

Albert, Charlotte and Werter. Charlotte J said holding out my hand to her, and my eyes full of tears, we shall again see one another here and her eafter. Augsbourg, by T. F. Haid.

Werter contemplating on Charlottes Wedding Ring. Designed by H. Kingsburg.

Leztere zwei Blätter gehören zusammen und sind in geschabter schwarzer Manier. gr. 4.

A view of Walheim with the Schoolmaster's Daughter and her Childern. Drawn by Werter. Miller pinx. Wm. Sedgwick sc. (London, 1775. in gr. 4.)

Charlotte and Werters Visit to the Vicar of S. Miller pinx. Wm. Sedgwick sc. (London, 1786.)

Letztere zwei Blätter gehören wiederum zusammen.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand; nach einer Zeichnung Tischbeins, von Susemühl in Tuschmanier bearbeitet und braun abgedruckt. 31 Zoll hoch und 9 Zoll breit. (Es ist der Augenblick dargestellt, wo der Held mit dem gefangenen Weislingen auf seiner Burg heimgekehrt ist, sich der, mit dem Gefangenen verlebten, Jugendtage erinnert, und ihn aufmuntert, die Gegenwart zu vergessen, und die Vergangenheit zurückzurufen.)

Scenen aus Goethe's „Herrmann und Dorothea." Drei Blätter in kl. 8. von Chodowiecki, 1798.

Zehn Kupfer Catel del., Kose, Boll sc. (Zu der Ausgabe des Gedichtes vom Jahr 1808.)

Composition, gezeichnet von Gauermann, gestochen von Rahl. Nürnberg, 1811.

Ein Holzschnitt dazu von Gubitz.

Zwei Scenen aus Cellini's Leben. L. Maillard del., J. Blaschke sc.; in dem Braunschweiger Nachdrucke.

Zwei andere Scenen aus Cellini's Leben nach F. Catel's Zeichnung gestochen von F. W. Bollinger; im Taschenbuch auf das Jahr 1804 von Wieland und Goethe.

Vier Scenen zur Pandora von Goethe. Grüner inv. et sc.

Drei Scenen zum Egmont. H. Näke del., Jury und Schwerdgeburth sc.

Drei Scenen zum Tasso. H. Dähling del., Heß und Meyer sc.

Drei Scenen zum Faust. H. Näke del., C. A. Schwerdgeburth sc.

Die letzteren neun Kupfer gehören zum Taschenbuch: „Urania auf das Jahr 1815."

Scene aus Goethe's Faust. Illuminirt. Nürnberg.

Umrisse zu Goethe's Faust, gezeichnet von Retzsch. Stuttgart 1820.

Darstellungen zu Goethe's Faust, von Ludwig Nauwerck. 1tes Heft in 4 Blättern. Hamburger Steindruck. Fol. 1826.

Dreißig Kupfer zu verschiedenen kleinen Goethe'schen Dichtungen; Acht zum Götz von Berlichingen; Acht zum Egmont; Acht zur Iphigenie; Eins zu den Geschwistern und Eins zu den Vögeln.

Sämmtliche sechs und fünfzig Blätter sind von J. H. Ramberg gezeichnet und gestochen von: Schwerdgeburth, A. W. Böhm, W. Jury, J. Ramney und J. Axmann. Sie gehören zu dem Taschenbuche: Minerva 1821 bis 1827.

Faust und Margaretha, nach unbekanntem Meister, lithographirt von Tepe. Berlin, 1824.

Der Besitzer des Original-Oel-Gemäldes, Hr. General von Rühl zu Berlin hat diesen Namen dem Bilde gegeben, obgleich es gewißlich in durchaus keiner Beziehung zu Goethe's Faust steht. Denn Goethe ist Urheber des Namens Margarethe in Bezug auf Faust, und das Gemälde unstreitig eines italiänischen Malers Arbeit, welche irgend zwei sich verlobende Personen darstellt.

Kupfer zu den von Christ. Friedr. Himburg veranstalteten Ausgaben der Goethe'schen Schriften. kl. 8.

Lotte, wie sie ihren Geschwistern Brod abschneidet. J. C. Krüger del. D. Berger sc.

Werther im Garten liegend, Stock und Hut neben sich. J. C. Krüger del. D. Berger sc.

Werther sterbend. Die Pistole liegt auf dem Fußboden. D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Werther's Brustbild in Medaillon. Darunter die Scene, wie Werther kniend Lotten umarmt. D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Lotte's Brustbild; als Pendant zu dem vorigen. Unter dem Medaillon die Scene, wie Werther in das Zimmer tritt, als Lotte ihren Geschwistern Brod abschneidet. D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Dasselbe Blatt mit der Scene, wie Lotte mit ihrer Schwester, Werthern, dem Pfarrer, dessen Frau und kleinem Sohne vor dem Pfarrhause auf einer Bank sitzt. D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Werther (wie das vorige) mit der Scene unter dem Medaillon, wo Lotte und Albert auf einer Bank im Garten sitzen und Werther ihr kniend die Hand küßt. D. Chodowiecki. del. D. Berger sc.

Lotte (wie das vorige) mit der Scene u. d. M., wo Lotte auf Alberts Geheiß dem Knaben die Pistolen einhändigt. D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Ein Kupfer zu den Worten: „Du bist's doch nicht, Lottchen!" Chodowiecki del. Geyser sc.

Ein Kupfer zu den Worten: „Ich dachte — und gab auf meine B... acht." Chodowiecki del. Geyser sc.

Vignette von J. W. Meil inv. et sc.: Werther zeichnend.

Götz von Berlichingen mit dem Bruder Martin. J. C. Krüger del. D. Berger sc.

Derselbe: „Ich will euch lehren, wie man Wort hält." (4ter Akt.) Chodowiecki del. Geyser sc.

Clavigo: „Ich danke Dir, Bruder! Du vermählst uns." (5ter Akt.) D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Erwin und Elmire: „Er ist nicht weit!" D. Chodowiecki pinx. D. Berger sc. (Dieses Blatt stellt Demoiſ. Huber als Elmire in dem Goethe'schen Schauspiele vor.)

„Stella! nimm die Hälfte des, der ganz Dein gehört."

(Stella, 5ter Akt.) D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Claudine von Villa Bella. „Quäle Deine liebe Seele nicht!" D. Chodowiecki del. D. Berger. sc.

Kupfer zu „Goethe's Schriften. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1787 — 1790."

Erster Band: Lotte sitzt am Klaviere, Werther daneben mit Malchen. Ramberg del. Geyser sc.

Lotte mit ihrer Schwester an dem Brunnen, Werther steht vor demselben. D. Chodowiecki fec.

Allegorische Vignette zu Werther's Leiden von J. W. Meil del. et sc.

Zweyter Band: Götz von Berlichingen mit dem Bruder Martin. D. Berger sc.

Selbitz liegt verwundet an einem Baume, Götz steht vor ihm, Lerse und Georg zu Pferde, hinter ihnen ein Trupp. D. Chodowiecki fec.

Vignette zu den Mitschuldigen: „Ha! bist Du staubig! Komm! An Dir will ich mich laben." (3ter Aufzug.) Chodowiecki del. Geyser sc.

Dritter Band: Orest und Pylades stehen gebunden vor Iphigenien. H. Lips fec. Romae.

Titelvignette zur Iphigenie. Oeser del. F. Gregory sc.; so wie noch zwei Vignetten dazu am Anfange und Ende: H. Lips fec. Romae.

Vierter Band: Stella und Fernando im Garten. Mechau del. Geyser sc.

Titelvignette: Fernando umarmt Stella und Cecilien. D. Chodowiecki del. F. Gregory sc.

Triumph der Empfindsamkeit. D. Chodowiecki del. et sc.

Fünfter Band: Egmont und Clärchen. Angel. Kaufmann del. Lips sc. Romae.

Vignette: Egmont schlafend; die Freiheit naht sich mit dem Kranze seinem Haupte. Oeser inv. Geyser sc.

Sechster Band: Erwin und Elmire. H. Lips fec. Romae.

Allegorische Vignette: H. Lips fec.

Siebenter Band: Faust in seinem Zimmer. H. Lips fec. (Dieselbe Composition ist auch nach einem viermal so großen Blatte vorhanden.)

Vignette zu Jery und Bätely. H. Lips fec.

Achter Band: Ein allegorisches Kupfer. Goethe's Büste steht auf einem Postament. A. Kaufmann del. H. Lips sc.

Eine allegorische Vignette.

Kupfer zu „Goethe's neue Schriften. Berlin, bei Joh. Fried. Unger, 1792—1800."

Erster Band: Eine gestochene Tafel, zu dem Aufsatz über Cagliostro gehörig.

Siebenter Band: Ein Kupfer zu der Ballade: „Die Braut von Corinth." Meno Haas sc.

Ein Kupfer zu den „Elegieen." H. Meier del. Fr. Bolt sc.

Vignetten zu Goethe's Werken.

Wien und Stuttgart, 1816—1822.

Sämmtlich von C. Schnorr und Rabe gezeichnet und durch C. Rahl und C. Schnorr gestochen.

Zwei allegorische zu den Gedichten, zwei zu Wilhelm Meister's Lehrjahren, eine zum Tancred, zum Götz von Berlichingen, zur Iphigenie, zur Fischerin, zum Faust, zum Groß-Cophta, zu Herrmann und Dorothea, zu den Aufgeregten, zu den Wahlverwandtschaften, zwei zum Cellini, sechs zum Leben, eine zu Rameau's Neffen, eine allegorische zum west-östlichen Divan, eine eben solche zum Winkelmann, und eine zu Wilhelm Meister's Wanderjahren.

Musikalische Compositionen
zu
Goethe'schen Dichtungen.

Adami, H., auserlesene Gesänge von Goethe, Seckendorf und Müchler; mit Begleitung der Guitarre. Hamburg, Vollmer 1810.

Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang von Goethe, in Musik gesetzt von J. André. Offenbach, André 1775. fol.

Das Blümchen Wunderschön von Goethe, fürs Fortepiano von J. A. Anschütz. Bonn, Simrock 1806.

Drei Gesänge von Goethe von demselben Componisten. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

J. W. von Goethe's sechs Lieder aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, für das Klavier gesetzt von Th. K. Arnold. Mainz, 1803.

Auswahl der auserlesensten Gesänge von Schiller, Goethe, Voß, Tiedge, Matthisson, Salis 2c., in Musik gesetzt von Mozart, Haydn, Reichardt, Himmel, Hurka 2c., fürs Pianoforte, die Guitarre, Violine, Flöte arrangirt von Bornhardt. Hamburg, Vollmer 1808 — 10. Fünf Hefte.

Beethoven, L. v., sechs Gesänge von Goethe. Op. 75. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— — Drei Gesänge von Goethe. Op. 83. Ebend.

— — Gesänge und Zwischenakte zu Egmont. Op. 84. Ebend.

— — Kennst du das Land 2c., Lied von Goethe. Wien, Cappi.

— — Sehnsucht, von Goethe. Ebend.

Beethoven, L. v., Neue Liebe, neues Leben (Herz, mein Herz, was soll das geben?) Hamburg, Böhme.

— — Meeresstille und glückliche Fahrt, von Goethe, vierstimmig mit Orchester. In Stimmen. Wien, Steiner et Comp.

— — Dasselbe. Op. 112. Klavierauszug und Singstimmen. Ebend.

— — Bundeslied von Goethe. Für eine Solostimme und Chor. Op. 122. In Partitur und Stimmen. Mainz, Schott.

Berger, Louis, Gedichte von Goethe und Schiller. Op. 9. Offenbach, André.

— — Colma, Scène Ossianique. Ebend.

Blum, C., der Erlkönig von Goethe. Altona, Cranz.

— — Der Fischer von Goethe. Ebend.

— — Kleine Blumen, kleine Blätter, vierstimmiger Gesang, für eine Singstimme arrangirt von T. Gäde. Berlin, Lischke.

Bierey, G. B., drei Lieder von Goethe. Berlin, Schlesinger.

— — Dämagogisch, Gedicht von Goethe, für eine Singst. und vier Frösche, mit Pfte. Breslau, Förster.

Bornhardt, J. H. C., die Braut von Corinth, Ballade von Goethe. Braunschweig, Spehr.

Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernh. Theod. Breitkopf. Leipzig, bey Bernh. Christoph Breitkopf. 1768. (Siehe Goethe's Leben. Theil 2. Seite 271.)

Cario, Clärchens Lied aus Goethe's Egmont von Reichardt, mit Veränderungen für die Singst. Altona, Cranz.

Die Braut von Korinth, Ballade von Goethe, in Musik gesetzt von Christmann. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1799.

Crelle, A. L., das Blümchen Wunderschön, Lied des gefangenen Grafen, von Goethe. Op. 6. Berlin, Trautwein.

Diabelli, A., Menschenschicksal von Goethe: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß." Wien, Cappi.

Eberwein, C., Lieder aus Goethe's west-östlichem Divan. Hamburg, Böhme.

— — Lieder von Goethe. Leipzig, Hofmeister.

— — Trinklied von Goethe. (Mich ergreift, ich weiß nicht wie.) Hamburg, Böhme.

Eberwein, C., Morgengruß an Goethe zu dessen Jubiläum am 7. Nov. 1825. Gedichtet von F. W. Riemer. Componirt für zwei Soprane, Tenor und Baß. Mit Begleitung des Pfte. (Partitur und Stimmen.) Berlin, Schlesinger.

— — An Weimar. Lied zu Goethe's Jubiläum. Gedichtet von Weichardt. Für eine Baßstimme mit Begl. des Pfte. Gesungen beym Festmahle auf dem Stadthause zu Weimar von Strohmeier. Ebend.

Fischer, G. E., zwölf Lieder von Goethe ꝛc. Berlin, Schlesinger.

Giuliani, M., sechs Lieder von Goethe, Schiller, Matthisson und Tiedge. Op. 95. Wien, Riedl.

Greisinger, J. C., der Fischer von Goethe, für eine Singstimme mit Pfte.-Begleitung. Brünn, Traßler.

Groenland, P., die erste Walpurgisnacht von Goethe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— — Lieder, Balladen und Romanzen von Goethe. Ebend.

Grund, F. W., sechs Gedichte von Goethe. Hamburg, Böhme.

Gyrowetz, A., allgemeines Volkslied zur Erinnerung des 18. u. 19. Octobers von Goethe. Wien, Weigl.

Harder, A., Nähe des Geliebten, von Goethe. Op. 8.

Häser, A. F., zwölf Gedichte von Gerstenberg, Goethe ꝛc. für eine Sopranstimme. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Häser, W., der Bräutigam, Gedicht von Goethe, Seitenstück zu Weber's Serenade von Baggesen, für eine Baßstimme mit Pfte. Leipzig, Hofmeister.

Hauptmann, M., Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa, aus Goethes Faust. Fürs Pfte. Leipzig, Peters. 1821.

Häusler, E., drei Gedichte von Schiller, Goethe und Pfeffel. Op. 43. Augsburg, Gombart.

— — Kennst du das Land ꝛc. von Goethe. Ebend. 1800.

Himmel, F. H., sechs Lieder von Goethe, mit Pianof. oder Guitarre. Op. 21. Ebend.

— — Trost in Thränen, von Goethe; für Sopran und Tenor. Op. 38. Ebend.

Kanne, F. A., der Fischer, Gedicht von Goethe. Mit Klavier- und angehängter Guitarre-Begleitung. Leipzig 1802.

— — Der Junggesell und der Mühlbach, Gedicht von Goethe, in Musik gesetzt. Ebend. 1802.

Keller, C., Lob der Nacht (Singet nicht in Trauertönen.) Op. 19. No. 4. Hamburg, Böhme.

Kesaer, J. v., Kennst du das Land ꝛc., Lied von Goethe. Wien, Cappi.

Kienlen, Lieder aus Goethe's Faust. Berlin, Schlesinger.

Klein, Bernh., acht Gedichte von Goethe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— — Gretchen (Ach, neige, Du Schmerzensreiche,) aus Goethes Faust, für Sopran. Berlin, Christiani.

Zwölf Lieder, für eine Baßstimme, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt vom Freiherrn Nicolas von Krafft. Leipzig. (Kophtisches Lied. Der Rattenfänger. Jägers Abendlied.)

Kreutzer, C., Gretchens Klagelied aus Goethe's Faust. Wien, Pennauer.

— — rastlose Liebe, Gedicht von Goethe, für zwei Singstimmen mit Pfte. Ebend.

Kuhlau, F., rastlose Liebe, von Goethe. Hamburg, Cranz.

Lecerf, J. A., neun Gesänge zu Goethe's Faust. Für eine Singstimme mit Pfte. Berlin, Magazin für Kunst, Geographie und Musik.

Leonhardt, F. E., Lieder von Goethe, Schiller und Langereit. Wien, Paterno.

Lerche, T. W., Lied von Goethe: Mit einem gemalten Bande. Berlin, Laue.

Löwe, C., drei Balladen von Goethe, Herder und Uhland. Op. 1, Livre 1. Berlin, Schlesinger.

Mayer, A., Sechs Gedichte von Goethe, Salis, Hell, Körner und Berfeldt; für vier Männerstimmen, ohne Begleitung. Op. 9. Leipzig, Hofmeister.

— — Mignons Lied: Kennst du das Land ꝛc., dem Dichter am 70. Geburtstage gewidmet. Dresden, Meinhold.

Methfessel's Auswahl beliebter Gesänge für Guitarre. (No. 7. Der Harfner von Goethe.) Leipzig 1810.

Eine Serenate von Goethe in den „Serenaten beim Klavier zu singen", in Musik gesetzt von C. G. Neefe. Leipzig, 1777.

Nicola, C., Lied von Goethe: Ach wer bringt rc. Hannover, Bachmann.

Nußbaumer, Fr., Gretchen (Meine Ruh' ist hin) aus Goethe's Faust, mit Pfte. oder Guitarre. München, Falter.

Plachy, W., sechs Lieder von Goethe und Matthisson. Op. 15. Wien, J. Cappi.

Reichardt, Gustav, sechs Lieder von Goethe, Tieck, Matthisson und Körner. Op. 3. 1stes Heft. Hannover, Bachmann.

Reichardt, Joh. Friedr., Musik zu Goethe's Werken. 1r Band: Erwin und Elmire. 2r Band: Lyrische Gedichte. Berlin, 1794.

— — Goethe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen. Drei Abtheilungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1809.

— — Monolog aus Goethe's Iphigenia. Als Probe einer musikalischen Behandlung dieses Meisterwerks. Leipzig, G. Fleischer 1804.

— — Clärchens Lied: Freudvoll und leidvoll rc., mit Veränderungen für die Singstimme. Berlin, Lischke.

— — Lieder von Goethe, arrangirt für die Guitarre von Gläser. Leipzig 1809.

Ries, F., sechs Lieder von Goethe. Op. 32, 35. Hamburg, Böhme.

Romberg, A., Erlkönig von Goethe. Wien, Leidesdorf.

— — Oden und Lieder von Klopstock, Herder und Goethe. Neue Aufl. Bonn, Simrock.

Rungenhagen, C. F. sechs Lieder von Goethe, Schiller, de la Motte Fouqué und Schütze. Op. 7. Berlin, Schlesinger.

— — neun Lieder von Goethe, Novalis rc. Ebend.

Scheibler, C., allgemeine Beichte von Goethe, für vier Singstimmen. Augsburg, Gombart.

Schlözer, K. v., drei Lieder von Goethe, Salis und Stolberg, für Alt, Tenor und Baß, ohne Begleitung. Hamburg, Cranz.

— — Erlkönig, Ballade von Goethe. Ebend.

Zwölf Lieder von Tieck, Goethe, Novalis, A. W. Schlegel, Mereau und Mahlmann, mit Begleit. des Pianofortes, componirt von W. Schneider. Peniz, 1807.

Wechsellied zum Tanze, komponirt von W. Schneider (in der Zeitschrift Apollon, 1803. Stück 4.)

Schnyder, X., Wonne der Wehmuth, von Goethe, ein sentimentales Quartett für Sopran, Alt, Tenor und Baß, ohne Begleitung. Partitur nebst Klavierauszug zum Einüben und Singstimme. Bonn, Simrock.

— — acht Gesänge von Goethe. Bonn, Simrock.

Schreiber, der Harfner und die Harfnerin von Goethe. Leipzig 1792.

Schubert, Franz, Erlkönig, Ballade von Goethe. Op. 1. Hamburg, Cranz.

— — Gesänge des Harfners, aus Wilhelm Meister von Goethe. Op. 12. Wien, Cappi u. D.

— — Suleika, und Geheimes von Goethe. Op. 14. Ebend.

— — drei Gedichte von Goethe (An Schwager Kronos. An Mignon. Ganymed.) Op. 19. Wien, Diabelli et Comp.

— — Suleika's zweiter Gesang aus dem west-östtichen Divan von Goethe. Op. 31. Wien, Pennauer.

— — Willkommen und Abschied. Op. 56. Ebend.

Schwertzell, Wilhelmine von, zwölf Lieder von Goethe, Fouqué rc. für eine, zwei u. drei Singstimmen. Leipzig, Probst.

Seckendorf, Siegm. Freiherr v., Volks- und andere Lieder mit Begleitung des Fortepiano; drei Sammlungen. Weimar, Hoffmann 1779. (Samml. 1. 5. der Fischer. 14. Das Veilchen. Samml. 2. 12. aus Goethe's Monodrama Proserpina. 14. Aus demselben Monodrama: Laß dich genießen rc. Samml. 3. 6. Der König in Thule.)

Seidel, Friedr. Ludw., Jery und Bätely von Goethe, in Musik gesetzt.

Seidel, Friedr. Ludw., an die Erwählte von Goethe, in den „Liedern mit Begleitung des Fortepiano. Berlin 1808. Erstes Heft."

Stegmann, Erwin und Elmire, von Goethe. Königsberg 1776.

Sterkel, J. F. X., sechs Gedichte von Goethe. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Lehritter. Bonn, Simrock.

Steup, H. C., die Einsamkeit von Goethe. Amsterdam, Steup.

— — Kennst du das Land ꝛc. von Goethe. Ebend.

Stöpel, F., Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa, aus dem Faust von Goethe. Erfurt, Suppus.

Tomaschek, W. J., Gedichte von Goethe. Prag, Enders. 3 Hefte.

Weber, C. M. v., Jägers Abendlied von Goethe. Berlin 1804.

Weber, Gottfr., Geistesruf von Goethe. Mainz, Schott.

Wendt, A., Sechs Lieder von Schiller, Goethe, Herder und Tieck. Bonn, Simrock.

— — Lieder von Goethe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Wiessner, J., Nähe des Geliebten, von Goethe. Grätz, Ferstl.

Zelter, Carl Friedr., Johanna Sebus von Goethe, für eine und mehrere Singstimmen. Leipzig, Peters.

— — Die Rechenschaft von Goethe, mit Chor. Ebend. 1810.

— — sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen für das Pianoforte. Berlin, im Kunst= und Industrie=Comtoir. Vier Hefte, welche 25 Goethe'sche Dichtungen enthalten.

— — Neue Liedersammlung. Zürich und Berlin 1821. Enthält eilf Lieder von Goethe und eine Titel=Vignette, des Componisten Bildniß in Medaillon von M. Eßlinger ad viv. del. et sc.

— — Sechs deutsche Lieder für die Altstimme, mit Begleit. des Pianof. Berlin, T. Trautwein (1826.) Enthält fünf Lieder von Goethe.

Zelter, Carl Friedr., Sechs deutsche Lieder für die Baßstimme, mit Begleitung des Pianoforte. Berlin, Trautwein (1826.) Enthält vier Lieder von Goethe.

Zulehner, C., Epiphanias oder die heiligen drei Könige, von Goethe, komisches Terzett für einen Tenor und zwei Baßstimmen, mit Pianof. Op. 14. Mainz, Schott.

Zumsteeg, J. R., Colma, ein Gesang Ossians von Goethe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1805.

— — Ueber Thal und Fluß getragen rc. von Goethe in den „Gesängen, beim Klavier zu singen."

Goethe's Bildniß
auf
Medaillen, in Sculptur, in Eisen, in Biscuit, auf Porzelan, in Stahl, in Gyps und in Glas.

Die auf Goethe geprägten Medaillen.

1) Vorderseite: Bildniß, mit der Umschrift: Joannes Wolfgang Goethe.
Rückseite: Ein Adler, der nach der Sonne schwebt. Auf der Erde liegt eine Leier und eine von Lorbeer umwundene Larve.
Darunter; H. Boltschaus. F. (17. . .)

2) Vorderseite: Bildniß, mit der Umschrift: Goethe.
Rückseite: Ein himmelanschwebender Adler, der einen Lorbeerkranz in den Klauen hält.
Darunter: A. Bovy f. 1824.

3) Vorderseite: Die Bildnisse des Großherzogs und der Großherzogin von Weimar.
Rückseite: Das mit einem Kranze geschmückte Bildniß.
Darunter: Brandt fec.
Randschrift: Carl August und Luise. Goethen zum 7. November 1825.

4) Vorderseite: Bildniß.
Rückseite: Ein Eichen-, ein Oel-, und ein Lorbeerzweig, die sich zum Kranze schlingen für die Inschrift: Dem 7. Nov. 1825.
Darunter: August elica Facius.

5) Vorderseite: Das mit Lorbeer umkränzte Haupt, mit der Umschrift: Joh. Wolfg. von Goethe.

Rückseite: Die ganze Figur des Dichters, im antiken Kostüme, zwischen der tragischen und lyrischen Muse stehend, die ihn mit dem Kranze der Unsterblichkeit krönen.

Darunter: G. Loos dir. F. König fec. 1826.

Bildnisse Goethe's in Sculptur.

Von Alexander Trippel zu Rom 1787: eine Marmorbüste mit bekleideter Brust. Das Gewand wird durch eine tragische Maske auf der rechten Seite zusammen gehalten. Diese Büste ist auf einer orientalischen Granitsäule im fürstlichen Schlosse zu Arolsen, als Pendant zu der Büste Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, aufgestellt. Beide Büsten sind von dem Prinzen Christian von Waldeck bestellt.

Von ... Klauer zu Weimar: ein Modell in Naturgröße mit unbekleideter Brust; in gebranntem Thone und einigen Gypsabgüssen.

Von Friedrich Tieck zu Berlin 1801: ein Modell mit bekleideter Brust, in Naturgröße und vielen Abgüssen.

Von demselben zu Rom 1806: eine colossalle Büste in Hermen-Form, auf Bestellung Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern für Wallhalla in Marmor ausgeführt.

Von demselben zu Jena 1820: ein Modell in Naturgröße ohne Bekleidung.

Von Schadow zu Weimar 1815: eine über die Natur geformte Maske, welche späterhin auch in Metall gegossen worden ist.

Von demselben zu Berlin 1817: Darnach eine Büste in Marmor aufgeführt, welche in dem Atelier des Künstlers aufgestellt ist.

Von demselben: ein Bildniß in Profil nach dem Leben in Wachs poussirt zu einem Medaillon, welches in sehr wenigen Exemplaren sowohl in Bronce als in Eisen gegossen worden ist.

Die Vorderseite zeigt das Bildniß mit der Unterschrift: Joann. Wolfgang de Goethe aetatis suae LXVI. anno. Die Rückseite zeigt den Pegasus mit der Umschrift: Ἀγ' ω φιλον μοι πεγασον πτερον. Der Durchmesser dieses Medaillons beträgt zwei und ein viertel Zoll.

Von Chr. Rauch zu Jena 1820: ein Modell in Naturgröße nach dem Leben geformt, mit unbekleideter Brust. Diese Büste ist für den Herrn von Quandt zu Dresden in Marmor ausgeführt worden.

Von . . . Flattres zu Paris 1824: ein colossales Modell, ohne Benutzung der Natur, in Hermen-Form.

Skizzen zu Statuen, Goethe'n darstellend.

Von Emil Wolf zu Berlin (gegenwärtig in Rom) 1818: eine Skizze in sitzender Stellung, in der rechten Hand einen Griffel und in der linken eine Schreibtafel haltend. Diese kleine Figur ist in Gyps gearbeitet, und in dem Atelier des Hrn. Directors Schadow zu Berlin aufgestellt.

Von Chr. Rauch zu Berlin: eine Skizze in sitzender Stellung, den linken Arm auf die Sessellehne gestützt. Diese Skizze ist in Bronce ausgeführt worden.

Von demselben: eine zweite, die rechte Hand in den Mantel gehüllt. Modell in Gyps.

Von demselben: eine dritte, in stehender Stellung, die rechte Hand auf einen Dreifuß stützend und in der linken einen Lorbeerkranz haltend. Diese Skizze ist für Ihre Königl. Hoheit, die Prinzessin Wilhelm von Preußen, Schwägerin Sr. Majestät des Königs, in Bronce gegossen. Darnach noch einmal, welcher Abguß in Rauch's Atelier befindlich ist.

Von demselben: eine vierte Skizze, in sitzender Stellung, welche von dem vor Kurzem zu Frankfurt a. M. verstorbenen kaiserlich russischen Staatsrath, Hrn. Moritz v. Bethmann, zur Ausführung im Großen bestimmt worden ist. Diese Skizze ist ebenfalls

in Erz gegossen und befindet sich in der Sammlung des Königl. Gewerbe-Institutes zu Berlin.

Von der Frau Bettina von Arnim, geborne Brentano im Jahr 1825: ein kleines Modell in Gyps, welches Goethe'n sitzend, mit einer Psyche gruppirt, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz, und in der linken eine Leyer haltend, darstellt.

In der Königl. Eisengießerei bei Berlin ist Goethe's Bild dargestellt

a) in Bronceguß:

Eine lebensgroße Büste nach Rauch's Modell, im Jahr 1822 gegossen; gegenwärtig in der Mustersammlung des Königl. Ober-Berg-Amts für die Brandenburg.-Preußischen Provinzen befindlich. Diese Büste wiegt acht und vierzig Pfund und ist durch den Ciseleur Glanz sehr sauber ciselirt. Einen zweiten Abguß derselben, in demselben Jahre veranstaltet, hat der Herr Professor Rauch im rohen Bronceguß empfangen und demnächst ciseliren lassen.

b) In Eisenguß:

Eine kleine Büste auf einem Postamente, welches mit einer Lyra geschmückt ist; zwölf Zoll mit demselben hoch, nach einem Modelle von Posch. Von dieser Büste sind viele Exemplare gegossen worden.

Ein Portrait in Relief, nach einem Modelle von Posch; drei und einen halben Zoll im Durchmesser. Von diesem ist gleichfalls eine bedeutende Anzahl gegossen.

In der Kunst-Eisengießerei des Herrn S. P. Devaranne zu Berlin ist gegossen:

Ein Brustbild Goethe's in Relief, modellirt von Obigem in den letzten Tagen des Jahres 1826; drei und drei viertel Zoll im Durchmesser.

Die Medaille von A. Bovy zu Genf, aus dem Jahre 1824, in Eisen.

Davon durch die Verkleinerungs-Maschine Goethe's Bildniß zu Leibschlössern, Busennadeln und Ringen; in den drei Größen: anderthalb, ein, drei achtel Zoll.

In der Königl. Porzelanfabrik zu Berlin ist verfertigt worden:

Eine Büste Goethe's in Biscuit, nach Rauch's Modell; zwölf Zoll hoch. 1822.

Dieselbe verkleinert, ebenfalls in Biscuit, modellirt von C. Fischer; fünf Zoll hoch.

Zweierlei Tassen mit Goethe's Bildniß: Die eine Art nach dem von Schule gestochenen, welches sich auch vor der letzten Ausgabe der Leiden des jungen Werther befindet. Die andere Art nach dem Steindrucke von S. Bendixen. Die Unterschaalen der letzteren sind mit einem Fac simile Goethe's geziert.

Herr Carl Fischer zu Berlin

hat im Jahre 1825 Goethe's Bildniß in Profil, nach Rauch's Büste, in der Größe von fünf achtel Zoll in Stahl geschnitten, und

im Jahre 1827 ein Medaillon, ebenfalls mit dem Profilkopfe, neben welchem ein sprossender Lorbeer auf der einen und ein Dreifuß auf der andern Seite gestellt ist, zwei und ein viertel Zoll im Durchmesser, verfertigt, welches zum Metall- und Eisengusse bestimmt ist.

Herr Reinhardt zu Berlin,

(academischer Künstler,)

hat Goethe's Bildniß, nach dem Stahlschnitte von C. Fischer, auf einer Glas-Paste von derselben Größe dargestellt, welche sich zu Siegelringen, Busennadeln und sonstigen Einfassungen sehr wohl eignet. Derselbe hat auch die Vorderseite der Medaille von A. Bovy in Glas geschnitten.

Siehe „Goethe's Schreiben über Reinhardts Glas-Pasten." Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage Vossischer Erben. 297stes Stück. 1826.



Goethe's Vater



Goethes Mutter

Anhang.

Ich theile hier, mit besonderer Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung, — in getreuen Copien — zwei Briefe mit, welche meinem Werke als ein unschätzbarer Anhang zum schönsten Schmucke und zur edelsten Zierde gereichen werden.

Der voranstehende Brief von Wieland ist in dem Nachlasse des als philosophischen Schriftstellers rühmlichst bekannten, im Jahre 1819 zu München in Gott entschlafenen Geheimen Raths Jacobi gefunden und theilweise in dessen von Fr. Roth herausgegebenen Briefwechsel mitgetheilt worden. Das Original befindet sich als eine Schenkung des Großherzogl. Weimar'schen Kanzlars, Herrn von Müller, in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Der zweite Brief ist von Goethe's Eltern — Johann Caspar und Catharina Elisabeth Goethe — an ihren Freund Schönborn, da sich derselbe noch als Königl. Dänischer Consul in Algier aufhielt, gerichtet, und hat ein sehr erzählungswerthes Schicksal gehabt.

Nachdem nämlich Schönborn von seiner Stelle in Algier an die Königl. Dänische Gesandschaft in London versetzt worden, lebte er daselbst beinahe dreißig Jahre hindurch und begab sich darnach im hohen Alter nach Deutschland zurück. Hier hielt er sich größtentheils in Emkendorf bei dem Herrn Grafen Reventlov, in dessen Armen er auch verschieden ist, und bisweilen in Hamburg in dem Hause des Herrn Friedrich Perthes auf. Dieser bewahrte ihm zehn Jahre lang eine Anzahl Kisten mit Büchern und Papieren, welche er aus England mitgebracht hatte; stets wollte Schönborn sie öffnen, aber es kam nicht dazu. Nach seinem

Tode geschah dieß. Die Bücher kaufte die Universitäts=Bibliothek in Kiel an sich und die Manuscripte wurden seiner Freundin, der Gräfin Catharine zu Stolberg, einer Schwester der gefeierten Grafen Christian und Friedrich Leopold, übergeben. Außer den genannten Kisten befanden sich aber noch drei aus Africa mitgenommene, welche so wenig in England als in Deutschland geöffnet worden, mithin während fünf und dreißig Jahren geschlossen geblieben waren. Hierin fand sich eine Mappe mit Briefen aus der Jugendzeit und unter diesen — der vorliegende Brief.

Auf Ersuchen vermachte der würdige Hr. Fr. Perthes (zu Gotha) den gefundenen Schatz dem Herausgeber dieses, zur Zeit in Berlin, der ihn zur Feier von Goethe's Jubiläum, des 7. Novembers 1825, der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar öffentlich geweiht hat.

Schließlich sei es mir vergönnt, den Wunsch meines Hrn. Verlegers zu äußern, der dahin geht: die beiden folgenden Briefe nicht anderweitig abdrucken, sondern als sein Eigenthum betrachten zu wollen. Der Herausgeber.

Christoph Martin Wieland an Friedrich Heinrich Jacobi.

Dienstag, den 7. huj. Morgens um 5 Uhr, liebster Fritz, ist Goethe in Weimar angelangt.

O mein bestes Brüderchen, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war? Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath von Kalb (wo er wohnt) am nehmlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tisch saß u. s. w.

Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Crisis, die diese Tage über in mir vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethen, wie ein Thautropfe von der Morgensonne.

Denkt euch das und alles übrige dazu — ich bin zu voll, um schreiben zu können.

Aber dies hab' ich freilich bei dieser Gelegenheit erfahren; es ist unmöglich, Goethe selbst lange zu lieben, wenn man nicht gewiß ist, nicht fühlt oder zu fühlen glaubt, daß er uns auch liebe. Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte; und wenn's möglich ist, daß aus Weimar was gescheidtes werde, so wird es Seine Gegenwart würken.

So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe worden ist, so fühl' ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verliehren, mir noch theurer worden ist, als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in Ihm — und das ist gewiß noch einmal so viel.

Wenn Sie Allwills Papiere in einem Feuer fortschreiben könnten, sagt Goethe, und Wieland mit ihm, so wird es ein gar herrliches Werk werden.

O! daß ich Ihnen nur auf vier Wochen meine Muße geben könnte.

Wenn nur auch Fritz noch bei uns wäre!

Doch es ist besser so; ich könnt' euch beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zween Dämonen, wie Ihr seyd, würde mein Körperlein verzehren.

Aber im Jahr 76. müssen wir uns wiedersehen, dafür hilft nichts.

Keine Umarmungen in Briefen mehr. Was ich empfinde, wenn ich ein Blatt an Euch anfange oder schließe — wenn ich (wie itzt) im Besitz meiner ganzen Empfindungskraft bin, versteht sich — ist zu weit über alle solche Ausdrücke.

Sie können Sich völlig darauf verlassen, daß es zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können.

Ihrem ersten Brieflein auf dies seh' ich mit Sehnsucht entgegen.

Weimar, den 10. Novemb. 1775.

W.

An Herrn Secret. Schönborn, in Algier.

Frankfurth am Mayn d. 24 July 1776.

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 28. Octb. 1775. an Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr 6 Wochen hernach alhir richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant seyn mögte. Ich fange vom Ursprung seiner izigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortige Herschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren, und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen izigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und Vertretten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch

seine kleine Schriften (alter Colomosius) womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur schäzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schönen Geister seyn, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnet, und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofr. Schlosser in Emmeding betrift, kan er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie dan eben diese Schwarzen Männer mit weisen Krägen den 2ten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellet fanden, und daher den weltl. Arm zur Confiscation reizten. Er kam auch erst mit seinem Anti-Pope zum Vorschein. In den Ephemeriden der Menschheit, eine Schrift die in Basel heraus kommt, trifft man auch verschiedene Aufsäze von ihm an ꝛc. Hactenus Goethe Pater. Lieber Bester Freund! Sie müssen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft oft an Ihnen denke, immer gern wissen mögte Was unser Freund Schönborn in Alschier betribe u. d. m. Sie erinnern Sich doch, daß beynahe 3 Jahr Verfloßen sind, da wir so Vergnügt beysammen Waren und Weintrauben assen. Ich dächte Sie wären lang genug in der Barbarey gewesen, hätten lang genug Verschleierte Menschen gesehen, mein Rath den Ihnen mein Freundschaftliches Herz gibt ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Wolust große Menschen um und bey mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt sind:) ist's Himmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je besser, es soll Ihnen Wohl thun, Was Wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz Von Anectoten, Geschichten u. s. w. daß ich mich anheischig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — —

Von Seen und Meeren, Städten und Dörffern, Menschen und Mißgeburten, Elevanten und Schlangen. Das soll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieses wünscht Ihre ganz eigne Freundin C. E. Goethe.

Antworten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren ob die 4 piesen glücklich in Ihre Hände gekommen sind. —

Zusätze und Berichtigungen.

Seite 7 füge unten die Anmerkung hinzu: die ersten zehn Bändchen dieser Ausgabe (in Duodez-Format) sind bereits erschienen.
— 12 Zeile 7 von unten lies statt Copta — Cophta.
— 24 — 13 v. u. schalte vor „Littfas" die Worte ein: Mit einem Holzschnitte, Werthern auf ein Grab-Denkmal gestützt und auf der Flöte spielend, darstellend.
— ⸗ — 11 v. u. streiche „bei dems." und setze dafür: in der Zürngibl'schen Buchdruckerei. 18. . (S. 40.) Mit einem Holzschnitte, Lotten darstellend, wie sie Werther's Grabmal bekränzt.
— 31 füge nach Zeile 17 die Anmerk. hinzu: der Herausgeber dieses Werks ist der in Berlin lebende Geh. Legations-Rath Herr von Varnhagen van Ense.
— 32 Zeile 7 v. u. schreibe statt Sechs — Sieben, und Zeile 5 v. u. füge die Worte: „B. VII. S. 498." hinzu.
— 37 muß die Ueberschrift: „Urtheile über Goethe und darauf Bezügliches" lauten.
— 40 Zeile 9 fehlt der Zusatz: Frankfurter gelehrte Anzeigen. 1773. S. 169 ff.
— 45 — 3 v. o. lies statt gnmacht — gemacht.
— 49 — 10 v. u. ist vor V. „dem" einzuschalten.
— 50 — 13 v. u. ist „S. 169 ff." zu streichen.
— 51 — 12 v. u. ist der Zusatz: „an J. G. Hamann" zu machen.
— 52 — 8 v. u. ist Ihr in ihr umzuändern.
— 59 — 15 v. o. schreibe man: „Ich bin's!"
— 85 — 15 v. o. lies größtentheils.
— 103 setze als erste Ueberschrift: Karl August Küttner.
— 107 — 13 v. u. lies statt J. C. F. Schultze — J. C. Friedr. Schulz.
— 315 streiche die Ueberschrift: „Ungenannt", weil der folgende Aufsatz von demselben Verf. herrührt, wie der voranstehende.
— 376 — 17 v. u. lies statt Goethesn — Goethe's.
— 411 — 7 v. u. tilge die Ueberschrift: „Ungenannt" und setze dafür: August Bercht.

Seite 417 schreibe über die erste Zeile: Bilder zu Goethe's Faust, von Peter Cornelius. Frankfurt am Main, 1816. Folio.

— = füge nach der dritten Zeile hinzu: Retzsch's outlines to Goethe's Faust, engraved by J. Kennerly; containing 26 plates with a portrait of the author. London, published by James Bulcock. 1827. Duodez=Format.

— 420 Zeile 6 v. o. lies statt nach einem viermal so großen Blatte — in einem viermal so großen Maaßstabe.

— 429 — 1 v. u. lies Ang(elica) Facius.



